Aus den Tagen der großen Kaiserin.

Historische Novellen

von

Levin Schücking.

Erster Band.

Prag und Leipzig,
Verlag von J. L. Kober.
1858.

Die Odalisken.

Erster Theil.

Erstes Capitel.

Von Kaiser Karl dem Sechsten, glorwürdigen Gedächtnisses.

Unter den ehrwürdigen und hochachtbaren alten Herren, welche dereinst in den „guten alten Zeiten“ mit römisch=kaiserlicher Majestät und hispanischer Grandezza unser liebes deutsches Vaterland regiert haben, war Kaiser Karl, der Sechste dieses Namens, sicherlich einer der respectabelsten. Er war ein Monarch, der die Wissenschaften und die Künste liebte und selber nicht geringe Kenntnisse sich erworben hatte; wenn auch im Ganzen mehr friedliebenden Sinnes als nach kriegerischem Ruhme begierig, hatte er doch in seiner Jugend stets den ritterlichsten Muth bewiesen. Man kennt jenen Beweis seltener Unerschrockenheit, den Karl VI. ablegte, als er an Bord der englischen Flotte unter dem Admiral Rook im Begriff war, von Holland nach England und von dort in sein schönes Königreich jenseits der

Pyrenäen zu reisen, welches doch nie das Seine werden sollte. Auf der Höhe von Vliessingen überfiel die Schiffe ein ganz entsetzlicher Sturm; haushohe Wellen stürzten über das Deck und drohten Alles wegzuspülen, was nicht geradezu an Mast oder Planke festgeschmiedet war oder — auf Seemannsfüßen stand! Wie das Spielzeug eines Kindes wurde das Admiralschiff von den tobenden Wogen hin- und hergeschleudert. Rook bot alles auf, den jungen Erzherzog und König vom Deck zu entfernen, und ihn in seine Kajüte zu schicken. Aber vergebens: „Ich werde mich nicht von hier wegbegeben, weil ich den Fleiß und die Mühe, so Ihr und Euere Officiere mir zu Liebe aufwendet, beobachten will!" sagte der unerschrockene königliche Passagier. Das Unwetter nöthigte die Flotte, zu wenden und nach Holland zurückzukehren. Man rieth hier dem Könige, von dem Wagniß abzustehen, welches in der Reise nach England während der stürmischen Zeit des Februarmonats liege. Karl aber versetzte: „Hätte Wilhelm von Oranien" (auch diesen warf der Sturm im Jahre 1688 an die holländische Küste zurück) „hätte Wilhelm von Oranien also gedacht, würde er je die Krone von England erobert haben? — Ich will hinüber, und käme auch nur das Wrack meines Schiffes an die spanische Küste." Solcher Proben seiner Unerschrockenheit gab er zahlreiche während des Krieges, den er auf der pyrenäischen Halbinsel mit dem französischen

Prinzen führte, welcher ihm die Krone bestritt. Als es aber galt sich in Madrid festzusetzen, sich der spanischen Hauptstadt zu bemächtigen und, dort von allen Organen der Gewalt umgeben, im Mittelpunkt des Reiches als Herrscher aufzutreten — da rührte sich Karl nicht aus Barcelona, seinem Hauptquartier. Er hatte nämlich keinen Galawagen bei sich, um mit königlichem Gepränge darin seinen Einzug zu halten!

Dieser Zug allein charakterisirt den Mann und sein Jahrhundert. Mit ritterlichem Muthe sein Leben zu wagen, es den Stürmen des Meeres und den Kugeln der Schlacht Preis zu geben — dazu fand ihn jeder Augenblick bereit; aber die Sitte zu verletzen, in einem Wagen ohne vergoldete Krone und geschnitzte Genien daran, ohne das große Wappen von Oesterreich und Ungarn, von Castilien und Leon auf dem Schlage in die Hauptstadt einzuziehen — das lag jenseits der Grenzen seiner moralischen Entschlossenheit.

Darüber aber wandte sich das Kriegsglück. Seine Heere verloren den Boden, den sie erobert hatten, die Feinde rückten näher und näher und schlossen endlich Barcelona ein. Die Residenz Karl's schien verloren. Man rieth ihm, sich durch heimliche Flucht zu retten. Aber ernst wies er diese Zumuthung von sich: „Wie sollte ich," war seine Antwort, „diejenigen verlassen, die Gut und Blut für

mich daran gesetzt haben, und sollte aus der Ferne ihre Wohnungen sehen, wie sie in Rauchsäulen aufgehen, aus der Ferne ihr Wehegeschrei hören, das um Rache wider mich in die Wolken dringen würde! Kein solches Wort mehr! Mit ihnen will ich leben und sterben!" — —

So rechtfertigt es sich, wenn wir Karl den Sechsten den besten Habsburgern zuzählen und ihn den würdigen Enkel so großer Ahnen nennen, deren Reihe er als der letzte männliche Sprosse seines glorreichen Hauses schloß. Sein kaiserliches, vom gepuderten und gekräuselten Gelock der Allonge-Perrücke umwalltes Haupt umschloß edle und wohlwollende Gedanken; und seine männliche Brust bewahrte sich unter der goldbrocatnen Kaiserdalmatica und der blitzenden Kette des goldenen Vließes ein wahrhaft menschliches Fühlen.

Seine äußere Erscheinung war edel und imponirend. „Die allerhöchste Person, — sagt eine aus späterer Zeit (1732) herrührende: „Nachricht von des Kaisers Person" — Sr. Majestät des Römischen Kaisers sind mittelmäßiger Taille, robuster Constitution und eines recht majestätischen Ansehens. Es sind dieselben den 1. Oktober 1685 geboren und sind ihnen in der Taufe die Namen Carolus Franciscus Josephus Wenceslaus Balthasar Johannes Antonius Ignazius beigelegt. Der Herr Vater war Leopoldus der Große und die Frau Mutter Eleonore Magda-

lena Theresia, Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Neuburgs Prinzessin Tochter. Es wurde unser Monarch von dero allerhöchsten kaiserlichen Eltern höchst sorgfältig und rühmlichst in allen fürstlichen Tugenden, Exercitiis und Wissenschaften erzogen und bei denenselben nichts gespart, was dieselben nur immer geschickt machen können, so viel Kronen zu tragen. Und weil dieselben auch in der Jugend schon sich mit allem Ernst dahin bestrebten, diejenigen hohen Qualitäten zu erlangen, welche einem großen Monarchen nöthig sind, so applicirten sich dieselben nicht nur mit allem Eifer auf die Studia, Sprachen und andere Wissenschaften, sondern sie traten auch gar frühzeitig in die hohe Kriegsschule, in welcher dieselben dergestalt ausgelernt, daß ihnen kein europäischer Potentat hierinnen gleichkommen wird. Denn nachdem dieselben im Jahre 1697 das goldene Vließ bekommen und 1703 zum Könige in Spanien declarirt worden, so traten dieselben zugleich auch in des Martis Schule und gaben darinnen bei jeder Gelegenheit die unvergleichlichsten Proben von dero Großmuth, Standhaftigkeit und Tapferkeit bei dem abwechselnden Glücke des Krieges an den Tag." —

Unsere Leser, und zumal die, welche den Keim und Ansatz zu einer kleinen Nationalgallerie im Römersaal zu Frankfurt am Main kennen, wo ja auch Karolus Sextus von kunstgeübter Hand abconterfeit zu sehen ist — haben

sich jetzt ohne allen Zweifel bereits ein lebendiges Bild von diesem alten kaiserlichen Herrn entworfen. — Sie sehen ihn vor sich in der schwarzen spanischen Tracht, welche damals noch am österreichischen Hofe die herrschende war, in dem Mantel aus schwerem venetianischen Sammt, einherschreitend auf den hohen rothen Absätzen der abgestumpften Schuhe, das Haupt bedeckt mit dem kleinen goldbordirten aufgeschlagenen Hut, an welchem eine Agraffe aus großen leuchtenden Diamanten strahlt. Sie sehen die hohe habsburgische Stirn, das lange Gesicht, die gebogene, stark ausgebildete Nase; und am wenigsten vergessen sie die hängende Unterlippe, jenen denkwürdigen Zug in der Physiognomie aller Sprossen unsres alten Kaiserhauses, der ursprünglich ein Eigenthum der Jagellonin Cimburga, der Mutter Kaiser Maximilian's I. war und von ihr sich vererbt hat auf ihre sämmtlichen Enkel bis auf den heutigen Tag. Mit einem Wort — unsere Leser glauben hinreichend unterrichtet zu sein über die Sonne und den Mittelpunkt jenes Hofes, an den unsere, gewissenhaft den Quellen nacherzählte und historisch-diplomatisch beglaubigte Geschichte spielt. Sie verlangen also, daß wir diese selbst beginnen.

Aber wir bitten um Geduld. Wenn wir den Leser unterhalten, so möchten wir es ein bischen systematisch thun. Wir möchten ihn vor allen Dingen zuerst etwas von der Luft athmen lassen, welche an diesem großen, ceremoniösen,

majestätischen Hofe herrscht. Wir möchten ihn erst mit jener Stimmung, mit jener ehrfürchtigen Scheu erfüllen, mit welcher die Menschen des achtzehnten Jahrhunderts, mit welcher auch die Gestalten unsres Dramas durch die goldstrotzenden, weiten, von schwerbewaffneten Arcieren-Garden, von Höflingen, von Kammerherren, von obersten Hofchargen und von Excellenzen erfüllten Vorgemächer der wiener Hofburg schritten. Wir möchten ihn einweihen in den Geist unerschütterlicher, zu einem wahren Cultus der geheiligten Herrscherwürde ausgebildeten Grandezza und Hoheit, welche souverain über diesem reichen, bunten, bewegten und doch so gemessenen, so strenge von den Fesseln der Etikette umschlossenen Hofleben thront.

Wir fahren deshalb fort ihn zu unterhalten von Kaiser Karl dem Sechsten glorwürdigen Gedächtnisses; aber da wir wissen, wo wir stehen, nämlich in der hohen, mit goldgepreßten Ledertapeten bekleideten, mit schweren Damastvorhängen verhängten Antecamera der apostolischen Majestät, so dämpfen wir unsere Stimme zu einem leisen Flüstern, und wer deshalb diese Einleitung zu überhören Lust hat — der mag sie eben überhören, respective überschlagen.

Karl der Sechste, das ist zunächst von ihm zu rühmen, theilte nicht den Fanatismus eines Ferdinand II., nicht die Unterwürfigkeit eines Joseph I. unter die geistli-

chen Einflüsse und die Macht eines ausschlußeifrigen kirchlichen Systems. Er schauderte nicht vom Scheitel bis zur Sohle, wenn in seiner Gegenwart die Worte Toleranz oder Gewissensfreiheit ausgesprochen wurden. Er schützte die Ungarn bei ihrer freien protestantischen Religionsübung; ja er überwies ihnen in Oedenburg sogar ein Nonnenkloster zur Kirche. Er hatte sich einer protestantischen Gemahlin vermählt, der Herzogin Elisabeth Christina, Herzog Ludwig Rudolf's von Braunschweig Tochter, die erst, als sie zur Königin von Spanien bestimmt wurde, zur katholischen Religion übertrat, und im Herzen dem Glauben ihrer Väter treu blieb. Aber er war doch von großer, ungeheuchelter Frömmigkeit beseelt und hielt strenge an den Cultusformen fest, in welchen er erzogen war. So machte er in Spanien, nachdem die Nachricht von dem großen Siege eingelaufen, welchen der Herzog von Marlborough 1706 bei Ramelies über die Truppen des allerchristlichsten Königs erfochten hatte, eine Wallfahrt nach dem berühmten wunderthätigen Bilde der schwarzen Mutter Gottes im Benediktiner-Kloster von Montserrat, sechs Meilen von Barcelona entfernt. Umgeben von einem zahlreichen Gefolge von Geistlichen, Beamten, Officieren und Höflingen zog der König demüthig zu Fuße dorthin, und nachdem er vor dem schwarzen Heiligenbilde seine Devotion verrichtet, hing er neben demselben seinen ritterlichen Degen auf, wie die

noch heute zu lesende Inschrift sagt: „zum immerwährenden Gedächtniß der österreichischen Frömmigkeit.“ Diese österreichische Frömmigkeit Karl's ließ sich jedoch später in Wien keineswegs so ausbeuten, wie die seines Vaters sich hatte ausbeuten lassen, der sich gar oft zu Andachtsübungen in die Klöster begab und danach eine Collation von den Mönchen anzunehmen geruhte, wobei denn „die Herren Geistlichen allemal glücklich das Tempo abpaßten und namhafte Schenkungen an Geld, Gütern, ja ganzen Herrschaften ausbettelten. Sothaner unnöthiger Devotion schien Ihre Majestät das Adieu zu geben gesonnen,“ sagt ein alter Autor: „Sie wollten, als die Jesuiten am 7. Febr. den Namenstag ihres Stifters begingen, im Jesuiten-Collegio weder speisen, noch der von den Geistlichen angestellten Comödie beiwohnen.“

Was seine Bildung angeht, so war des Kaisers Sprachenkenntniß beachtenswerth, da er mit jedem seiner Unterthanen in dessen Sprache zu reden verstand; mit dem Ungar lateinisch, mit dem Mailänder italienisch, mit dem Böhmen slavisch, mit dem Spanier spanisch, mit aller Welt französisch — nur mit der lieben deutschen Muttersprache haperte es allerdings und hier mußte der wiener Dialekt aushelfen und mit seiner liebenswürdigen Gemüthlichkeit ersetzen, was ihm an hofmäßiger Gravität abging; bei Hofe sprach man kein Deutsch, sondern zumeist italienisch: die Klänge

der melodischen Sprache „del bel paese, ove il si suona“, thaten dem musikalischen Ohre des Kaisers wohl und erinnerten ihn an sein römisches Kaiserthum deutscher Nation. Zumeist und vor allem anderen aber war Kaiser Karolus Sextus ein großer Musikant. Er war ein Virtuos im Geigenspiel und componirte selbst Opern; dann war er ein Numismatiker und Münzensammler; ein Liebhaber der Baukunst, ein Gönner der Malerei, ein Mäcen für die Geschichtsforscher, denen er mit früher unerhörter Liberalität alle Archive öffnen ließ; und endlich ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn. Tagelang führte seine Leidenschaft für das Waidwerk ihn durch Sumpf und Wald den Wasservögeln oder dem Hochwild nach. „Dös is a Schuß!“ rief ihm einst sein Günstling Trautson zu, als der Kaiser sehr geschickt einen Hirsch getroffen hatte — „wär g'scheuter, Ew. Majestät wären a Jager worden!“ — „Nu, nu, haben so a z' löb'n!“ entgegnete Karl.

Ob der Kaiser bei dieser Antwort lächelte, finden wir nicht aufgezeichnet; so viel ist gewiß, gelacht hat er nicht dabei, denn nie hat Jemand Karl den Sechsten lachen gesehen — so weit schmolz die steinerne Grandezza seines Wesens nicht.

Kurz und mit einem Wort, unser Monarch war ein Herrscher auf den Oesterreich, das ihm so viel zu verdanken hatte, stolz sein konnte und dem es mit treuer Liebe

anhing; denn er war wohlwollend und leutselig gegen alle seine Unterthanen, vorausgesetzt, daß sie ihn nicht in die Lage brachten, den Mund öffnen und sprechen zu sollen, was ihm äußerst unbequem war; er kaufte den Gelehrten Bücher, er baute den Reisenden treffliche Straßen, er schuf dem Handel den Freihafen Triest — er that Alles für sein Volk, was man im achtzehnten Jahrhundert für „das Volk" zu thun pflegte — daß dazu nicht gehörte säuberlich mit dem Geldsäckel desselben umzugehen, brauchen wir nicht zu sagen — ein Finanzier war der letzte Habsburger nicht. König Friedrich Wilhelm I. von Preußen erbot sich in seinem gutmüthigen Mitleid mit der wiener Geldwirthschaft des Kaisers Finanzminister zu werden und nach dem Muster seines General-Directoriums das gesammte Finanzwesen Oesterreichs zu reformiren, wofür sich aber die Excellenzen am kaiserlichen Hofe sehr eifrig bedankten. Keinenfalls und am wenigsten jedoch zeigte sich Kaiser Karl als ein Mann, auf welchen die Bemerkung anwendbar war, welche mit eben so wenig Tact als Respect der Größte aller englischen Sonderlinge über ihn machte. Wir meinen den Earl von Peterborough, der Karl's englische Hülfstruppen in Spanien befehligte. Er trug das Bildniß des jungen Königs in seinem Ringe. Bei einer Zusammenkunft mit dem Schmutzigsten aller Franzosen, dem cynischen Herzog von Vendome, sah er, daß dieser das Bildniß des

spanischen Gegenkönigs Philipp V. auf der Brust trug, und bei diesem Anblick rief er aus: „Sind wir nicht ein paar herzensgute alte Säue, daß wir uns für diese beiden Tröpfe herumschlagen?!"

Mit großer Strenge ließ Karl der Sechste am Hofe zu Wien auf die Beobachtung der Etikette halten. Sie war eine Fessel für jede Bewegung. Sie beherrschte jeden Tag, jede Stunde, jedes Thun, — die „Staats-Action" und die große Botschafter-Audienz so gut wie das tägliche Aufstehen, das Essen, das zu Bettegehen. Unsere Geschichtschreiber und unsere Sittenschilderer nennen den Inbegriff der Regeln dieser Etikette das „spanische Ceremoniel," indem sie den spanischen Hof verantwortlich machen für alles Leiden, alle die aufreibende Ermüdung, alle die tödtende Langeweile, welche diese Etikette über ihre armen gekrönten oder mit Orden, Kammerherrenschlüsseln und goldnen Ketten geputzten Schlachtopfer gebracht hat. Die castilianische Gravität, der Hochmuth des Herrscherbewußtseins in den Thronfolgern der Ueberwinder der Kalifen Granada's und der Eroberer beider Indien sollen schuld sein an all' den müden und eingeschlafenen Beinen der Hoffräulein, welche bei einer Cour stundenlang wie Säulen dastehen mußten, ohne sich regen zu dürfen; sie sollen schuld sein an all' den verlorenen Herzen der dienstthuenden Kammerherren, die während des Dienstthuns in den Antichambren aus purer

Langenweile und reinem Müssiggang mit der ihr Schicksal theilenden Hofdame sich in zarte Beziehungen eingelassen haben. Sie sollen schuld sein an all' den schmerzlichen Kämpfen hochgestellter Persönlichkeiten wider das Gähnen und das Einschlafen während der nicht endenden mörderischen Lustbarkeiten und grausamen Vergnügungen eines großen Hoffestes in voller Gala. Nichts kann ungerechter sein als diese Behauptung. Unsere Etikette und unser Hofceremoniel ist nichts anderes als eine Erbschaft, die in directer Ueberlieferung von einem ganz anderen, von dem alten burgundischen Hofe herstammt; sie ist eine Verbindung der galanten Rittersitte, der ceremoniösen Chevalerie mit byzantinischen Elementen, die sich am Hofe der mächtigen Herrscher zu Dijon und zu Nancy zu dem ausbildete, was noch heute die Grundlage jeder Hofmarschalls- und Ceremonienmeister-Wissenschaft ausmacht. Dies Erbe des burgundischen Hofes ging durch die Vermählung Mariens von Burgund mit Maximilian von Oesterreich auf das habsburgische Haus, das bald nachher eine habsburgisch-spanische Linie abzweigte, über. Und so hat Spanien seine Hofsitte von uns, nicht wir sie von Spanien erhalten. Viel eher könnte man sie etwas ursprünglich Oesterreichisches nennen. Und in der That, wenn man die österreichische Etikette näher betrachtet, so zeigt sich ein Schauspiel, dem Niemand wird nachsagen können, daß es nicht sehr origi-

nell gewesen: originell, wenn je auf Erden etwas dies Beiwort verdient hat. Betrachten wir den armen Kaiser, zum Beispiel, wenn er sich eben aus dem Bette erhoben hat und im Begriffe ist, sich reine Wäsche überwerfen zu lassen. Ein Kammerherr hält das zarte Battistgewebe in der Hand und die apostolische Majestät beugt ihr majestätisches Haupt, um hineinzuschlüpfen; aber in diesem Augenblicke öffnet sich die Flügelthüre des Gemaches; der Oberkämmerer tritt ein, und der Kammerherr verneigt sich vor dem höheren Würdenträger und überreicht ihm das Hemde; dieser schickt sich an, dem Kaiser den Dienst zu leisten, zu dem der höhere Rang ihn berechtigt, — da tritt der Obersthofmeister ein — der Obersthofmeister ist höheren Ranges als sie alle; abermalige feierliche Ueberreichung des kaiserlichen Hemdes an den Neugekommenen, während der geduldige Monarch vor Kälte schaudernd harren muß, bis er endlich seines frischen Hemdes froh wird. Will der Kaiser an den Galatagen speisen, so wandern die Schüsseln durch die Hände von Officianten, Truchsessen, Edelknaben, Kammerherren, endlich des Obersthofkuchelmeisters und des Obersthofstabelmeisters; bevor ein Teller an Se. Majestät gelangt, ist er durch vierundzwanzig Hände gegangen und natürlich — kalt! Will der Kaiser trinken, so macht der Becher eine ähnliche Wanderung; zuletzt muß der Obersthofmundschenk den Wein mit spanischer Kniebeugung kredenzen. Selbst

auf der Jagd verfolgte den Herrscher das Ceremoniel. Nur dem Oberstjägermeister und den Jagdjunkern war verstattet, bei Reiherbaizen, Schweinsjagden und Pürschen im grünen Jagdkleid und mit dem Hirschfänger zu erscheinen; die andere Gesellschaft erschien in Hofkleidern. Keinem war gestattet, in Gegenwart des Kaisers ein Gewehr abzudrücken oder den Hirschfänger zu entblößen; so daß zwei Jagdjunker, welche es sich herausgenommen, einen Keuler, der Seine Majestät in Lebensgefahr zu bringen drohte, anlaufen zu lassen, sich eine tüchtige Reprimande zuzogen; „denn es schien, als ob man einem Eber eher gestatten könne, das Leben des Kaisers, als einem Kammerjunker das Ceremoniel zu gefährden."

In den Tagen, in welche unsere Geschichte fällt, war Kaiser Karl seit vielen Jahren schon Wittwer. Elisabeth von Braunschweig, seine schöne, anmuthige, unvergleichliche Elisabeth von Braunschweig, eine der anziehendsten Frauen, die je auf einem Throne gesessen haben, war gerade von ihm geschieden, ohne ihm einen Sohn zu hinterlassen. Das reiche Erbe des habsburgischen Hauses mußte deshalb die Mitgift eines jungen Mädchens werden; es mußte sich verschenken lassen, als Zugabe zu einem verliebten jungen Herzen. Wer wird die Liebe dieses jungen Herzens gewinnen? wer wird die reichste Mitgift, die je zu erfreien war, so lange die Welt bestand, mit sammt einer

Braut gewinnen, welche sich in das Trauungsregister mit dem wohlklingenden Namen: Maria Theresia, königliche Prinzessin von Ungarn und Böhmen, Erzherzogin von Oesterreich und Infantin von Spanien eintragen lassen kann?

Zweites Capitel.

Von der pragmatischen Sanction.

Die Frage, welche wir einfach und klar formulirt am Schluß des vorigen Capitels zu Nutz und Frommen derjenigen unserer Leser ausgedrückt haben, die nicht recht wissen, was die berühmte und in unseren Geschichtswerken eine so große Rolle spielende „pragmatische Sanction" eigentlich für ein Ding ist — denn ganz unwidersprechlich war der Zukünftige Maria Theresia's „des Pudels Kern" — diese Frage beschäftigte damals alle politischen Geister und alle an dem Wohl und Wehe, an der unvergänglichen Gloria des durchlauchtigsten Erzhauses theilnehmenden getreuen Unterthanen-Gemüther.

Sie auch beschäftigte eben zwei junge Leute, welche an einem schönen Sommertage in den Gängen eines nach

französischem Geschmacke angelegten Lustgartens wandelten, der das kaiserliche Lustschloß Favorita in der „die Wieden" genannten Vorstadt Wiens umgab. Die Favorita war ein ziemlich unwohnliches Schloß, ganz so wie es des Kaises Jagdschloß Laxenburg auch war: aber wie von diesem der alte Reim geht:

Laxenburgo non è Castello,
Laxenburgo non è Città,
Ma è un luogo bello,
Che piace à sua Maesta —

zu Deutsch:

Laxenburg das edle hat
Weder Schloß noch eine Stadt,
Aber schön ist doch der Ort,
Der Majestät gefällt es dort —

so wählte dennoch Karl der Sechste jährlich im Juli-Monat seinen Aufenthalt in den engen und heißen Zimmern des dreistöckigen Gebäudes; mochten die Treppen schmal und finster, die Gemächer nur nothdürftig möblirt sein — der Kaiser liebte es, wie er den Aufenthalt in dem unwohnlichen Laxenburg liebte — er war hier dem Etikettenzwange der Hofburg weniger unterworfen. Dagegen blieb er eigenthümlicher Weise in den großen und schönen Prunkschlössern Schönbrunn und Ebersdorf nie über Nacht.

Die beiden jungen Leute nun, welche sich über die

Kernfrage der „pragmatischen Sanction" unterhielten, während sie über den Kies der Gartenpfade zwischen einem Paar Taxushecken einherschritten, waren ein Herr und eine Dame. Sie schön und noch blühend, eine Gestalt mittler Größe, mit dem für unseren Geschmack etwas zu kräftigen Gliederbau italienischer Frauen, aber von classisch-edlen Gesichtszügen. Er eine feine, zierliche Gestalt, die in allen Bewegungen elastische Kraft verräth, von schmiegsamen Wesen, dunklem Haar und dunklen Brauen, unter deren scharfgezeichneten und auffallend hoch gewölbten Linien tief eingesunken die feurig-lebhaften Augen liegen; dies giebt seinem Gesichte einen Ausdruck von Leidenschaftlichkeit, während die Züge auch etwas von dem Gepräge der Ermüdung zeigen, das der blasse gelbliche Teint nicht vermindert. Er ist in spanische Tracht von schwarzem Sammt und schwarzer Seide gekleidet — nicht eben zweckmäßig bei der Hitze, welche in dem, von den Zwergbäumen und Taxushecken wenig geschützten Garten herrscht. Da er aus Galanterie der Dame die Schattenseite zunächst neben der Taxuswand läßt, so erstreckt sich die wohlthätige Kühlung nur über seine wohlgebildeten und von einem feinen Seidengewebe umhüllten Beine, während die Sonnenstrahlen sich das Vergnügen machen, die obere Hälfte seiner Gestalt mit ihrem sengendsten Licht zu übergießen.

Wir brauchen ihn aber um dessentwillen nicht zu

bemitleiden. Der Viconde Perez da Bojador y Roccaberti, Sr. römisch kaiserlichen Majestät wirklicher Kämmerer ist ein geborener Spanier, dem unsere sommerliche Hitze nichts anhaben darf.

Eben so ist die Dame, welche im paille-gelben seidenen Rock mit weißem Corsett auf hohen rothen Absätzen neben ihm wandelt, ein Kind des Südens. Juliane, Gräfin Bolagno, Kammerfräulein der Erzherzogin Infantin Maria Theresa, gehört einem italienischen Hause an. Ihr Vater, wie der des Viconde, hatte sich unter der großen Zahl getreuer Anhänger befunden, welche Kaiser Karl VI. aus Spanien mit herübergebracht, nachdem er dies Land seinem Gegner, dem französischen Prinzen Philipp von Anjou hatte einräumen müssen. Nicht weniger als 20,000 solcher Getreuen sollen damals mit nach Oesterreich gekommen sein, darunter die erlauchtesten Namen, denen eine sehr bevorzugte Stellung am Hofe gewährt wurde.

Wir haben das lustwandelnde Paar jung genannt. Dies Wort müssen wir dahin näher bestimmen, daß wir das Alter des Viconde auf dreißig, daß des Kammerfräuleins auf etwa 27 Jahr angeben. Die Unterhaltung Beider ist sehr lebhaft.

„Aber ich bitte Sie, allerholdseligste Signora," sagte der Viconde da Bojador, „wie kann man einem von heißer Liebe entbrannten Herzen gegenüber eine so kühle, mit zahl-

reichen Wenn und Aber durchstickte und mit hundert Bedingungen durchwirkte Sprache führen!"

„Mein schöner Signor, wenn ich, wie Sie schwören, Ihr heißes spanisches Herz wirklich besiegt habe, so klagen Sie auch nicht, daß ich die Bedingungen mache. Das war, so viel ich weiß, das Recht des Siegers so lange die Welt steht!" versetzte die Dame lächelnd.

„Aber Bedingungen so feierlich ernster Natur, als gälte es eine diplomatische Staatsaction!"

„Kann man an diesem kaiserlichen Hofe etwas anderes als feierlich — darf man einem Manne gegenüber etwas anderes als diplomatisch sein?"

„Mir gegenüber dürfen Sie es, Juliane!" antwortete der Viconde, die Hand auf's Herz legend und mit dem Tone aufrichtigster Betheuerung.

„Nun wohl, so will ich Ihnen ohne diplomatische Umschweife Alles sagen. Sie werben um meine Hand. Ich soll Ihnen folgen, wenn Sie Ihr stolzes Maurenschloß, das in irgend einer Schlucht der Sierra Nevada oder der Sierra Morena höchst malerisch seine altersgrauen Thürme in die Lüfte streckt, und von seinen Zinnen eine liebliche Aussicht auf baumlose Bergöden, verbrannte Halden und staubige rothbraune Flächen darbietet, als gestrenger Herr und Gebieter beziehen. Dieser Ihr Wunsch, Senhor Viconde, ist für mich außerordentlich schmeichelhaft. Ich fühle

im tiefsten Herzen, wie sehr er mich Ihnen verpflichtet. Aber, mein edler castilischer Ritter, ich bedanke mich dafür mit aller Entschiedenheit, welche mir zu Gebote steht. Man sagt wohl, daß für ein glücklich liebend Paar Raum in der kleinsten Hütte sei — niemals jedoch habe ich das Gleiche behaupten hören von einem einsamen, verfallenen Felsenschloß in Castilien, Aragon oder Catalonien, auf welches Uhus und Fledermäuse Miteigenthumsansprüche machen nach dem geheiligten Rechte der Verjährung. . ."

„Sie sind boshaft!"

„Gewiß! Würden wir sonst für einander passen?"

„Also, daß wir für einander passen — das gestehen Sie mir wenigstens zu, Gräfin!"

„Unter Umständen —"

„Und die sind? . ."

„Hören Sie nur mein Geständniß zu Ende."

„Ich verlange auf Gottes Welt nichts weiter als — Ihr Geständniß!"

Gräfin Juliane Bolagno führte einen Schlag mit dem Fächer nach ihrem Anbeter. — „Mein Geständniß, daß ich nicht die allermindeste Lust verspüre," sagte sie, „das Schicksal, welches Sie mit ihrer beneidenswerthen Hand mir bieten, anzunehmen."

„Also Sie verschmähen diese Hand, indem Sie noch obendrein Spott darauf häufen, und Sie verabscheuen Spa-

nien, in das ich allerdings werde zurückkehren müssen, wenn ich das kleine Stammerbe meines mit irdischen Glücksgütern nie sehr gesegneten Hauses nicht unter den Händen ungetreuer Regidoren will verschleudert und zu Grunde gerichtet sehen!"

„Ich verabscheue Spanien nicht — keineswegs! im Gegentheil, ich liebe es, wie mein Vater es lieb gewonnen hat, der seit Jahren das Glück genießt, unsere kaiserliche Majestät als Botschafter am Hofe von Madrid zu vertreten. Und auch darin, mein vorschneller Freund, haben Sie Unrecht, daß Sie mir vorwerfen, ich weise ihre schmeichelhafte Bewerbung mit Hohn zurück. Das war meine Absicht keinesweges. Aber eben so wenig ist es meine Absicht, meine sehr angenehme Stellung im Gefolge der Erzherzogin aufzugeben. Ich fühle keinen Beruf, mich jetzt schon aus der Welt zurückzuziehen, um die Donna Uraka auf einem alten Schloß mit hohen Mauern und Zugbrücken zu spielen, über welche die Freuden der Welt ihren Weg nicht finden, vor deren düsterer Physiognomie die Vergnügungen der Jugend davon fliehen, wie Zigeuner vor dem Gerichtspfahl mit dem Halseisen. Das allein ist, was ich nicht will, mein Herr Viconde!"

„Und werden Sie mir nun sagen, Königin meines Herzens, was Sie wollen!"

„Das habe ich Ihnen, meine ich, bereits gesagt. Ich

will Ihnen nach Spanien folgen, wenn ich es thun — und zugleich im Gefolge der Erzherzogin bleiben kann!"

„Damit geben Sie mir außerordentlich viel Hoffnung!" seufzte der Viconde da Bojador.

„In der That, ich thue es auch."

Der Viconde schüttelte mit betrübter Miene den Kopf.

„Glauben Sie nicht?"

„Wird etwa die Erzherzogin nach Spanien ziehen?"

„Mein Vater wenigstens hofft es," versetzte Gräfin Juliane Bolagno. „Er wenigstens läßt alle diplomatischen Künste, die ihm zu Gebote stehen, spielen, um es dahin zu bringen. Maria Theresa soll den Infanten Don Carlos von Spanien heirathen. Sie soll die Kronen Oesterreichs mit denen der spanischen Monarchie verbinden. Sie soll so der Welt Trotz bieten können, wenn der alte gnädigste Herr das Zeitliche segnet, und wenn es darauf ankommt, jene pragmatische Sanction aufrecht zu erhalten, welche ihr das Erbe ihrer Väter bestimmt, welche von allen Monarchen beschworen ist, und doch ganz allein von dem Schwerte wird vertheidigt werden müssen, sobald der verhängnißvolle Tag gekommen."

„Sollten wir, Sie, Gräfin Juliana Bolagno und ich, der anspruchlose Viconde da Bojador, nicht auf unsre eigne Hand glücklich werden können, ohne unsre Zukunft mit

dieser pragmatischen Sanction in Zusammenhang zu bringen?"

„Das kommt auf die Vorstellung an, welche wir uns vom Glücke machen."

„Die Ihrige hat für mich sehr wenig Glückverheißendes."

„Weshalb nicht? —"

Der Spanier antwortete nicht. Er seufzte blos.

„Wirken Sie nur für Don Carlos," fuhr die Gräfin Juliane fort. „Zwischen ihm und dem Erfolge steht ja nur Einer, der — doch ich brauche ihn nicht zu nennen. Dieser junge Herr, welcher, ohne Land und Leute zu besitzen, die Augen nach dem schönsten Juwel und dem reichsten Throne der Christenheit aufschlägt, und den man deshalb beinahe versucht wäre, einen Abenteurer zu nennen, wenn sich für so hohe fürstliche Personen ein solcher Ausdruck schickte — dieser junge Herr, was hat er für sich, daß Sie daran verzweifeln könnten, ihn hier aus dem Sattel zu heben? Nichts, gar nichts; weder eigene Macht, noch politische Verbindungen; weder große kriegerische oder staatsmännische Talente, noch überhaupt eine Intelligenz, an welcher meine Erzherzogin einst einen Halt, eine Stütze, eine Zuflucht fände in den Stürmen, womit die Zukunft sie bedroht."

„Das ist vielleicht wahr, aber ...."

„Er hat die Neigung Maria Theresa's für sich, wollen Sie sagen."

„Seine Persönlichkeit, sein Aeußeres, seine Anmuth!" fiel da Bojador ein.

„Was die Neigung der Erzherzogin angeht," entgegnete Juliane Bolagno, „so weiß ich nicht, ob diese in der That so groß ist. So viel ist aber gewiß, daß, wenn er nichts weiter für sich hat als seine Persönlichkeit, es leicht sein muß, ihn um die Vortheile zu bringen, in welche er bei der Erzherzogin oder dem Kaiser sich gesetzt haben sollte. Denn gegen eine Persönlichkeit, Viconde, läßt sich immer viel sehr viel vorbringen, — mit politischen Interessen wäre es eine andere Sache. Die lassen sich nicht umwerfen; desto leichter die Menschen. Da nun eine Verbindung der Erzherzogin mit Franz Stephan von Lothringen für das Kaiserhaus keine politischen Gründe für sich hat — eher Gründe gegen sich, so machen Sie den Versuch. Heben Sie den hoffnungsvollen jungen Herzog aus dem Sattel, der kaiserlichen Gunst, und setzen Sie sich dafür — in die meine!"

„Wie eifrig, wie zuversichtlich das Alles ihr holdseliger Mund hervorströmt, angebetete Signora," sagte lächelnd da Bojador.

„Ohne Eifer und Zuversicht ist auf Erden nichts durchzusetzen! Und nun, meine ich, habe ich Ihnen genug

gesagt. Ihr Schicksal, mein stolzer Castilianer, liegt in Ihrer Hand!"

„Der Schicksalsspruch lautet also unabänderlich: wenn die Erzherzogin Maria Theresa dem Infanten Don Carlos von Spanien die Hand reicht, dann läßt auch ein gewisses Kammerfräulein ihre grausame Sprödigkeit unter den heißen Strahlen einer Leidenschaft schmelzen, in welcher das treueste aller Herzen lodert?"

„So ungefähr!"

„Aber wenn nun das gefährliche Wagniß..."

„Darf ein verliebter Ritter von Gefahr reden?" unterbrach ihn die Gräfin Juliane.

„Sie haben Recht, also wenn das ungefährliche, das leichte Unternehmen gelänge," fuhr der Viconde, die Worte ironisch betonend, fort — „wenn wir durch allerlei löbliche Thätigkeit und ingenieuse Betriebsamkeit es dahin brächten, die Stellung unsers besagten jungen Freundes hier am Hofe zu verderben, — wenn aber nachher sich auswiese, daß wir dadurch nur den Plänen des durchlauchtigsten Generalissimus Seiner Kaiserlichen Majestät, des Prinzen Eugenio von Savoyen in die Hände gearbeitet hätten.... wie dann?"

Die junge Dame schwieg einen Augenblick nachdenklich.

„Ich weiß," sagte sie dann, „Eugen's Absicht ist, die

Erzherzogin mit dem Kronprinzen von Preußen zu vermählen. Aber wider diesen Freier Friedrich hat Maria Theresa eine entschiedene Abneigung. Er ist ein Protestant, ein Atheist."

‚Paris vaut bien une messe!' Das österreichische Erbe ist eben so gut eine Litanei zum Herzen Jesu oder ein paar Pater Noster werth. Daß die Verbindung zu einer großartigen politischen Constellation führe, wer würde es läugnen? Denken Sie Oesterreich und Preußen von einem Gedanken beherrscht, von einem Sinne gelenkt! Was ist aus Spanien geworden seit der Ehe der Castilierin Isabella und Ferdinand's von Aragonien! Was würde aus Deutschland werden durch eine Ehe zwischen Friedrich von Preußen und Maria Theresa von Oesterreich?"

„Ganz richtig," versetzte Juliane, „es wäre vortrefflich, aber gerade deshalb wird es nicht dazu kommen. Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Aber wenn Sie es fürchten, Viconde — — nun wohl, so heben Sie doch den Prinzen Eugen hier am Hofe auch aus dem Sattel!"

„Wie Sie nur immer mich verspotten mögen!"

„Beschämen Sie meinen Spott!" antwortete lachend die Gräfin Juliane.

„Nun, wahrhaftig, das will ich auch, hoffährtige Condessa! Sie sollen Wunder sehn, obwohl Ihr kaltes, stei-

nernes, politisches Herz gar nicht verdient, daß man sich solche Mühe macht, um es zu erobern!"

„Wunder verlange ich gar nicht. Nichts als höchst natürliche Dinge. Beobachten Sie den Herzog von Lothringen. Suchen Sie seine Bekanntschaft, sein Vertrauen. Haben Sie das, so haben Sie genug. Im Leben solch' eines jungen Herrn giebt es immer Momente, die man nur zu kennen braucht, um ihm ein junges Mädchen abspenstig zu machen, das wie eine Prinzessin im Feenmährchen erzogen ist."

Sind Sie so vertraut mit den kleinen Geheimnissen eines jungen-Herrenlebens?" fiel da Bojador ein.

Sie gab ihm abermals schmollend einen Schlag mit dem Fächer.

„Scherz bei Seite," fuhr der Spanier fort, „ich versichere Sie, daß von diesem Augenblicke an der Herzog von Lothringen sich meiner besondern Attentionen wird rühmen dürfen!"

„Er wird wahrscheinlich entzückt darüber sein, weil er sich ziemlich einsam und verlassen an diesem Hofe fühlt."

„Desto leichteres Spiel für uns!"

„Mich freut, daß Sie es einsehen," sagte Juliane.

„O mein Plan steht bereits fest," lächelte der Spanier.

„In der That? Und worin besteht er?"

„Den Herzog zu etwas zu verführen, was ihn bei der Erzherzogin Maria Theresa am sichersten verdirbt, weil sie selbst die Entdeckung seiner Peccadille machen, weil er sich unmittelbar unter ihren Augen ruiniren wird!"

„Ich bin neugierig, was das sein soll? —"

„Ein Liebeshandel des jungen Herzogs!"

„Das kann ich mir denken; aber mit Wem?" fragte Juliane neugierig.

„Mit einem gewissen Kammerfräulein der Erzherzogin!" flüsterte da Bojador.

„Mit ....? —"

„Mit einer gewissen verführerischen Signora, die den holdklingenden Namen Condessa Juliana Bolagno führt.

„Viconde! —"

„Ich rede im Ernst!"

„Abscheulich! —"

„Abscheulich? Weshalb?"

Sie schlug abermals mit dem Fächer nach ihm und wandte sich anscheinend mit großer Entrüstung ab.

„Ist das nicht ein guter Plan, Juliane," fuhr da Bojador halb im Ernst, halb spöttisch fort. „Wenn ich ihm zuzuraunen wüßte, daß er die Eroberung eines so stolzen und spröden Herzens gemacht — sollte er nicht eitel

genug sein, diese seltene Eroberung verfolgen zu wollen? Wenn er sich Ihnen näherte, sollten Sie ihn nicht mit den zarten und unsichtbaren Fäden jener gefährlichen Kokette-rie, in denen Ihr armer Sclave so fest und für ewig gebunden liegt, zu einigen Extravaganzen führen, zu deren Zeugen man im rechten Augenblick die Erzherzogin machte?"

„Viconde," sagte die Gräfin Juliane Bolagno, „Sie sind vielleicht gescheuter und sicherlich unverschämter, als ich Sie geglaubt habe."

„Ich danke für dies Compliment."

„O danken Sie nicht dafür, es bergt sich eine recht schlechte Meinung dahinter."

„Sie erschrecken mich. Womit hätte ich die verdient?"

„Mit Ihrer Perfidie!"

„Ich, das getreueste aller getreuen Herzen, die jemals für die anmuthigste...."

„Worte, nichts als Worte. Ich durchschaue Sie!"

„Worin?"

„Ihr Plan hat eine doppelte Schneide. Sie wollen den Herzog auf die angegebene Art in den Augen der jungen Erzherzogin verderben.."

„Nun freilich!"

„Aber Sie wissen doch, daß er die letztere liebt und höchst wahrscheinlich in seiner Tugendhaftigkeit der ihm vorgespiegelten und vorausgesetzten Neigung des Kam=

merfräuleins lachen, sich bei der Erzherzogin über sie lustig machen würde!"

„Unmöglich! Das wäre ja unritterlich!"

„Und gerade deshalb sehr möglich!" entgegnete das Kammerfräulein. „Auf die Ritterlichkeit des sogenannten stärkeren Geschlechts zu bauen, wäre sehr thöricht, wenn es sich um so ernste Pläne handelt, wie die unsrigen. Also — das Ende vom Liede würde sein, daß die arme Juliane Bolagno in den Augen ihrer jungen Gebieterin compromittirt wäre, und daß ihr dann nichts anderes übrig bliebe, als sich vom Hofe zurückzuziehen und einem gewissen durchtriebenen Kammerherrn auf seine — spanischen Schlösser zu folgen!"

„Welche namenlose Bosheit, mir solche Absichten unterzuschieben!"

„Habe ich Unrecht?"

„Völlig — bei San Jago di Compostella!" betheuerte da Bojador.

„Sagen Sie das nicht. Gestehen Sie! Seien Sie offen gegen mich!"

„Sie sind bodenlos ungerecht."

Die Gräfin Juliane zuckte die Achseln.

„Es ist doch so," bemerkte sie. „Und — aufrichtig gesagt — es schadet Ihnen bei mir nicht," sagte sie plötzlich

auflachend. „Es flößt mir Respect vor Ihrem diplomatischen Talente ein, auf welches wir ja eben ...."

„Auf welches wir eben...? Sie enden nicht?—"

„Nun wohl, auf welches wir eben unsere Hoffnungen gebaut haben!"

„Ich danke Ihnen für dieses Wort, Juliane!" entgegnete da Bojador eifrig einfallend. „Also Sie zürnen mir nicht so, um mir diese Hoffnungen wieder zu benehmen?"

„Nein — ich zürne Ihnen in der That nicht. Es bleibt bei unserer Verabredung oder besser bei meinem Wort. Nur bauen Sie nicht auf die Mitwirkung meiner — Koketterie!"

Und damit verbeugte Condessa Juliane Bolagno mit einem vieldeutigen graziösen Lächeln sich spöttisch tief vor ihrem Anbeter und schlug rasch einen Seitenweg ein, der in eine schattige Allee, welche mehr im Hintergrunde des Gartens lag, führte. Hier kam nämlich eben eine Gesellschaft von Herren und Damen des Hofes dahergeschritten, in deren Reihe sich die Italienerin mischte.

„Madonna ist gescheut und durchtrieben wie ein kleiner Dämon!" murmelte der Spanier ihr nachblickend. „Ich habe eine Leidenschaft für die klugen Weiber! Wenn sie Einem nur mit ihrer Unruhe das Leben nicht so sauer machten — bei der Mutter Gottes von Atocha, bequemer

sind die dummen! Aber ich habe mich nun einmal auf eine kluge Frau capricirt und nun soll sie auch mein werden, mag es kosten was es wolle!"

Drittes Capitel.

Von einer wunderlichen Kriegsbeute.

Mit allerlei Plänen zur Erreichung des Zieles, welches ihm das erzherzogliche Kammerfräulein gesteckt hatte, beschäftigt, schritt der Viconde da Bojador y Roccaberti in der Abenddämmerung durch einen stillen und wenig bevölkerten Theil der Vorstadt Wieden. Es war die Gegend, welche sich hinter dem Lustgarten des kaiserlichen Sommerschlosses Favorita erstreckte; eine Gegend, welche damals meist von Gärten eingenommen wurde; doch hatten einige große Herren, die zum Hofe gehörten, sich einzelne kleine Villen und Pavillons hier in mehr oder minder ansehnlichen und geräumigen Gartenanlagen erbaut — wie das in der Nähe sämmtlicher kaiserlicher Lustschlösser, besonders auch in Laxenburg der Fall war. Man fand es zu jeder Zeit räthlich, „Seine Majestät nicht aus den Augen zu

verlieren, und auch von derselben nicht aus den Augen verloren zu werden.“ Einer dieser Pavillons, erbaut im Mansardengeschmack mit Risalits und reicher Verzierung der Fenstercasinos, aber klein, so daß die Fronte nur die Eingangsthür und zwei Fenster, die Seiten nur je zwei Fenster zeigten, lag nicht weit von dem Wege ab, den da Bojador dahergeschritten kam, nachdem er in einem weiter entfernt gelegenen Landhause einen Besuch gemacht hatte. Der Pavillon war hell erleuchtet; eben als da Bojador näher kam, sah er, daß eine Dienerin beschäftigt war, im Innern die Fensterläden zu schließen.

„Veit Trautson's Gartenhaus erleuchtet und bewohnt? was bedeutet das?“ fragte sich da Bojador. Er wußte, daß der Eigenthümer dieses Hauses nicht in Wien anwesend, sondern auf einer militairischen Inspectionsreise an der türkischen Grenze beschäftigt war.

„Es scheint, sein Gesinde giebt hier, während der Herr nicht daheim ist, einen Bal champêtre oder eine Merenda — oder sollte Trautson am Ende zurückgekommen sein, um uns am Hofe wieder mit seiner freundlichen Gegenwart zu beglücken? Man hat sich doch für einen ganzen Monat noch vor ihm sicher geglaubt!“

Während dieses Selbstgesprächs war der Spanier an dem Thore der Gartenanlage angekommen, in welcher der Pavillon des Grafen Veit Trautson lag. Die eisernen

Gitterflügel dieses Thores standen halb geöffnet, und der Viconde trat neugierig ein, um sich der etwaigen Ankunft des um seiner fabelhaften Manieren willen gefürchteten Grafen Veit Trautson zu vergewissern; er konnte dann gleich die Gesellschaft, welche er am andern Morgen bei dem Lever in der Antecamera finden würde, mit der angenehm überraschenden Nachricht beglücken.

Ein kurzer Fahrweg führte unter dunklen Castanien bis an den Pavillon. Vor demselben standen drei Sänften.

„Der liebenswürdige Veit hat sich entweder ein für einen Türkenfresser von Profession seltsames Transportmittel gewählt," dachte der Viconde bei diesem Anblicke — „oder es ist hier eine Damen-Reunion im Hause des alten Junggesellen. Die Sache hat jedenfalls etwas Remarcables. Wir müssen in eines der Fenster zu schauen versuchen, bevor sie alle so dicht geschlossen sind, wie hier auf der Fronte, wo kein Lichtstrahl mehr seinen Weg durch die kleinste Ritze findet." Mit diesen Worten wandte da Bojador sich rechts, weil er von der rechten Seite des Pavillons her noch hellen Lichtschein auf das Gesträuch und die Baumstämme des kleinen Lustgartens fallen sah.

An der rechten Seite des Pavillons waren die Fenster in der That bis jetzt weder durch Läden noch durch niedergelassene Vorhänge verdunkelt. Aber sie boten den neugierigen Blicken des Spaniers ein anderes Hinderniß

dar; — um hinein zu schauen, mußte man ungefähr die Größe des berühmten Riesen Sanct Christophel haben, weil sie wenigstens 8 Fuß vom Boden entfernt waren. Da Bojador blickte spähend umher. War kein Gegenstand in seiner Nähe, welcher irgend geeignet schien, durch eine namhafte Erhöhung seiner zierlichen Leibesgestalt die fehlende Länge hinzuzusetzen? Nichts derartiges ließ sich entdecken in der immer tiefer dunkelnden Dämmerung, welche bereits in völlige Nacht übergegangen war unter dem Schatten der Castaniengipfel, die den Pavillon umgaben.

„Aber wir können ja eine der Sänften nehmen," sagte sich da Bojador nach einer Weile und ging rasch entschlossen an's Werk. Er machte einige Schritte zurück, erfaßte die nächste der vor dem Pavillon stehenden leeren Porte-Chaisen, und indem er die Last halb trug, halb schleppte, hatte er sie nach wenig Augenblicken so an der Seite des kleinen Gebäudes aufgestellt, daß er auf dem Dache der Sänfte den vortrefflichsten Observationsposten haben mußte. Hinaufzukommen war nicht schwer; einer der eisernen Bügel, welche bestimmt waren, die Traghölzer aufzunehmen, diente als Treppenstufe. Da Bojador schwang sich mit der elastischen Geschmeidigkeit, welche in seinem ganzen Wesen lag, auf, und stand im nächsten Augenblick oben.

Als er nun in das erleuchtete Zimmer im Innern

des Pavillons blickte, war sein erster Gedanke, daß er sehr wohl gethan sich zu beeilen; denn just begann auch hier ein weiblicher dienender Geist die Läden zu schließen. Sein zweiter Gedanke aber war, daß er noch wohler gethan, sich überhaupt die Mühe gemacht zu haben, einen Einblick in das Innere des Veit Trautson'schen Gartenhauses zu gewinnen.

Was er sah, war allerdings in hohem Grade überraschend.

Das Gemach, welches er ganz so ungehindert und vollständig überschaute, als ob er mitten drinnen gestanden, war von mäßiger Größe. Es war mit alterthümlichen Möbeln besetzt, unter denen sich ein hoher geschnitzter, oben mit einer Garnitur von blauen japanischen Vasen besetzter Schrank, der sich dunkel im Hintergrunde aufthürmte, am meisten auszeichnete. Seitwärts stand ein großes Kanapee, in der Mitte ein runder Tisch, daneben standen einige Rohrstühle mit hoher Rückenlehne umher.

Nun hatten zwar weder Schrank, noch Kanapee, noch Stühle irgend etwas Auffallendes und Verwunderliches an sich, ebenso wenig wie das ganze, keineswegs luxuriös eingerichtete Gemach. Desto verwunderlicher und auffallender aber war die Gesellschaft, welche sich in diesem Augenblicke darin versammelt zeigte.

Diese Gesellschaft bestand aus drei Houri's aus dem

Paradiese Mahomet's! — Das war in der That der erste Eindruck, den die drei Gestalten, welche da Bojador erblickte, auf die Phantasie des heimlichen Beobachters machten.

Es waren drei schlanke, volle, blühende Mädchengestalten, in orientalischer Tracht, welche der Viconde in dem Pavillon sah; und daß diese Tracht nicht etwa eine zum Scherz angenommene sei, unter der sich etwa drei lustige Wienerinnen bargen, das verrieth der Typus ihrer unverschleierten Gesichter, der Teint, der Schnitt der dunklen, mandelförmigen Augen, die ganze Haltung und das Wesen dieser verführerischen Erscheinungen.

Zwei von ihnen ruhten mit untergeschlagenen Füßen in den zwei Ecken des Kanapee's; die dritte hatte sich auf den runden Tisch in der Mitte des Gemachs geschwungen; sie saß in halb ruhender Stellung, den Ellbogen aufgestemmt, auf demselben; die Füße, von denen die auf den Boden liegenden Pantöffelchen abgeglitten waren, schlenkerten mit anmuthiger Bewegung hin und her.

„Alle Wetter," sagte sich da Bojador — „hat Veit Trautson sich in den Gränzlanden zum Muhamedaner gemacht? Was zum Teufel bedeutet dieser kleine Harem in seinem Pavillon? Dies ist die merkwürdigste Geschichte, die je ein Kammerherr Seiner apostolischen Majestät so namenlos glücklich war, am Hofe in Umlauf setzen zu können!"

In diesem Augenblicke hatte der dienende Geist, der im Innern des Lusthauses beschäftigt war, die Fensterläden zu schließen, diese Arbeit nahezu vollbracht — bereits bewegte er den letzten noch nicht zugeklappten Flügel; da Bojador machte eine Seitenbewegung, um den einzigen Blick, der ihm noch vergönnt war, auf den drei so eigenthümlich fesselnden Gestalten ruhen zu lassen — da gesellte sich ein neues Unglück für ihn zu dem, welches in dieser fatalen Verfinsterung der hellen Scheiben vor ihm lag. Es knickte nämlich plötzlich etwas unter seinen Füßen; er wankte; ein lautes Krachen folgte — die Decke der Porte-Chaise, die nicht darauf berechnet war, neugierigen Lauschern als Standort und Luginsland zu dienen, brach polternd ein und da Bojador fiel — nein, er fiel nicht — dazu war dieser gewandte Spanier viel zu katzenhaft geschmeidig — er machte einen behenden Sprung zur Seite und kam unverletzt auf dem Boden an, neben der zusammenbrechenden Sänfte; nur hatte die Höhe, von welcher er herab zu springen die Geistesgegenwart besessen, es ihm unmöglich gemacht, aufrecht auf seinen Füßen auf dem Boden anzukommen. Er war auf die Kniee gefallen und hingeschlagen; er lag auf dem weichen Kiessande, der den Pavillon umgab.

Als die Porte-Chaise zusammenkrachte, war im Innern des Gebäudes ein Schrei des Schreckens und der Ue-

berraschung laut geworden, der da Bojador nicht entging. Unter dem Einfluß desselben hatte er instinktartig sich erhoben, um sich bei Seite zu machen. Dichtes Gebüsch war so nahe, daß es ihm leicht werden mußte, ungesehen zu entkommen und unentdeckt zu bleiben.

Im nächsten Moment aber änderte der Spanier diesen Entschluß. Er legte sich ruhig wieder auf den Sand nieder, wie er zuerst darauf gelegen hatte, und begann ein leises Stöhnen auszustoßen.

In demselben Augenblick öffnete sich die Thüre des Pavillons; mit dem Ausruf: „I Du mein Herrgott, was hat's da gegebeu? wer ist's?" eilte derselbe dienende Geist, der eben im Begriff gewesen, den letzten Fensterladen zu schließen, heraus, und kam mit schlürfendem Schritt auf da Bojador zu.

Es war eine Frau, die etwa 50 bis 60 Jahre haben mochte. Als sie einen Mann am Boden liegend erkannte, blieb sie einen Augenblick stehen.

„Vex," — rief sie dann zurückgewandt — „Vex, Vex! — hörst' nit? — Komm und bring' ein Licht!"

„Meine liebe Frau," rief der Spanier ihr jetzt entgegen, „sei Sie um Gotteswillen barmherzig und helf Sie mir auf; ich habe mir auf eine grausame Weise den Fuß gebrochen; o mein Heiland, welche Pein, welche Pein — o grundgütiger Gott, welche Schmerzen!"

„I Du mein — a Boan hob'ns gebroch'n — Vex, Du sakrischer Vex, warum kommst nit?!“

Das herbeigerufene Individuum, ein seltsames zwergartiges Geschöpf, erschien mit einem Lichte in der Hand. Die Frau nahm es ihm ab und trat jetzt unerschrocken dicht neben den noch immer am Boden liegenden und wie in furchtbaren Schmerzen sich krümmenden Kammerherrn Seiner Majestät.

„Ja, nu schau zu, Vex — wann's nit zu dumm wärst, d'Händ' thätst z'samm'n schlog'n,“ sagte die Alte sich niederbeugend und dem Spanier in's Gesicht leuchtend. „A saubrer Herr vom Hofstaat — und da liegen's!“

„Helfe Sie mir auf, gute Frau — ich bitte um Gotteswillen, helfe Sie mir auf!“

Die Frau faßte den Viconde an einer Schulter, der „Vex“ an der andern und so hoben sie den Verunglückten in die Höhe. Da Bojador fingirte dabei die wüthendste Pein in seinem linken Fuße.

„Dos is a schöne G'schicht',“ sagte die Frau — „aber was Teufi hob'ns hier im Gorten z'thun und Ihna's Boan z'brech'n?“

Vex sagte nichts. Sein breites Säuglingsgesicht drückte jedoch die unverholenste Theilnahme an dieser Scene aus. Er lachte nämlich mit dem großen immer grinsenden Munde, mit den ausdruckslosen flachen Augen, mit allen

Zügen des anmuthigen Antlitzes. Da Bojador hatte in seinem ganzen Leben noch nicht ein so seltsames Wesen, zur Hälfte Mann, zur Hälfte Kind, gesehen!

„Führe Sie mich hinein, gute Frau, nur schleunig hinein," bat der Spanier, „daß ich den Fuß in kaltes Wasser stellen kann — kaltes Wasser, oder ich sterbe!"

Die Frau schien Anstand zu nehmen, dies Verlangen zu erfüllen; sie blickte wie unschlüssig oder wie spähend, ob auch sonst Jemand in der Nähe sei, um sich.

„Jo, wer san's denn?" fragte sie darauf.

„Ich bin kaiserlicher Kammerherr," entgegnete der Vicomte. „Ich war drüben beim Grafen Dietrichstein, in seiner Villa unten. Als ich zurück und hier vorüberkam, sah ich den Pavillon da erleuchtet. Ich denke, Graf Veit Trautson ist zurück — das mußt Du noch heut Abend dem Kaiser mittheilen, denk' ich — Sie weiß, welch großes Stück der Kaiser auf den Grafen Veit hält — und so tret' ich in den Garten ein; es ist aber Niemand da, den ich fragen kann, und da seh ich die Porte-Chaise stehn und spring' hinauf, um in's Fenster zu schaun, ob Graf Veit wieder da ist — aber das abscheuliche Ding trägt mich nicht und da bin ich mit dem Dach eingebrochen und so bös weggekommen. Nun führe Sie mich hinein, länger stehen kann ich nicht, bei Gott nicht!"

„Wenn's so ist, so kommen's halt in's Himmels Na-

men. Aber sagen's bei Leibe dem Grafen Veit net, daß i Sie hab' eini g'lassen. Er will's net. I glaub' derschlog'n thäten's mi. Nu kommen's. Vex, gib Obacht und mach' dein Sach' g'schickt!"

Da Bojador wurde von den beiden hülfreichen Wesen, die ihn unter die Schultern gefaßt hatten, in das Innere des Pavillons geleitet.

Die Alte führte ihn in einen kleinen Vorsaal, nachdem er mit erheuchelter Mühseligkeit langsam die äußere Treppe erstiegen hatte; von diesem Vorsaal führte rechts eine Thür in das Zimmer, in welchem der Spanier von draußen her die Türkinnen entdeckt hatte. An der Wand standen ein Paar Koffer, mit aufgeschlagenen Deckeln und mit Frauenkleidern gefüllt. Die Thüre zu dem Nebenzimmer war geöffnet und alle drei Houris standen auf der Schwelle.

Wie ein Drache, der einen Schatz zu hüten hat, fuhr die Alte ihnen entgegen: „Schert's enk hinein, geht's hinein!" schrie sie, indem sie versuchte, die Mädchen zurückzudrängen. Zugleich faßte sie nach dem Griff am Schlosse der Thüre, um diese vor ihnen zuzuschlagen. Die Mädchen leisteten ihr lachend Widerstand. Die Worte, welche sie dabei sprachen, waren in einem Idiom, von dem da Bojador eben so wenig verstand, als er hätte sagen können, welchem Volksstamm auf Erden es angehörte. Desto bes-

ser verstand er, als eine der drei räthselhaften Fremden ihn in italienischer Sprache lebhaft fragte:

„Seid Ihr verwundet, Signor?"

Auf der Stelle antwortete er in gleicher Sprache: „Nicht im Mindesten! Ich täusche diese Alte hier ganz allein, um das Glück zu haben, Deines himmlischen Anblicks froh werden zu können. Wer bist Du, reizende Fee?"

Die italienisch redende Orientalin erröthete. „Ich bin eine arme Sclavin — wir waren im Gefolge des Pascha Suleyman von Widdin. Er sandte uns von dort nach Nissa. Da überfielen uns die Soldaten des Kaisers. Sie trieben unsere Begleiter, unsere Schutzwache aus einander. Ihr Aga ließ uns hierher bringen. So siehst Du uns hier."

„Und ich bin beglückt dadurch," antwortete da Bojador auf der Türkin hastig hervorgestoßene Worte, — „meine Augen sahen nie etwas, was sie süßer erquickte und mein Herz hat nie höher geschlagen und lauter frohlockt als in dieser Stunde. Wie heißt Du, Engel des Paradieses?"

„Bahnesa!" antwortete das Mädchen, durch ihren hastigen Ton noch immer die Aufregung verrathend, in die entweder die Conversation mit dem Spanier oder ihr Bemühen, die alte Beschließerin von der Absperrung der Thüre zurückzuhalten oder beides zugleich sie zu versetzen schien.

„Vahnesa! Ich werde Dich wiedersehen, Vahnesa!"

„Der Aga wird Dich hindern."

„Dann werde ich ihn tödten," rief da Bojador pathetisch aus.

Er stand dabei, als ob er ganz seine Rolle vergessen, wieder fest und sicher auf den Füßen.

„Meiner Six," schrie die Alte, „san's denn alleweil schon curirt? Sie discurir'n ja in dem fremden Gewelsch mit dem Heidenmädel, als ob's niemalen auch nur a Pein wie'n Flohstich verspürt hätten am Ihrigen Fuß!" Dabei schlug sie endlich glücklich die Thür in's Schloß, und der Anblick, der da Bojador so merkwürdig gefesselt hatte, war für ihn verschwunden.

„Ich fühle allerdings den übermäßigen Schmerz von vorhin nicht mehr, gute Frau," antwortete der Spanier. „Es bessert sich bedeutend, ganz bedeutend — ich werde wieder gehen können — des kalten Wassers bedarf ich nicht mehr. Ich danke für die gute Absicht!" Dabei fuhr er mit der Hand in die Tasche, um seine Börse hervorzuholen und seine Dankbarkeit durch ein ansehnliches Geschenk der Alten zu versinnlichen; er besann sich jedoch eines andern und ließ das Geld wieder hinuntergleiten. „Ich habe meine Geldbörse nicht bei mir," sagte er; „aber sei Sie ruhig, Sie soll ein schönes Douceur erhalten — Morgen bring' ich's Ihr — und der Kleine da —" da Bojador

deutete auf das „Vex" benamsete Individuum — „der Kleine da soll nicht minder reich beschenkt werden. Merkwürdiger Patron, das! Ist das Ihr Sohn?"

Hatte der fremde Eindringling bereits einen großen Theil der Gunst der alten Dame durch die Substituirung eines bloßen Versprechens für die erwartete Baarzahlung eingebüßt, so war seine letzte Frage nur geeignet, dem Faß den Boden auszuschlagen.

„Mein Sohn? wollen's wissen, ob das Wurm ein meiniges ist? Gott behüt' mich davor. Sie san ein g'spaßiger Herr, sa'ns! Merken's denn net, daß's a Vex is?"

„A Vex? Was ist a Vex?"

„Das wissen's net?"

Da Bojador schüttelte den Kopf.

„A Vex is — na schaun's nur an, a Vex is a Vex, a solcher!"

Das Individuum, welches den Gegenstand dieser lichtvollen Begriffserklärung bildete, stand ruhig dabei und grinste mit einer neidenswerthen Seelenheiterkeit den Spanier an.

„A Vex is a Vex!" wiederholte dieser — „so erweitert man doch alle Tage den Schatz seiner Kenntnisse — und nun, denke ich, beenden wir diese gründliche Erörterung der Sache und fahren morgen darin fort. Auf Wiedersehn, Frau — wie heißt Sie denn, gutes Weiberl?"

„Afra haß i!“

„Also auf Wiedersehn, Frau Afra.“

„Ja, sagn's, wöllen's denn wirklich wiederkommen?“

„Morgen in der Frühstunde.“

„Dann kommen's net. I darf's net leiden, daß's kommen. Graf Veit mögt halt da sein!“

„Und Graf Veit hat Ihr verboten, Fremde in dies Haus oder diesen Garten einzulassen, wo er seine Beute aus dem letzten Türkenkrieg versteckt hat?“

„So is, Euer Gnoden! I darf Euer Gnoden net einlossen! Kan Mensch darf a Sterbenswörtl wissen von den Drei da drin — halt's mer nur d'Thür'n und d'Fenster zu, hoben's gesogt, der Graf Veit, oder's bekommt Ihr schlecht, Afra, hoben's gesogt, und Graf Veit, dös wissen's schon, san gar arg!“

„Wenn ich aber ein so wichtiges Geschäft hier habe als Ihr zwei blanke Ducaten für Ihre Hülfleistung und einen Ducaten für Ihre belehrende Erklärung von was „a Vex“ ist, auszuzahlen, wie dann?“

„Nu, dann kommen's um die Mittagszeit, dann werden's zu Hof sein, Graf Veit. Dann kommen's; aber wissen's, halten's Ihna a bisle fürsichtig bei Seit', bis i komm' und nach Euer Gnoden ausschau.“

„Ganz wie Ihr wollt, Frau Afra — und nun lebt wohl — auf Wiedersehn!“

„Geruhige Nacht, Euer Gnoden!“ sagte die Alte, indem sie hinter ihm die Thüre des Pavillons schloß — „Du, geh mit, Vex, und mach's Gartenthor zu!“

„Das muß a g'sundes junges Blut sein,“ setzte sie für sich hinzu, „daß bei ihm d'Beinbrüch so g'schwind heil werden! — hätt'st Dich net sollen anführen lassen, alte Person, die d'bist — die Weibsleut da drinn' hat er wollen begucken — nu, daß man's anschaut, wird sie a net abnutzen und drei Ducaten sind a gut's Trinkgeld. Wann's nur richtig ankommen morgen, die Ducaten, dann schad's nix, daß i'n hab' ein g'lassen — 's ist ja mehr Geld als alle drei werth san. Denn was san's werth, nix san's werth, und unser Herrgott woaß es, was der Graf Veit für'n Sparrn bekommen hat, daß's solche Leutlein aufgabeln und in die Christenheit bringen muß, wo unser Eins sein Geplag und die liebe Noth damit hat. Nu will i aber nachschaug'n, daß's zur Ruhe kommen, denn müd' san's schon von der Naß und hungrig a!“ —

Der Viconde da Bojador war unterdeß in den zur Favorita gehörenden kaiserlichen Garteu gekommen. Er schritt sehr eilig daher. Unter dem Einfluß der aufregenden Gedanken, die sich in seinem Hirne kreuzten, beschleunigten sich seine Schritte. Sein Erlebniß hatte in seinen Augen immer größere Verhältnisse angenommen. Zuerst schien es ihm nur ein pikantes Abenteuer. Drei so hübsche

Geschöpfe erblickte man nicht alle Tage bei einander; noch weniger drei Huldgöttinnen dieser Art, welche in so hohem Grade der Reiz des Fremdartigen und des Seltsamen umgab, daß ihre ganze orientalisch-märchenhafte Erscheinung hatte. Dazu kam, daß er sich schmeicheln durfte, auf eine dieser drei Grazien in Kaftan und Mousselin-Beinkleid sofort einen günstigen Eindruck hervorgebracht zu haben. Er war eitel genug, sich zu sagen, daß dies Mädchen mit dem seltsamen Namen Bahnesa mindestens mit ihrem Vertrauen ihm entgegengekommen sei, und daß die Dankbarkeit des armen gefangenen Geschöpfes wahrscheinlich grenzenlos sein werde, wenn er es sich möglich mache, sie öfter zu sehen und in ihrer Verlassenheit ihr Tröster und Rather zu werden.

Diese Betrachtung führte da Bojador zu dem Entschluß, der Frau Afra und ihrem getreuen Dienstmann, dem Bex, am folgenden Tage ganz außerordentlich reich ihre Verdienste um die Heilung seines unverletzten Fußes zu belohnen. Aber die Gedanken blieben hierbei nicht stehen. Sie gingen weiter. Sie fingen bald an, kühle Berechnungen zu machen. Die ganze Geschichte, diese merkwürdige Erscheinung, deren Seltsamkeit doppelt groß wurde, wenn man sie mit dem Rahmen verglich, innerhalb dessen sie auftauchte, mit diesem erhaben-feierlichen, majestätisch-gemessenen Hofe, der alles vorher nicht Berechnete, alles

Fremdartige, Auffallende und Regellose von sich abzuhalten pflegte, gerade so ernst und strenge wie ein Kloster — diese Erscheinung, die sich obendrein noch in ein Mysterium hüllte, wie ja Frau Afra betheuerte — sie mußte sich von dem, der darein eingeweiht war, ausbeuten lassen können!

Graf Veit Trautson war ein mächtiger Mann bei Hofe. Er hatte die Gunst des Kaisers in einem so hohen Grade, daß er Karl dem Sechsten, wenn dieser bei guter Laune, ganz unglaubliche Dinge sagen durfte, ohne seinen Gebieter zu erzürnen. Denn Graf Veit Trautson war ein Grobian. Er erlaubte sich eine Sprache und hatte Manieren, wie sie nur je einem Menschen zu Gute gehalten worden sind, weil er so klug war, sie unter der Maske der Originalität vorzubringen. Unter der Maske sagen wir. Vielleicht ist dies unrecht ausgedrückt. Vielleicht war Veit Trautson wirklich und von Natur ein Original. Jene bekannte Geschichte von seiner Unterredung mit dem Kaiser über das wiener Erzbisthum mag wenig mehr beweisen, als daß Graf Veit sich Impertinenzen unerhörter Art erlaubte. Er besaß eine Stiftspfründe zu Passau und machte einst im Namen des Capitels zu Passau dem Kaiser Vorstellungen wider dessen Absicht, ein Erzbisthum Wien auf Kosten des Bisthums von Passau zu errichten. Karl der Sechste pflegte in solchen Situationen, statt den Remon-

stranten verständliche Antworten zu geben, unverständliche Dinge in den Bart zu brummen. Trautson aber ließ sich nicht irre machen. Obgleich der Kaiser mit heftigem Kopfnicken die Audienz zu schließen suchte, fragte er einmal über das andre: „Was sagen's, Majestät? Von der Brummerei versteh' ich kan Wort!" — Dem Kaiser riß zuletzt die Geduld und er erklärte rund heraus, daß es bei seinem Entschluß bleiben werde. „Nu, nu," antwortete Trautson, „so weiß i doch, was t mein'n Confratres zu Passau zu sog'n hob'; aber: Bäh, bäh, bäh — wer kann denn das verstehn?!"

Dagegen sprach für Trautson's angeborene Originalität entschieden sein Aeußeres. Er war eine derbe breitschultrige Figur, die auf sehr kurzen Füßen einherschritt, und mit seiner Kleinheit contrastirte in seltsamster Weise die Größe seiner Nase. Sie war ungeheuer; sie forderte die Phantasie des keckſten Carrikaturenzeichners heraus und besiegte sie: sie war eine Mitgabe der Natur, für welche sich Graf Veit Trautson an allen Mitgeschöpfen durch Impertinenz und durch seinen beißenden Witz rächte. Graf Veit Trautson hatte deshalb sehr viele Feinde, Feinde auf Leben und Tod, deren Gesinnungen wider ihn nur noch geschärft werden konnten durch den Umstand, daß er der erklärte Günstling des Kaisers war. — Kaiser Karl der Sechste liebte überhaupt Menschen, deren Aeußeres carri-

kirt war oder deren Eigenheiten ihm Gelegenheit boten, sie zur Zielscheibe seiner Scherze zu machen!

Dem Allen nach war es nichts Geringes für einen Hofmann, der Inhaber eines solchen Geheimnisses des Grafen Veit Trautson zu sein, wie da Bojador es entdeckt hatte. Was würde der Oberstallmeister Graf Michael Johann Althann darum geben, wenn er es wüßte! Was würde bei dem Oberhofmeister Grafen Sinzendorf Alles sich durchsetzen lassen gegen das Versprechen, ihm eine solche neue Originalität von Graf Veit Trautson zu verrathen? Althann und Sinzendorf galten für Trautson's erbittertste Feinde.

Aber weshalb es durch Andre ausbeuten lassen wollen, dies allerliebste kleine Geheimniß? Hatte denn unser Viconde da Bojador und Roccaberti nicht seine eigenen Pläne und Absichten? Hatte er nicht eine ganz besondre, keinesweges leichte, in ihren Folgen bedeutungsschwere Aufgabe übernommen? Hing nicht von der Ausführung dieser Aufgabe für ihn sein Lebensglück ab — die Hand der schönen Gräfin Juliane Bolagno, deren Reichthum und Verbindungen diese Hand zu einem so neidenswerthen Besitzthum machten? Sollte er nicht vor Allem darüber nachsinnen, wie er sein Geheimniß zu seinem eigenen Nutz und Frommen ausbeuten könne? In der That, das war jedenfalls das Allergescheuteste, was

er thun konnte, und bei diesem Entschluß war er angekommen, als er seine Wohnung im kaiserlichen Lustschloß erreichte. —

Viertes Capitel.

Von einem erlauchten Liebespaare.

Wenn Kaiser Karl der Sechste große Tafel im Rittersaale der wiener Hofburg hielt, wie das vier Mal im Jahre zu geschehen pflegte, so speis'te er, von seinem ganzen kaiserlich-königlich apostolischem Pomp umgeben, ganz allein. Die zur Tafel eingeladenen auswärtigen Botschafter und Gesandten, die Generalität und höchsten Staatsbeamten genossen die Ehre, stehend zuzuschauen.

Wollte der Kaiser in gastlicherer Weise Eingeladene bewirthen, so wurden die Diners verlegt auf „die Seite der Kaiserin," d. h. in den von der Kaiserin bewohnten Theil der Hofburg. Hier verstattete die Etikette dem Kaiser, große Potentaten, fürstliche Fremde an seine Tafel zu ziehen; der ganze Prunk der obersten Hofchargen, der Oberst-Hof-Kuchel-Meister und der Oberst-Hof-Mundschenk, die Kämmerer, Edelknaben und Hartschiere blieben

fort und die Hofdamen der Kaiserin hatten die Aufwartung; die Capelle führte zur mehreren Ergötzung der Herrschaften große Musikstücke auf.

Noch ein höheres Maß solcher solamina regiminis oder Tröstungen für die „Regentensorgen," wie man das damals nannte, durfte die Majestät sich angedeihen lassen, wenn Allerhöchstdieselben sich auf einem von Dero Lustschlössern zu befinden geruhten. Das ganze in der Stadt straff angezogene Band des Hofceremoniels wurde auf dem Lande abgespannt. Auf dem Lande fuhr die Kaiserin im Fond des Wagens neben dem Kaiser sitzend, während sie in der Stadt nur ihm gegenüber auf dem Rücksitz Platz nehmen durfte. Die Hofherren brauchten auf dem Lande nicht in spanischer Tracht neben dem Wagen des Kaisers zu reiten; es war ihnen vergönnt, demselben in deutscher Kleidung zu folgen. Ja, es war sogar vergönnt, in Laxenburg und in der Favorita sich so weit gehen zn lassen, in einer Perrücke mit einem Haarbeutel zu erscheinen — eine Tracht, welche in der Hofburg, wo Alles in gepuderter Allonge-Perrücke einherwandeln mußte, streng verpönt war. In der Favorita sah denn auch der Kaiser Gäste aus dem hohen Adel seiner Reiche an seiner Tafel, und einige Tage nach da Bojador's Entdeckung im Garten des Grafen Veit Trautson waren eine Anzahl von hochgestellten Personen zum Diner nach des Kaisers Sommersitz befohlen worden.

Es war eine zahlreiche Versammlung, welche sich, nachdem die Tafel aufgehoben war, theils noch in den kaiserlichen Appartements aufhielt, und dieser Theil bestand aus den eingeladenen Gästen; theils in den übrigen Räumen und in dem Garten sich zu Gruppen und kleineren Partien zusammengefunden hatte, und dieser Theil bestand aus dem heute den Dienst habenden Hofstaat.

Unter den ersteren befand sich eine jugendliche und blühende Gestalt, welche von allen zumeist die Aufmerksamkeit auf sich ziehen mußte, auch wenn man nicht gewußt hätte, daß diese fesselnde Gestalt die Erbin von einem halben Dutzend Königsscептern und mehreren Dutzend Herzogs-, Fürsten- und Grafenkronen, daß sie die Hoffnung, die ganze Zukunft der vornehmsten Monarchie der Welt sei. Die junge Dame nämlich war Maria Theresa, Erzherzogin von Oesterreich und Infantin von Spanien: Maria Theresa, die bestimmt war, der Welt ein so leuchtendes Vorbild einer Gattin, Mutter und Regentin zu werden, in einem Jahrhundert, wo die Elisabeth und die Katharinen von Rußland herrschten und der Welt so reichlich Aergerniß gaben; Maria Theresa, deren schönster Ruhm ist, daß sie in ihrem Staate die Völker zu erblicken wußte, während ihre Zeit in den Völkern nur den Staat erblickte.

Das junge Mädchen, welchem die Geschichte eine so große Rolle vorbehielt, stand in der Fensterbrüstung eines

der Säle, wohin sich die Gesellschaft aus dem Speisesaal zurückgezogen hatte. Ein schwerer grüner Damastvorhang verhüllte halb mit seinen mächtigen Falten ihre volle schlanke Gestalt, während der Reflex der grünen Farbe der Seiden=Draperie über ihr rosig glühendes Antlitz einen zarten Hauch von Blässe legte. Vor ihr stand ein reich gekleideter junger Mann, eine feine Gestalt von Mittelgröße, dessen Züge schön und edel waren, obwohl das blaue, große Auge mehr heitre Gutmüthigkeit als geistige Bedeutung verrieth.

Der junge Mann war Franz Stephan, Herzog von Lothringen und Baar oder jetzt vielmehr von Toscana. Denn sein Stammland Lothringen, nach welchem die französische Politik seit dem Cardinal Richelieu getrachtet hatte, war durch den wiener Frieden von 1735 Frankreich geopfert worden, der junge Herzog hatte es abtreten müssen, um statt dessen das sonnige Land am Arno zu erhalten, welches durch das Aussterben der letzten Nachkommen der großen Medicäer ohne Herrscher war.

Die großen blauen Augen des Herzogs Franz Stephan waren in diesem Augenblicke mit dem unverkennbaren Ausdrucke einer gewissen Verwunderung, oder besser vielleicht Unruhe, auf die Erzherzogin gerichtet.

„Ich weiß mir aber durchaus nicht zu erklären," sagte er mit einer Naivetät des Tones, welcher auf Maria The=

resens Lippen ein spöttisches Lächeln hervorrief, — „weshalb Ew. Liebden mich einmal über das andre auffordern, ich solle gehen und meine Siesta halten! Thun Sie das nur, weil die Siesta eine italienische Sitte ist, und ich nun ja auch eine Art von Italiener bin? Dann muß ich Ew. Liebden aber gestehen, daß ich mit der nationalen Umwandlung noch lange nicht zu Stande gekommen bin und einstweilen auch noch nicht viel Mühe und Fleiß darauf verwende. Noch bin ich ein guter Deutscher, und mein Herz, allerhuldreichste Cousine, mein Herz ist ganz in Deutschland, und da wird es auch bleiben für ewig!"

Bei diesen Worten legte der junge Herzog seine Hand auf die Brust und machte Maria Theresen eine Verbeugung, deren Sinn und Bedeutung nicht falsch auszulegen war.

Maria Therese erröthete dabei. „Sie haben mich mißverstanden, mon Cousin!" sagte sie mit einem offenbar etwas spitzen, ironischen Tone. „Ich habe Sie aufgefordert, ein Ruhestündchen zu halten, weil Sie desselben sicherlich dringend bedürfen!"

„Es ist sehr grausam, meine durchlauchtigste Cousine, mich zum Ruhen aufzufordern, während Sie mir in derselben Zeit die größte Unruhe darüber in die Seele werfen, durch was ich diese kleinen Sticheleien verdient haben kann!"

„Macht es Sie unruhig, daß ich um Ew. Liebden Gesundheit besorgt bin?“ entgegnete die Erzherzogin in demselben Tone wie früher.

„Immer noch derselbe Spott, von dem ich gar nicht weiß, wie ich ihn verdient haben soll!“

„Es ist aber mein völliger Ernst,“ antwortete Maria Therese. „Wenn man sich so spät in der Nacht zur Ruhe begiebt, wie es gewisse junge Herren thun, welche mit den Vergnügungen und Ergötzlichkeiten, die jeder Tag ihnen bietet, nur fertig werden zu können scheinen, indem sie die besten Stunden der Nacht zu Hülfe nehmen, — dann, meine ich, muß man am Tage etwas nachholen. Sehen Sie nun, mon Cousin, daß ich nur um Ihre Gesundheit besorgt bin, indem ich Sie fortschicke, Siesta zu halten?“

Franz Stephan zeigte einige unangenehme Ueberraschung in seinen Zügen und erröthete bei diesen Worten der Erzherzogin. „O Sie thun mir bittres Unrecht, ma Cousine,“ sagte er. „Ich weiß nicht, wer mich bei Ihnen verläumdet hat. Aber Verläumdung ist es....“

„Daß der Herr Herzog von Lotharingien täglich während der Abendstunden in räthselhafter Weise aus höchstihren Gemächern verschwinden?“

„Wie doch meine Schritte bewacht sind!“ rief Franz Stephan jetzt herzlich lachend aus.

„Eine besonders emsige Ueberwachung setzt dies eben nicht voraus!“ meinte Maria Therese.

„Ich bin kein Kind mehr,“ antwortete der junge Herr etwas unwillig.

„Verstehen Sie schon so viel von der Sprache ihrer neuen Unterthanen, um zu wissen, was: Chi lo sa heißt?“

„So ungefähr!“

„Chi lo sa ist ein angenehmes und sehr oft anwendbares Sprichwort und heißt: „Wer weiß!“ fuhr Maria Therese fort.

„Also ma Cousine geruhen allergnädigst, mich für ein Kind zu erklären!“ entgegnete Franz Stephan.

„Verletzt es Sie?“

„Was von Ihren Lippen kommt, verletzt mich nicht, Maria Therese!“ antwortete der junge Mann treuherzig. „Fahren Sie immer fort, mich als ein Kind zu behandeln. Sie wissen, daß die Kinder viele Rechte haben, und darunter einige, die neidenswerth sind.“

„Nämlich?“

„Erstens das, die Wahrheit zu sagen.“

„Und lieben Sie das?“

„Besonders dann, wenn meine allerhuldreichste Cousine die Wahrheit anzuhören geruht!“

„Welche Wahrheit?“

„Daß sie das Licht meiner Augen ist und daß ich ohne

ihren allerhimmlischsten Anblick zu genießen nicht mehr leben könnte!"

Die Erzherzogin wandte sich halb schmollend ab.

„Das nennen Sie Wahrheit?"

„Wenn sie jemals „au pays du Tendre" ihren Thron aufgeschlagen hat!" betheuerte der Herzog.

„Daß sie gerade da einheimisch, hat noch Niemand zu behaupten gewagt! Das ganze pays du Tendre ist ja nichts als eine Erfindung der Poeten! Nein, wenn Ew. Liebden wahr sein wollen, so sollten Sie mir lieber die Wahrheit sagen, wo..."

„Wo — fahren Sie fort, angebetete Cousine!"

„Nun, wo eigentlich Sie so regelmäßig die spätesten Abendstunden zuzubringen pflegen."

„Ich wandle in den verschwiegenen Schattengängen des Gartens umher," antwortete lachend der junge Mann — „und klage als getreuer Schäfer dem milden Antlitz der Selene die Pein eines liebenden, aber grausam verschmähten Herzens!"

„Das ist eine Antwort, die freilich Ihre Ansprüche darauf, noch ein Kind zu sein, sehr nachdrücklich unterstützt. Aber, um ernsthaft zu reden, es ist unartig. meiner mit solchen Ausflüchten und Vorwänden zu spotten, Herr Herzog!"

„Als ob ich spottete! Hab' ich denn Jemand anderes,

der theilnehmend und mitleidsvoll die wehmüthigen Seufzer eines tief verwundeten Seladon=Herzens anhört, als..."

„Ach, das ist Alles Geplausche, wie man's in der Schäfer=Komödie hört," unterbrach ihn die Erzherzogin.

„Haben Sie etwas gegen die Schäfer=Komödie?"

„Ja, daß sie sehr langweilig ist, zum Sterben langweilig — wenn man nicht etwa selbst so etwas wie eine Schäferrolle spielt! — Ich habe nie eine Rolle in einer Schäfer=Komödie gespielt, mon Cousin!" Die Erzherzogin sprach diese Worte mit vorwurfsvoller Betonung.

„Und ich?" versetzte Franz Stephan von Lothringen unbefangen. — „Wo hätt' ich's denn?"

„Ich habe Ihnen ja eben gesagt, daß ich alle Schäferei höchst langweilig finde, und deshalb verlangen Sie nicht, daß ich mich um irgend ein Detail kümmere."

„Ich wünsche nur das Eine, daß ich verstände, weshalb Ew. Liebden heute geruhen, alle Ihre Reden so spitz wider mich zuzuschärfen!"

„Wenn ich Ew. Liebden damit sollte verwundet haben, so sehen Dieselben mich bereit, es wieder gut zu machen, indem ich Ihnen den Zoll meiner Bewunderung darbringe, wie weit Sie es allbereits in gutem Komödienspiel gebracht haben."

„Es wird immer schlimmer!"

„Spielen Sie nicht meisterhaft den Unbefangenen, Unschuldigen, von Nichts Wissenden?“

„Aber was soll ich denn wissen? sagen Sie's doch um's Himmelswillen endlich, angebetete Prinzessin, die es so langweilig findet, daß sich ein treuer Schäfer wegen ihrer Grausamkeit härmt!“

„Was Sie wissen sollen, davon ist nicht die Rede, nur davon was ich wissen möchte!“

„Und das ist?“

„Wo der Herr Herzog so regelmäßig seine Abendstunden vertändeln!“

„Ich schwöre Ihnen, Erzherzogin,“ antwortete der junge Mann erröthend, daß ich sie nicht vertändle!“

Maria Therese wollte antworten, aber in diesem Augenblick trat das Kammerfräulein, Gräfin Juliane Bolagno, heran und das vertraute Gespräch der beiden jungen Leute hatte ein Ende. Das Kammerfräulein meldete, daß Seine Majestät die Begleitung der durchlauchtigsten Erzherzogin auf der Spazierfahrt wünsche.

Auf dem Hofe unten vor dem Schlosse fuhren zu gleicher Zeit die großen sechsspännigen Kaleschen vor, umgeben von der Livree in schwarzem Tuche mit gelbseidenen Borden, und in kleinen Mänteln à l'Espagnol. Hartschiere in rothen Jacken mit schwarzsammtnen Aufschlägen,

darüber schwarze Oberkleider ohne Aermel, stellten sich zur Rechten und Linken des Portals auf. Maria Therese nahm den leichten Ueberwurf von hellgrüner, mit weißen Blonden besetzter Seide, den Gräfin Juliane über ihre Schultern legte, und machte dem Herzoge von Lothringen eine sehr flüchtige und etwas kokette Verbeugung, wobei er ein ironisches Lächeln auf ihrem Gesichte zu bemerken glaubte. Dann begab sie sich in die Gemächer ihres kaiserlichen Vaters.

Der Herzog Franz Stephan von Lothringen blickte ihr mit sinnenden Blicken nach.

„An diesem Hofe hat doch Alles Argus-Augen!“ sagte er für sich. „Selbst mein und meines guten alten Baron Weber's kleines Geheimniß — sie haben es richtig ausgespürt und sich dessen bedient, um mich bei der Dame meines Herzens anzuschwärzen. Nur gut, daß sie kein ernstliches Gewicht darauf zu legen scheint. Ich will aber doch mit dem Baron Weber darüber reden!“ Und damit verließ auch der Herzog das Gemach und eilte in sein Zimmer, um schnell seine Toilette so weit zu verändern, daß er sich auf einem der gesattelten Pferde, die wiehernd und scharrend sich unten im Hofe in das bunte und bewegte Bild von Wagen, Thieren, Dienern, Escortereitern und Hofherren mischten, der Spazierfahrt des Kaisers anschließen konnte.

Nach einer Viertelstunde war der eben noch so geräuschvolle Schloßhof der Favorita ganz still und menschenleer geworden. Auch das Schloß selbst stand, so lange die höchsten Herrschaften entfernt, vergleichungsweise unbelebt und öde da und wenn einer der Bewohner irgend etwas zu thun beabsichtigte, wobei er unbeobachtet zu bleiben vorzog, so konnte er nicht verkennen, daß der gegenwärtige Augenblick dazu sich entschieden empfehle.

Dieser Ansicht schien nun auch ein schlank gebauter Herr in schwarzer Sammttracht, die von den Insignien der Kammerherrnwürde gehoben wurde, zu sein: er eilte mit raschem, jedes Geräusch vermeidenden Schritt über einen der Corridore im obersten Stockwerk des Schlosses, blieb vor einer der letzten Thüren stehen und legte spähend das Auge an's Schlüsselloch, nachdem er vorher um sich geblickt hatte, um sich zu vergewissern, daß er von Niemanden beobachtet werde. Dann pochte er leise an und ein tiefer Baß antwortete von innen kräftig, beinahe mit donnernder Stimme: Herein!

Unser schlanker Herr mit dem goldenen Schlüssel am Rockschoß — wir kennen ihn bereits, denn es ist Niemand anders als Gräfin Juliane Bolagno's ergebener Verehrer aus dem schönen Lande Hispanien, — öffnete die Thüre und trat in ein Gemach, in welchem ein eintretender Fremder in die rathloseste Verlegenheit kommen

mußte, wohin er seine Blicke zuerst wenden solle, — ob auf die barocke Ausschmückung dieser Wohnung selbst oder auf die noch barockere Erscheinung des Bewohners.

Fünftes Capitel.

Vom Baron Klein.

Das ziemlich geräumige Gemach war ausstaffirt mit allerlei seltsamen Dingen, die durch ihre auffallende Farbe oder ihre ungewöhnliche Form wetteifernd die Aufmerksamkeit auf sich ziehen zu wollen schienen. Da waren höchst merkwürdige, hellgelbe, brennend rothe, grasgrüne, dick mit Gold besetzte Röcke von allen Stoffen und Arten, der Westen und der Beinkleider nicht zu gedenken; da waren mächtige galonirte Hüte mit hohen Federbüschen; da waren türkische Säbel, persische Yatagans und malayische Kris mit kunstreich geschnitzten Elfenbeingriffen; da waren Ritterschwerter von unermeßlicher Größe und gewaltige Reiterpistolen des dreißigjährigen Krieges; da waren schwere Stulphandschuhe, und Reiterstiefeln, an denen Sporen glänzten, die bei der Versteigerung des Nachlasses des Riesen Goliath erstanden schienen; Sättel von blauem

Sammt mit silbernen Buckeln beschlagen und feurig=rothe Schabracken mit faustgroßen, nur leider falschen Edelsteinen besetzt; das alles lag in wirrer Unordnung auf den alten Rohrstühlen oder den abgenutzten ledernen Polstersesseln umher; es bedeckte den Boden; es blickte aus halbaufgezogenen Commodenschubladen; es hing über den geöffneten Fensterflügeln; mit einem Wort, es machte den Raum zu einer Art Altkäuferladen, zu einem Raritäten=Cabinet.

Aber wem dienten alle diese merkwürdigen und prunkenden Gegenstände; alle diese für ein colossales Maß, eine riesige Gestalt berechneten oder zugeschnittenen Kleidungs= und Waffenstücke?

Sie waren durch ihre Größe und ihre Weite eine lebhafte Versinnlichung des habessinischen Sprichworts: „Der Zwerg bückt sich am meisten, wenn er durch die hohe Pforte von Gondar tritt.“ Sie dienten zur Garderobe und Armatur des Barons Klein.

Baron Klein — über seine genealogischen Verhältnisse und die nähere Beschaffenheit seiner Baronie haben wir in den Quellenschriftstellern der Epoche nichts wesentlichen Aufschluß Gebendes auffinden können; aber soviel ist sicher, mochte auch immerhin bei ihm vielleicht von „armes parlantes,“ von sprechenden Wappen keine Rede sein können, sein Name war jedenfalls ein nom parlant; Baron Klein war auch klein, er war sogar etwas wie ein

Zwerg — ja, er war der officielle und wohlbestallte Hofzwerg der kaiserlich königlichen apostolischen Majestät.

Wir haben schon früher die besondere Neigung dieser selben Majestät für derartige eigenthümliche Individuen erwähnt. Unter ihnen zählte auch Baron Klein. Er war der Hoflustigmacher, der Schalksnarr, die allgemeine Zielscheibe des Witzes. Aber er war dies nicht als „fou par titre d'office“ wie man es ehemals nannte; und er hätte unzweifelhaft Jedermann, der sich erlaubt haben würde, ihn als eigentlichen lustigen Rath, als Collegen des weltberühmten Meisters Kunz von der Rosen, als „Hofnarren“ geradezu anzureden und zu behandeln, auf Degen, Husarensäbel, Cuirassierpallasche, Pistolen, Wallflinten, kurz auf jede mögliche Waffe, mit Einschluß von Kanonen und Bombenkesseln gefordert. Denn Baron Klein war ein großer Krieger vor dem Herrn. Die besondere Art seiner Narrheit hing auf's engste mit seiner besonderen Leibesgestalt zusammen. Er war ein kleiner koboldartiger, verwachsener Knirps, und es vereinigte sich in ihm aller Ehrgeiz, alle eifersüchtige Lebendigkeit sehr kleiner Leute, die es jedem Großgewachsenen gleich thun wollen, mit der Eitelkeit und jener Leidenschaft, die Blicke auf sich zu ziehen, welche die meisten Verwachsenen belebt. Er war in ewiger Spannung und Sorge, daß es irgend Jemandem unter denen, welchen gerade der Genuß seines Anblicks zu Theil

wurde, einfallen könne; seine Gestalt unter der mittleren Leibesgröße zu finden, oder die Bemerkung zu machen, daß sein Bau und seine Taille dem Schneider Schwierigkeiten in den Weg legen könnten, wenn derselbe von ihm mit der Anfertigung eines neuen Rockes oder einer neuen gestickten Staatsweste beehrt sei. Aus diesem Grunde zog Baron Klein die mächtigen Stiefeln an und stülpte die ungeheuren Hüte auf seinen breiten Kopf; aus diesem Grunde stolzirte er in den buntesten und schreiendsten Farben umher, damit Niemandes Auge ungefesselt bleibe und die Anmuth und Würde übersehe, womit Baron Klein sich trug; und einzig aus demselben Grunde umgab er sich stets mit allen möglichen Apparaten der Männlichkeit, mit allem Geräthe und allem Zubehör nobler Passionen, um der Welt zu beweisen, daß er nicht klein und nicht schwach, nicht ein Zwerg und nicht ein Poltron, sondern — geradezu ein Herkules sei.

Für manche Naturen ist das Lob ungesund. Für unsern Baron hätte es geradezu tödtlich werden können. Lobte man ihn bei einer der Schaustellungen, die er fechtend, reitend, schwimmend gar gern von seiner Ausdauer und Kraft Jedermann, der ihm nur zuschauen wollte, gab, so hörte er nicht auf und fand kein Ende und scheute die entsetzlichste Anstrengung nicht; wäre man erbarmungslos in diesem Lobe fortgefahren, so hätte er seine Heldenthaten

fortgesetzt, bis er vor Ermüdung und Erschöpfung todt zusammengefallen wäre.

Im Uebrigen war er ein guter, dummer Mensch, leichtgläubig wie ein Kind von fünf Jahren, zu allem und jeden Dienst bereit, der ihm ein beifälliges Lächeln eines Andern eintragen konnte und nur zuweilen etwas von dem, was man in Wien gegiftet nennt, wenn man seine Eitelkeit gar zu grausam verletzt hatte. —

Dies war der Mann, welchen der Viconde da Bojador mit seinem Besuche beehrte.

Baron Klein war augenscheinlich auf diese Ehre nicht vorbereitet; er stand in nicht ganz saubern Hemdsärmeln in der Mitte des Zimmers und fuhr mit einer langen Nadel, an der ein noch längerer Faden von weißem Garn befestigt war, in einem namenlosen Etwas herum, welches er so blitzschnell bei des Spaniers Eintreten zusammenrollte, daß da Bojador über die nähere Beschaffenheit desselben keine Klarheit gewann. Zugleich hüpfte Klein durch eine offenstehende Tapetenthür in sein nebenan liegendes Schlafcloset, um nach einigen Augenblicken, angethan mit einem kurzen Schlafrock von veilchenblauer Seide, wieder daraus hervorzutreten.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie so überfalle, mein verehrter Freund und Gönner!" begann da Bojador, sich tief

verbeugend — „aber ich fand Ihren Kammerdiener nicht, um mich erst anzumelden.“

„Ach der Schlingel ist nie da, wenn man ihn braucht,“ entgegnete Baron Klein mit seiner tiefen Baßstimme, die in Anbetracht des schmalen Brustkästleins, aus dem sie aufstieg, etwas sehr auffallendes hatte, dagegen besser harmonirte mit den breiten Lippen des höchst energisch quer durch sein Antlitz geschnittenen Mundes. — „Ich werde ihn einmal wieder nachdrücklich durchprügeln müssen!“ setzte er hinzu.

„Wie, Sie züchtigen mitunter eigenhändig Ihren langen Johann?“

„So ab und zu! Man muß doch auch bei schlechtem Wetter seine Motion haben!“ ließ Baron Klein großartig fallen.

Da Bojador konnte das Lachen nicht unterdrücken.

„So lassen Sie sich wohl von ihm verkehrt unter den Arm nehmen,“ sagte er, „um auf das nöthige Niveau mit derjenigen Gegend seines Körpers zu kommen, an welche man derartige Ermahnungen zu gewissenhafter Pflichterfüllung zunächst zu richten pflegt?“

Klein runzelte seine mächtigen schwarzen Braunen bei dieser ironischen Frage des Spaniers. Er wies mit stolzer Handbewegung auf einen Sessel und fragte:

„Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuchs, mein Herr Kämmerer?“

„Herr Baron, Sie sind eine zu einflußreiche Persönlichkeit an diesem Hofe, als daß es Sie Wunder zu nehmen braucht, wenn die in der kaiserlichen Gnade weniger hochstehenden Diener Sr. Majestät von Zeit zu Zeit sich Ihrer Gewogenheit zu versichern streben.“

Diese höfliche Rede hatte Klein's verletztes Gemüth vollständig versöhnt und die ironische Bemerkung von vorhin ganz und gar aus seinem Gedächtnisse getilgt.

„O sehr gütig, sehr gütig,“ sagte er lebhaft — „aber bei Ihnen bedarf es dessen nicht. Ich kenne meine Leute. Die meisten Persönlichkeiten, welche den Hofstaat Sr. Majestät bilden, sind Charaktere, welche ich völlig durchschaue. Es sind hohle Menschen, possenhafte, spöttische Menschen. Für fremdes Verdienst haben sie keine Anerkennung. Sie sind neidisch auf jede ihnen überlegene Fähigkeit. Sie hassen jedes Talent. O ich kenne sie. Es ist charakteristisch für diese Zeiten, wie sehr der Ton aller Unterhaltung von seinem würdigen Ernst verliert. Man unterhält sich nur noch indem man spottet und verhöhnt. Ich bin immer ein Feind davon gewesen. Spott und Hohn sind mir sehr verhaßt. Ich kenne nichts widerwärtigeres als diese ewigen Witzeleien, in welche die tagtägliche Conversation der Herren vom Hofe aufgelöst ist. Wenn man

nun das Unglück hat, diesen faden Spöttern überlegen zu sein, in ritterlichen Uebungen sowohl wie an Bildung des Geistes; wenn diese Ueberlegenheit noch dazu von den allerhöchsten Personen gnädiglichst anerkannt und bei jeglicher Gelegenheit huldreich hervorgehoben wird — Sie wissen Viconde, der Kaiser hält große Stücke auf mich — ich darf sagen, ich bin ihm nothwendig; wenn er mich nicht hätte..."

„Wir wüßten dann in der That nicht, wie die Staatsgeschäfte laufen sollten," unterbrach da Bojador den Redestrom des kleinen Mannes — „ja, ja ich weiß, Baron Klein steht bei unserm allergnädigsten Herrn in neidenswerther Gunst — aber Baron, diese Gunst würde nicht die sein, auf welche ich an Ihrer Stelle gerade jetzt am stolzesten wäre — befände ich mich an Ihrer Stelle..."

„Was wollen Sie damit sagen? Nicht am stolzesten auf die Gunst des Kaisers?"

Da Bojador sah ihn eine Weile mit schlauem Lächeln an. „Sie verstehen mich schon!" sagte er dann.

„Auf Ehre — ich verstehe Sie nicht."

„Wie? Sie ahnen am Ende noch nichts von Ihrer neuesten Eroberung?"

„Neuesten Eroberung? Bei meinem Bart, wie der Türke schwört..."

„Nun ja, schwören Sie nur wie ein Türke — um ein wenig Türkenthum handelt es sich just.“

„Türkenthum?!“

„Sie spielen noch immer den Ueberraschten! Und doch habe ich Ihnen hinreichend angedeutet, daß ich — eingeweiht bin, daß Sie vor mir den Verschwiegenen nicht zu spielen brauchen!“

„Aber, mein Herr Viconde, ich bin starr vor Verwunderung; ich habe wirklich keine Ahnung davon, worauf Sie anspielen!“

„Nun, zunächst auf Ihr Glück bei den Damen. Sie haben ein immenses Glück! Haben Sie das immer gehabt, Baron Klein?“

„Immer? O zeitweise. Man hat seine Haltung. Man versteht Toilette zu machen. So macht man denn auch hier und dort seinen Eindruck. Nun ja, ich will es nicht läugnen. Ich stand sogar einmal in Begriff, mich zu vermählen. Es war eine sehr passende Partie. Eine ungarische Gräfin. Sehr schön, blendend schön. Als Aussteuer war ihr eine große Herrschaft im Banat bestimmt, von ihrer Mutter, die eine Erbtochter gewesen, her. Auch hatte ich bereits alle Einrichtungen gemacht. Ein Haus in der Stadt möblirt, wegen einer Villa in Laxenburg stand ich in Unterhandlungen“ —

„Was Sie sagen! Und woran scheiterte diese ausgezeichnete Partie? Starb vielleicht Ihre Braut?“

„Das nicht....“

„So wurde ihrer Neigung von den Eltern Gewalt angethan —“

„Auch das nicht, nein, die Sache lag viel einfacher.“

„Sie traten zurück?“

„Nein, sie erklärte, daß sie mich nicht wolle und ich achtete ihren freien Willen; um so mehr, da auch die Eltern gegen mich waren. Ich verzichtete edelmüthig!“

„Es war groß von Ihnen, Baron!“

„Nun, ich bin einmal so. Man muß jedem seinen Willen lassen. Aber fahren Sie fort... Erzählen Sie, was Sie im Begriffe waren, mir zu sagen.“

„Ich wüßte nicht, daß ich im Begriffe gewesen, Ihnen eine Eröffnung zu machen. Ich wollte nur meinem Neid auf Ihre neueste Eroberung etwas Luft machen, Sie etwas damit necken; — aber da Sie vorhin sich hinreichend darüber ausgesprochen haben, wie sehr Sie die Neckereien und persönlichen Scherze in der Unterhaltung verabscheuen, so bleibt mir nichts übrig, als zu schweigen und von etwas Anderem zu beginnen.“

„In Beziehung auf Sie war das nicht gesagt,“ fiel der kleine Baron ein, den da Bojador's mysteriöse Andeu-

tungen auf die Folter gespannt hatten. „Nein, reden Sie — reden Sie!“

„Ich würde Ihre Gunst verscherzen!“

„Wenn Sie das befürchten, Viconde,“ entgegnete Baron Klein mit Würde und Selbstgefühl, „so haben Sie ja nur den neckenden Ton fallen zu lassen und mir im Ernst zu erklären, was Sie eigentlich meinen.“

„Aeußerst scharfsinnig bemerkt! Also im Ernst, Baron Klein, im vollen Ernst — noch nie ist einem galanten und charmanten Cavalier ein glänzenderes, pikanteres, seltsameres, überraschenderes Glück in den Schooß gefallen. Eine Dame — schön wie der schönste Stern des Morgenlandes: gewachsen hoch und schlank wie eine Palme Syriens, blühend wie eine Rose aus den Gärten von Damascus ..“

„O, gehen Sie mir,“ unterbrach ihn Baron Klein, indem ein gewaltiges, düster dräuendes Stirnrunzeln den bisherigen Ausdruck gespanntester Neugier auf seinem Gesichte verdrängte — „gehen Sie mir mit Ihrer Palme Syriens, Ihrer Rose von Damascus — allen Ihren morgenländischen Hyperbeln — Sie reden von einem Judenschätzchen, ... irgend einem unglückseligen garstigen Kinde Israels, das Sie extra dazu aufgegabelt haben, um sich mit mir einen Spaß zu erlauben! Wir kennen das!“

„Baron Klein! Sie verkennen mich grenzenlos,“ fiel

der Spanier ein — „und Sie thun mir grenzenlos Weh dadurch! Was Jüdin! Um etwas ganz Anderes handelt es sich; vom Orient sprach ich allerdings — ich weiß ja, wie Ihre poetische und blühende Phantasie das Fremdartige, das Phantastische, das Farbenglänzende liebt — aber die, von der ich rede, ist eine wirkliche, dunkeläugige Tochter des Morgenlandes — eine Blume des wollüstigen, berauschenden Orients, eine Houri aus dem Paradiese des Propheten..."

„Ei, ei, ei!" rief der kleine Baron aus, indem er durch ein leises Zappeln mit den Beinen an den Tag legte, daß er allmälig in einen Zustand gelinder Aufregung zu kommen beginne.

„Sie heißt Bahnesa," fuhr da Bojador fort; „und, Klein, glücklicher Klein — diese Bahnesa hat Sie gesehen, liebt Sie, glüht für Sie!"

„Bahnesa! — Welcher Wohllaut! Sprechen Sie weiter. Bei meinem Degen, das Abenteuer reizt mich."

„Nun, das mein' ich auch, oder Sie wären nicht der Cavalier, der Sie sind. Aber — es fordert Muth!"

„Herr Viconde!" fuhr Baron Klein auf — „an meinem Muth hat noch Niemand Zweifel geäußert, der nicht Lust hatte, seinen Leib zu etwas wie zu einem Nadelkissen für meine Degenspitze gemacht zu sehn!"

„Ich weiß, ich weiß, tapfer wie Amadis von Gallien und verwegen wie Sakripant!“

„Bahnesa!“ wiederholte der kleine Baron still für sich mit schwärmerischer Betonung.

„Bitte, fahren Sie fort in Ihrem orientalischen Mährchen!“ sagte er dann.

„Es lautet allerdings wie ein Mährchen: aber Sie werden bald vernehmen, daß es die lautere Wahrheit ist, was ich rede. Sie kennen Veit Trautson —?“

„O, wer kennt den abscheulichen, unausstehlichen, flegelhaften Menschen nicht,“ fuhr Baron Klein auf, der zwar viele Mitglieder des kaiserlichen Hofstaats haßte, weil sie ihn gar zu derb mißhandelt hatten, aber Niemanden wie den groben Trautson, der sich stets die ärgsten Späße mit ihm erlaubte und wider den er obendrein noch einen gewissen Brotneid hegte. — Veit Trautson war ja auch eine Art Concurrent für ihn, der ebenfalls das Privilegium hatte, den Kaiser zu erheitern, wie Klein es hatte — Veit Trautson war der active, der aggressive lustige Rath, Klein der passive, der duldende — jener machte Späße und schlechte Witze, und an diesem wurden sie gemacht. Daher war es nur zu natürlich, daß Graf Trautson und Baron Klein oft in die unmittelbarsten Berührungen wie Subject und Object kamen, wobei dann irgend eine boshafte, Klein gespielte Tücke die Copula bildete; und daß Klein den

Grafen Veit Trautson mit seiner intimsten Feindschaft beehrte.

„Nun wohl," fuhr da Bojador fort, „so wissen Sie auch, daß Trautson hinter der Favorita ein Gartengrundstück besitzt, mit einem von dichtem Gebüsch versteckten Pavillon."

„Ich weiß es," nickte Klein. „Das Grundstück grenzt unmittelbar an die hintere Heckeneinfassung des kaiserlichen Lustgartens, und ein kleines Gitterthor verbindet beide."

„In diesem Pavillon — wahrhaftig, es ist eine höchst seltsame, eine fabelhafte, eine unglaubliche Geschichte, ein Stück aus Tausend und Einer Nacht unter die Castanienallee eines bescheidenen Gartengrundstücks in der Wiedenvorstadt gezaubert — ein Sagenbild, wie man sie in meinem Vaterlande von den drei schönen Königstöchtern in der Alhambra erzählt und in alten maurischen Romanzen sich überliefert — aber, Baron Klein, ich rechne auf das allerstrengste, das unverbrüchlichste Schweigen."

„O das versteht sich!"

„Sie geloben es?"

„Feierlich!"

„Bei Ihrer ritterlichen Ehre?"

„Auf Cavalierparole!" sagte Baron Klein mit großer Emphase.

„Ihre Hand darauf!"

„Hier ist sie!“

„Nun wohl: In diesem Pavillon befinden sich seit einigen Tagen die drei Königstöchter der Alhambra, die Perlen aus dem Harem Harun al Raschid's, die Houris aus dem Paradiese Mohamed's: drei Wesen zum Entzücken — und die schönste von ihnen …“

„Bahnesa?“

„Ganz recht, Bahnesa ist — Ihre Eroberung!“

„Ah bah“ — fuhr Klein auf — „dies Alles ist doch ein maliciöser Spaß von Ihnen. Sie sind wie die Andern, Viconde, um kein Haar besser!“

Der kleine Baron wandte dem Spanier unwillig den Rücken.

„Ich bitte Sie, Klein, hören Sie mich nur bis zu Ende. Was glauben Sie von mir, von Ihrem ergebenen, dankbaren Verehrer? Würde ich Sie täuschen, ich, dem so viel daran liegt, mir in Ihnen einen gewogenen Fürsprecher bei Seiner Majestät zu bewahren?“

Baron Klein wandte sich mit neugeglättetem und die aufrichtigste Spannung verrathendem Gesichte ihm zu.

„Sagen Sie mir,“ fuhr da Bojador fort — „gingen Sie gestern Nachmittag gegen fünf Uhr in den hintersten Gängen des Lustgartens, hinter den Hecken-Coulissen des Sommertheaters spazieren oder nicht?“

„Ich ging in der That.“

„War es in der Nähe von Trautson's Pavillon oder nicht?"

„Es war in der Nähe desselben."

„Nun sehen Sie, daß Sie beobachtet waren! Aber freilich, Sie ahnten es nicht; Sie ahnten nicht, welche Augen flammend in dunkler Gluth durch die geschlossenen Jalousien des Lusthauses auf Sie niederblickten."

„Wahrhaftig nicht!"

„Und doch war es der Augenblick, wo Bahnesa Sie sah."

„Wirklich?"

„Ich versichere es Ihnen."

„Laß sehen," sagte Baron Klein, — „in welcher Toilette war ich denn? Richtig — ich trug mein violett-seidenes Hofkleid; gelbe Beinkleider, die grünseidenen Strümpfe — ach ja, ich war gut gekleidet — eine gewisse Schwärmerei hatte sich, als ich unter den duftenden Linden-gipfeln einherwandelte, halb unbewußt meiner bemächtigt — aber, Viconde, nun erklären Sie mir, wie diese drei Grazien, von denen Sie reden, in den Pavillon Traut-son's gerathen sind?"

„Ganz einfach. Er hat sie hineingebracht. Frisch aus der Türkei."

„Und was sollen sie dort?"

„Das fragen Sie Trautson selbst, wenn Sie Lust haben!“

„Fabelhafte Geschichte!“

„Ich weiß nur so viel: Trautson hatte eine militairische Inspectionsreise zu machen. Diese Inspectionsreise scheint er bis über die Grenze ausgedehnt zu haben, weit genug, um jenseits einem Aga, Bei oder Pascha in's Gehege zu gerathen und ihn ein wenig ausplündern zu können. So viel ist gewiß, vor einigen Tagen ist Graf Veit Trautson von seiner Expedition glücklich und zur namenlosen Freude aller seiner zahlreichen Freunde heimgekehrt: zu gleicher Zeit, in der Abenddämmerung halten drei verschlossene und dicht verhangene Sänften, die von einem halben Dutzend bärbeißiger Panduren begleitet werden, und die obendrein ein wahrer Bullenbeißer von einem invaliden Quartiermeister zu Pferde escortirt, vor dem Gartenhause Trautson's. Der Quartiermeister übermacht der Beschließerin den Befehl ihres Gebieters, den Inhalt der Sänften bei sich aufzunehmen, für denselben wohl zu sorgen, ihn aber fest eingeschlossen zu halten und vor Jedermanns Auge streng zu hüten. Bald darauf langt dann der Gebieter, der in seinem Stadthause abgestiegen ist, selbst in seinem Garten an und wiederholt seiner Dienerin diese Befehle, nachdem er sich überzeugt hat, daß seine Türkenbeute convenabel untergebracht ist.“

„Und der Inhalt dieser Sänften?“

„Waren eben jene drei geheimnißvollen verschleierten Töchter des Südens.“

„Il faut vivre pour voir des miracles!“ bemerkte Klein. „Aber sagen Sie mir um Alles in der Welt, was hat dies zu bedeuten. Was hat Trautson mit den jungen Mädchen vor?“

„Was weiß ich, Klein. Vielleicht will er sie im Christenthum unterrichten — vielleicht will er fromme Klosterjungfrauen aus ihnen machen — vielleicht will er einen Nonnen-Orden stiften und beginnt dafür zu recrutiren.“

„Welche Idee! Aber reden Sie mir von Bahnesa — von ihr, der mein ganzes Herz zufliegt — von Bahnesa, die mich gesehen hat ...“

„Als Sie im violettseidnen Hofkleide und in den gelben Beinkleidern am Pavillon vorüber gingen — als Sie bezaubernd waren, Baron!“

Ueber die von geschmeichelter Eitelkeit strahlende Stirn des kleinen Barons flog plötzlich eine Wolke. Er runzelte die Stirn, daß sich ganz erschrecklich tiefe und zahlreiche Falten darauf legten; er zog die Brauen überaus drohend zusammen und sprach mit großem Pathos: „Senhor Viconde, hören Sie auf. Es giebt Stellen, wo ich keinen Scherz verstehe! Weh' dem, der sie berührt!“

Und damit legte er seine breite Hand mit heldenmüthiger Unerschrockenheit auf die entblößte Klinge eines großen Reiterdegens, welcher auf einem Tische zu seiner Seite lag.

„Wenn Sie es nicht versicherten, so würde ich dies nicht glauben," antwortete da Bojador — „wahrhaftig nicht, Baron Klein. Und wo ist diese Achillesferse — von der Sie reden? Wo liegen bei einem so ungewöhnlichen Wesen wie Sie, die Fersen? Sagen Sie es, damit man sich hüten kann, dieselben zu verletzen und der Gefahr ausweicht, von Ihrem Zorn vernichtet zu werden!"

Klein's koboldhafte runzelige Stirn hatte sich nicht aufgehellt während dieser Worte da Bojador's. Die Ironie war zu stark gewesen, um ihm zu entgehen. Er ließ das Schwert, das er aufgehoben hatte, klirrend auf die Tischplatte fallen.

„Ihre ganze Geschichte ist erlogen, Don Perez da Bojador y Roccaberti. Der spanische Hochmuth begehrt sein Blut zu kühlen an der Ehre eines deutschen Edelmannes; vermessener Ritter aus Castilien, schlagt nicht an den Schild, den die teutonische Urkraft mit Speer und Schwert zu vertheidigen weiß. Don Perez, ich sage Euch, Ihr seid ein falscher Mann und ein treuloser Ritter."

Der kleine Baron war ein Schauspiel für Götter in seinem Zorn und in seinem feierlichen Pathos.

Der Spanier lachte ihm in's Gesicht: „Wo ist Euer

berühmtes violettseidenes Kleid? Wo ist Euer Degen mit dem Filigranheft? Wo ist Euer dreieckiges Hütlein mit dem großen weißen Federbusch? Legt es an, gestrenger und tapferer Baron, legt Alles an, was Euch so bezaubernd macht. Dann wollen wir selbander gehen und Ihr sollt mit eigenen Augen Euch überzeugen, wie gut es Don Perez mit Euch meint!"

„Wohin sollen wir gehen?"

„Ihr sollt die drei schönen Türkinnen sehen."

„Bahnesa?"

„Auch Bahnesa. Und noch mehr. Ihr sollt auf unwiderlegliche Weise ihre Liebe zu Euch erkennen! Kommt!"

„Wahr und wahrhaftig?"

„Ich schwör' es Euch, mißtrauischer Ritter."

„Nun dann wohlan," versetzte Klein, und mit einem Gesichte, das seinen drohenden Ausdruck plötzlich wieder gegen die Miene der neugierigsten Spannung und heitersten Erwartung gewechselt hatte, begann er augenblicklich mit ganz wunderbarer Hurtigkeit Toilette zu machen. Seine langen Arme, seine breiten Froschhände flogen: seine kurzen Beine zappelten wie galvanisirt, während er von einer Ecke in die andere fuhr, um bald dies, bald jenes herbei zu holen, es über zu werfen, wieder auszuziehen, weil er in der Hast das unterste als oberstes, die innere Seite als die äußere genommen und dann von Neuem hineinzu-

fahren, bis es saß wie es sitzen sollte. Endlich war er bereit: er stülpte den Hut kriegerisch auf das linke Ohr; er zog die großen gemsledernen Handschuhe durch den Korb seines Degens; er blickte in den Spiegel; helle Selbstzufriedenheit erglänzte in seinen Augen; er machte da Bojador eine galante Verbeugung und sprach:

„Zu Euer Gnaden Befehl!"

„So gehen wir," antwortete der Spanier, der, fortwährend mit der Versuchung ringend in lautes Lachen uszubrechen, seine Bewegungen verfolgt hatte.

Sechstes Capitel.

Von einer schönen Tochter des Orients.

Die beiden Herren machten sich auf den Weg; sie verließen die Favorita und schritten durch den Lustgarten, bis sie an das Ende desselben gekommen waren. Indem sie sich hier links in eine schmale und dunkle Allee vertieften, welche parallel lief mit der hintern, aus einer dichten und hohen Hecke und einem Gitterwerk bestehenden Umfriedigung, gelangten sie nach ein paar hundert Schrit-

ten an ein kleines Thor. Da Bojador zog einen kleinen Schlüssel hervor. Er hatte Mühe, das eingerostete Schloß zu öffnen. Endlich wich der Riegel und unsere beiden Herren traten in einen anderen Garten ein. Es war der Trautson's. Der Pavillon, welcher ihr Ziel bildete, schimmerte ihnen hier sehr bald durch das Gebüsch entgegen.

„Bleiben Sie hier jetzt stehen," sagte da Bojador. „Ich will vorausgehen, um erst zu recognosciren. Halten Sie sich ruhig, bis ich wiederkomme!"

Klein machte eine höchst lächerliche Pantomime, die mit weit größerer Deutlichkeit wie nöthig seine Einwilligung ausdrückte, und blieb zurück. Seine Augen folgten, vor Spannung fast aus ihren Höhlen vortretend, der Gestalt des Spaniers, wie sie in dem Gebüsch vor ihm verschwand. Dann lüftete der Baron den Degen an seiner Seite ein wenig in der Scheide. Sein Gesicht nahm den Ausdruck einer überaus martialischen Entschlossenheit an. „In omnia paratus! Gefaßt auf Alles!" sagte er. Dies war seine Devise und Wappenspruch.

Wenige Minuten vergingen, bis da Bojador zurückkehrte. — Er winkte seinen Begleiter eifrig heran. „Kommen Sie," sagte er flüsternd, „aber sprechen Sie nicht laut und machen Sie kein Geräusch; es ist Alles in bester Ordnung, nur müssen wir uns hüten, den Drachen zu wecken,

der unsere Schätze hütet: Frau Afra, die Beschließerin Trautson's."

Klein folgte dem Spanier. Trotz seiner courageusen Redensarten war er doch sehr beflissen, kein Geräusch zu machen. Er hielt sogar den Athem an und schritt auf den Fußspitzen einher, als ob der weiche Kiesgrund hätte laut aufdröhnen müssen, wenn seine Gestalt mit dem vollen Gewicht aufgetreten wäre. — Sie standen bald auf dem freien Platze, der den Pavillon von den Baumgängen trennte, der Nebenseite des Pavillons gegenüber. „Sehen Sie?!" sagte da Bojador triumphirend.

Baron Klein sah allerdings. Er war ganz Auge, nichts als Auge in diesem Moment. — Das eine Fenster des Pavillons stand geöffnet: es war nur geschlossen durch die Flügel der venetianischen Blenden, oder „Jalousien," deren Zwischenräume weit genug waren, die feine und volle Gestalt eines in orientalische Tracht gekleideten jungen Mädchens bemerken zu lassen.

„Nur näher, treten Sie nur näher, mein glücklicher Baron Klein," flüsterte der Spanier. „Bahnesa wird Ihnen den Anblick ihres Antlitzes nicht entziehen!" Mit diesen Worten nahm da Bojador seinen Begleiter bei der Hand und indem er ihn ein paar Schritte dichter an den Pavillon heranführte, machte er vor dem jungen Mädchen eine Verbeugung, als ob er ihr den Baron Klein vorstelle.

Die Türkin nickte anmuthig mit dem Kopfe und zugleich schlug sie den leichten Schleier zurück, welcher ihre Züge verhüllte. Klein erblickte ein Antlitz von strahlender Schönheit. Ein leiser Ausruf der Ueberraschung entfuhr ihm.

„Habe ich Sie belogen, Klein?“ fragte der Spanier triumphirend.

Klein war sprachlos.

„Nun seien Sie nicht blöde, — bringen Sie ihr Ihre Huldigung dar.“

„Kann ich türkisch?!“

„Sprechen Sie italienisch; sie versteht es.“

„O bellissima mia! La vita per ti!“ sagte Baron Klein.

„Sehen Sie, wie sie erfreut über Ihren Liebesschwur ist, Klein? Sie streckt ihre reizende kleine Hand durch die Jalousie. Welche Gunstbezeugung! Sie sollen sie küssen, diese entzückende weiße Hand.“

„Ja, — aber ich reiche bei weitem nicht bis dahin hinauf.“ — Baron Klein sah sich dringend nach einem Gegenstande um, der zu ausreichender Erhöhung seiner kleinen Person hätte dienen können.

„Dafür ist leicht Rath zu schaffen,“ antwortete der Spanier. Im nächsten Augenblick hatte er Klein auf den Arm genommen, wie man ein Kind auf den Arm nimmt,

und, dicht an die Mauer des Gebäudes tretend, schob er ihn kräftig daran in die Höhe.

„Sie sind jetzt am Ziel?"

Ein schallender Kuß, den der kleine Baron auf die Hand der Türkin drückte, beantwortete diese Frage.

Da Bojador ließ seine Last rasch wieder niedergleiten, — so rasch, daß Klein in etwas übereilter Weise auf dem Boden ankam; — er fiel nämlich nieder, so lang er war. Aber mit der Behendigkeit einer Katze stand er augenblicklich wieder auf den Beinen. Ein schnell hinaufgeworfener Blick sollte erkunden, ob der Gegenstand seiner bereits zu hellem Lodern entzündeten Herzensflamme den tückischen Unfall bemerkt habe. Gott Lob, es schien nicht; er athmete auf. Bahnesa war hinter den Jalousien verschwunden.

„Pest — weshalb ließen Sie mich fallen?!" fuhr Klein jetzt seinen Freund an.

„Weshalb sind Sie so schwer? Ist das meine Schuld? Ich konnte Sie nicht länger halten."

In der Anklage des Spaniers, daß er zu schwer, lag etwas, das Klein augenblicklich besänftigte. Er blickte noch einmal zu dem Fenster hinauf.

„Sie ist fort," sagte da Bojador — „beschämt über das Zeichen ihrer Gunst, welches sie Ihnen im Drange der

Gefühle zugestanden hat. Kommen Sie jetzt, Klein. Ich meine, ich habe mein Wort gelöſ't!"

„Das haben Sie, Viconde, das haben Sie!" rief Baron Klein aus, mit einem seiner raschen Uebergänge von Zorn oder von Mißtrauen zu völliger Gläubigkeit oder zu noch vollständigerem Vergnügtsein.

„So ziehen wir uns zurück."

„Ziehen wir uns zurück; aber, Viconde..."

„Was fesselt Sie noch? haben Sie noch nicht genug, Sie Unersättlicher?"

„Es wäre doch gut," flüsterte Klein verschmitzt lächelnd, „wenn man noch ein Wort mit ihr wechseln könnte, um über die Fortsetzung dieses angenehmen Verkehrs etwas auszumachen — um etwas Weiteres anzubandeln!"

„Kommen Sie nur, kommen Sie nur, haben Sie denn in Ihrem Liebesglück alle Vorsicht vergessen? Wir laufen Gefahr, hier von Trautson überrascht zu werden und dann: Wehe uns. Ich sage Ihnen alles Andere, während wir auf dem Rückzuge sind."

Klein folgte da Bojador und Beide schritten auf demselben Wege, den sie gekommen waren, wieder zurück. Der Spanier verschloß sorgfältig das Thürchen, welches aus dem kaiserlichen Lustgarten in den Garten Trautson's führte.

„Nun sagen Sie mir aber endlich," begann Klein,

als sie glücklich wieder im Garten der Favorita waren, „wie sind Sie zu dieser Bekanntschaft gekommen? Wie soll ich es mir deuten, daß Sie so eingeweiht sind in diese merkwürdige Geschichte?“

„Das, mein Theurer, ist leicht erklärt. Sie müssen nämlich wissen — aber Klein, ich habe Ihr Wort, daß Sie schweigen!“

„Sie haben es, soll ich es wiederholen?“

„Nein, nein, es genügt; also Sie müssen wissen, daß Veit Trautson sich mit besonderer Sorgfalt eine treue und zuverlässige Beschließerin ausgewählt hat, welche seinen Pavillon und jetzt seine orientalischen Perlen hütet.“

„Und diese Beschließerin?“

„Diese Beschließerin ist in legitimer, directer Abstammung die leibliche Mama meiner Wäscherin.“

„Ah — ich begreife.“

„Sie begreifen, daß die Mamas dieser Art keine Geheimnisse vor ihren Töchtern haben — schon beim gewöhnlichen Verlauf der Dinge nicht, wenn gar keine Geheimnisse vorhanden sind. Tritt aber der unerhörte und merkwürdige Fall ein, daß wirklich Geheimnisse und gar solche Geheimnisse auftauchen — dann haben sie erst recht keine Geheimnisse ... vor einander!“

„Richtig, vor einander!“

„Und die Wäscherin nun ...“

„O, diese excellente Wäscherin — senden Sie mir dieselbe zu, ich will sie mit meiner Kundschaft beehren.“

„Sacht, sacht, Klein, Sie sind in zu eroberungsdurstiger Laune heut — aber nun kennen Sie meine Quellen. In den Seifenblasen einer Wäscherin habe ich zuerst dies orientalische Mährchen sich spiegeln sehen — ich habe diese kleine Göttin der Reinlichkeit, deren Attribut eine gefältelte Manchette ist, zum Plaudern gebracht, ich habe dann die interessante Bekanntschaft der Frau Mama, der Beschließerin, gemacht. Die Beschließerin hat sich herabgelassen, außer Trautson's Sommerhaus auch noch einige neue kremnitzer Dukaten und alte ungarische Muttergottesthaler von mir in Beschluß zu nehmen, und — so erfuhr ich Alles — ja die geheimsten Herzensregungen Bahnesa's fanden auf diese Weise ihren Weg bis zu meinem Ohr!“

„So also hängt es zusammen!“ rief Klein aus. „Aber ich muß sie wiedersehen, muß sie sprechen — sagen Sie mir, Viconde, wann kann das geschehen? Ich liege auf der Folter meiner unaussprechlichen Gefühle bis dahin!“

„Nur Geduld, mein stürmischer Paladin. Das läßt sich nicht so über's Knie brechen. Wir müssen erst eines Augenblickes sicher sein, in welchem wir die Bürgschaft haben, nicht von Trautson überrascht zu werden. Aber

vertrauen Sie mir. Lassen Sie mich das Weitere mit Frau Afra ausmachen."

„Kann ich nicht selbst mit dieser..."

„Um Gotteswillen, keine voreiligen Schritte. Der alte Drache kennt Sie ja nicht."

„O, mich kennt Jedermann!" rief Klein stolz aus.

„Aber nicht von allen Seiten, da Sie alle ja nicht zu zeigen lieben," antwortete da Bojador maliciös.

„Was soll das heißen?" fuhr Klein zornig heraus.

„Daß Sie," antwortete der Spanier mit einer spöttischen Verbeugung — „dem Feinde nur die Stirn bieten!"

„Ja so — das laß ich gelten!"

„Also bleiben Sie zuerst hinter der Coulisse. Vertrauen Sie mir. Weshalb hätte ich Sie zu der Scene von vorhin geführt, wenn ich es nicht gut mit Ihnen meinte? Ueberlassen Sie mir Alles. Ich sage Ihnen, diese Frau Afra ist ein schlimmer Kunde, den man erst richtig zu behandeln gelernt haben muß, bevor man etwas bei ihm erreicht. Versuchen Sie nicht, sich ihr zu nähern. Wollen Sie durch unvorsichtiges Handeln es dahin bringen, daß Trautson die Sache erfährt und daß ich mit compromittirt werde? Das wäre ein schöner Dank für die Freundschaft, die ich Ihnen bewiesen habe."

„Nun wohl — ich überlasse Ihnen Alles — aber denken Sie an das Fieber meiner Ungeduld — lassen Sie

mich nicht zu lange warten auf eine längere, eine unbelauschte Zusammenkunft mit dieser himmlischen Bahnesa! Bahnesa — ach, wie der Name allein schon mein ganzes Herz gestohlen hat!"

Der Viconde da Bojador y Roccaberti gab dem kleinen Baron alle möglichen Zusicherungen, welche das verliebte Herz desselben nur verlangen konnte. Dann trennte er sich von Klein, um ihn seinen süßen Träumereien und Schwärmereien zu überlassen. Der Kaiser wird von seiner Spazierfahrt zurückkehren," sagte er — „Sie wissen, ich habe den Dienst heute in der Antecamera — also auf Wiedersehen, mein lieber Baron!"

„Auf Wiedersehen, mein lieber, theurer, uneigennütziger, mein vortrefflicher Freund!" entgegnete Baron Klein. — „Nie werde ich Ihnen vergessen, was ich Ihnen heute verdanke. Lassen Sie" — setzte er herablassend hinzu, — „eine Gelegenheit kommen, einen Augenblick, wo es gilt, Etwas für Sie zu thun, beim Kaiser eine Gnade für Sie zu erwirken — und Sie werden sehen, was Baron Klein für diejenigen, welche seinen wahren Werth zu erkennen wissen, auszurichten vermag!"

„Ich weiß es ja, Baron — ich weiß es! Und sicherlich, ich habe dies Alles nicht gethan, um es einem so einflußreichen, so mächtigen Manne wie Sie in alle Ewig-

keit zu schenken. Für so uneigennützig halten Sie mich nicht!"

„O ich kann es mir denken, ich kann es denken!" antwortete Klein mit huldreichem und verzeihungsvollem Lächeln. „Ja, so schlau sind wir auch! — Aber ich bin Ihnen deshalb nicht minder gewogen. Behüte Sie Gott, mein theurer Viconde!"

Die beiden Männer trennten sich. Klein zog sich in das Innere seiner Gemächer zurück und da Bojador schritt den Appartements des Kaisers zu.

Bald nachher kündigte Hufschlag und Räderrollen die Rückkehr des Kaisers und seines Gefolges an. Die Trabanten-Leibgarde trat vor dem Peristyl in's Gewehr und rührte ihre Trommeln. Der Schloßhof füllte sich wieder mit den malerischen und bewegten Gruppen, wie eine Stunde vorher; nur daß die Gruppen jetzt sich rascher auflös'ten, als sie früher sich gebildet. Im Innern des Schlosses klirrten die Spontons und Hellebarden der Hartschiere auf dem harten Estrich. Die Flügelthüren der Antecamera wurden aufgerissen, der Kaiser, an seiner Hand die älteste Erzherzogin führend, schritt durch den Raum, um mit seiner Tochter am oberen Ende desselben in seinen Gemächern zu verschwinden — der größte Theil des Gefolges, das ihn auf der Spazierfahrt begleitet hatte, blieb in der Antecamera zurück.

Auch Gräfin Juliane Bolagno war darunter.

Ehe fünf Minuten vergingen, stand diese dem Spanier gegenüber in der Brüstung eines der schmalen, die Aussicht auf den Garten bietenden Fenster. „Nun, Viconde, Sie sehen aus, als glaubten Sie Ursache zu haben, heute mit der Welt oder mit sich selbst ganz ausnehmend zufrieden zu sein!“

„Das bin ich auch, Reyna del mio corazon — der erste Faden des Gewebes, welches Sie zu Ihrem Brautschleier verlangen, ist eingeschlagen, meine himmlische Juliane!“

„So schnell haben Sie Mittel und Wege dazu gefunden?“

„Sie zweifeln daran? Ach, Sie wissen nicht, was Gott Amor in uns vermag, Sie eingefleischte Diplomatin — Sie, die ihre Hand zusagt, je nachdem eine Intrigue so oder so ausfällt! Juliane — könnten Sie in meinem Herzen lesen!“

„In Ihrem Herzen lesen? Danken Sie Gott, daß ich es nicht kann!“

„Glauben Sie, es sei nur ein Hauch, ein Gedanke, nur eine leiseste Regung darin, welche nicht Ihnen gehörte?“

„O, vielleicht sind ganze Landschaften mit eigenen Souveränetäten darin — Inseln, groß wie Barataria,

die ganz andere Regentinnen haben, als Ihre ergebene Dienerin Juliane Bolagno!"

„Sie beginnen wieder Ihre Mißhandlungen!"

„Mache ich Ihnen denn Vorwürfe? Nein, wir sind ganz einverstanden. Sie haben Recht, wenn Sie mir vorwerfen, daß ich von der Macht Amor's, den Zaubereien der Venus und den kleinen Ränken ihrer jungen Nachkommenschaft, um deren Toilette sich die schöne Frau Mama so wenig Sorgen macht, gar nichts verstehe. Ich brüste mich aber auch nicht, wie gewisse Leute, mit Erfahrungen und Kenntnissen, die ich nicht besitze."

„Wenn Sie sie nicht besitzen, weshalb geben Sie sich denn nicht in die Lehre bei Jemanden, der sehr bewandert darin sein muß, weil er eben so traurige Erfahrungen darin macht!"

„Ach, schweigen Sie lieber. Sie würden auch in eine schwere Verlegenheit kommen, wenn Sie erklären müßten, was die Gefühle eines wahrhaft verliebten Herzens sind. Seien wir offen und aufrichtig — das ist die beste Bürgschaft einer dauernden Freundschaft. Sie werben um meine Hand. Weil Sie ein kluger Mann sind, werden Sie Ihre Gründe haben, welche Ihnen eine solche Verbindung empfehlen. Ich, mein Herr Viconde, habe keine dringenden Gründe, Ihre Bewerbung zurückzuweisen. Sie ist ehrenvoll für meine Familie, schmeichelhaft für

meine geringe Person. Aber die Klugheit gebietet mir, meine Bedingungen zu stellen, oder besser, meine Zusage an ein: Wenn zu knüpfen."

„Unseliges Wenn!"

„Sie wissen es. Es lautet: Wenn die älteste Erzherzogin den Infanten Don Carlos heirathet!"

„Ja freilich weiß ich es — obwohl ich eigentlich Ihre Gründe doch nicht ganz weiß! Sie wollen bei der Erzherzogin bleiben, nicht aufhören, wenn Sie Gräfin da Bojador geworden sind, als einer der strahlendsten Sterne des Hofes zu glänzen. Wer aber bürgt Ihnen, daß die Erzherzogin, wenn sie Gattin des Infanten ist, nach Spanien zieht? Als Erbin von Oesterreich wird sie viel wahrscheinlicher hier in Wien bleiben."

„So lange der Kaiser lebt? Ich glaube nicht. Denn Spanien wird seine künftige Königin zu sehen verlangen. Aber gesetzt auch, sie bliebe hier zurück, der Infant schlüge hier seine Residenz auf — so fordert doch mein Interesse Alles aufzubieten, daß diese Partie zu Stande kommt. Mein Vater, der Botschafter in Madrid, hat zu viel daran gesetzt, die Verbindung einzuleiten und zum Abschluß zu bringen. Ist damit nicht genug gesagt? Soll ich Ihnen erst auseinandersetzen, was die Triebfedern meines Vaters sind? Stehen Sie ihm nur bei. Wirken Sie hier, wie er dort. Wie freudig wird er nach gelunge-

nem Werke einem solchen hülfreichen Schwiegersohne seine Arme öffnen!"

„Das ist freilich Alles sehr logisch und sehr richtig!" entgegnete da Bojador; „und, wie gesagt, ich habe ja schon begonnen, einen sehr hübschen Plan in's Werk zu setzen..."

„Sie haben begonnen — bravo! ce n'est que le commencement, qui coûte! Damit ist also schon viel gewonnen. Aber was haben Sie begonnen?"

„Eine Geschichte einzufädeln, welche den Herzog von Lothringen als Freier der Erzherzogin Maria Therese unmöglich machen würde."

„Damit wäre Ihre ganze Aufgabe gelöſ't. Mehr bedürfen wir nicht! Und schwierig auszuführen kann es auch nicht sein. Er hat den Kopf voll thörichter Ideen. Er ist unerfahren, leichtgläubig, voll Vertrauen auf Jedermann, auf Jedermann hörend — Maria Therese dagegen stolz, reizbar, leicht verletzt, mißtrauisch. Sie macht unerhörte Ansprüche an die Weisheit und fleckenlose Tugend des Mannes, der ihr Ideal werden will. Es kann unmöglich schwer sein, dies Paar zu trennen. Deshalb lassen wir die Federn der Intrigue spielen! Da ist meine Hand. Nicht Amor's Seidenfäden sollen den Bund unserer Hände knüpfen; die großen Genien in capa y espada Ihres Vaterlandes Spanien, die Moreto, die Calderon mit ihren schlau ersonnenen Lustspiellisten sollen seine Götter sein,

die Intrigue soll ihn mit ihren schlauen Verkettungen befestigen."

„Himmlische Juliane," rief da Bojador aus, indem er die dargebotene Hand des Kammerfräuleins küßte — „verlassen Sie sich ganz auf mich!"

„Seien Sie nicht so laut — man könnte aufmerksam auf uns werden," flüsterte Juliane erschrocken.

„Es ist Niemand mehr anwesend," beruhigte da Bojador sie, indem er sich aus der Fensterbrüstung vorbeugend das Gemach übersah.

„Aber nun sagen Sie, was Sie vorhaben?"

„Sagen? — Nein — es bleibt mein Geheimniß. Ich will Sie mit dem Ergebniß überraschen!"

„Ihr Geheimniß?" fragte Gräfin Juliane, nichts weniger als befriedigt von dieser Erklärung. „Aber wie kann ich dann Sie unterstützen? Es wird doch ein Augenblick kommen, wo Sie meiner bedürfen? Wo ich bei der Erzherzogin werde wirken müssen . . ."

„O nein, nein. Mein Plan ist so gut, ich bin dabei durch den Zufall so vortrefflich unterstützt — ich nehme den ganzen Ruhm der Sache für mich in Anspruch."

„In der That!" entgegnete das Kammerfräulein. „Nun — vederemo!"

„Ja, Sie sollen es sehen, daß ich Wunder thun

werde mit dem Restchen Verstand, welches mir meine Leidenschaft für die angebetete Juliane gelassen hat!"

„Ach, mit Ihrer Leidenschaft," erwiederte Juliane Bolagno, noch immer etwas erkältet durch da Bojador's Verschlossenheit gegen sie — „gehen Sie mir damit — bei uns bleibt die Leidenschaft ein für alle Mal aus dem Spiele. Gleichheit der Neigungen, des Charakters, des Vermögens, der Geburt — vor Allem aber Gemeinsamkeit großer Zwecke, ehrgeiziger Bestrebungen — das macht die glücklichen Paare, das knüpft für's Leben aneinander mit Banden, die nie reißen. Aber nur ja in dies schöne Concert klar besonnener Herzen nicht die sentimentalen Panflöten schwärmerischer Gefühle, die affectirten Schäfermelodien sich selbst verhimmelnder schwacher Seelen gemischt! Liebe — Liebe — das ist die ärgste Thorheit, ein flüchtiger Rausch, der aushält einen kurzen Mondschein-Abend, aber einen Tag darauf voll Kopfweh und Langeweile macht. Addio, mein geheimnißvoller Freund — vergessen Sie das nicht!"

Und Gräfin Juliane Bolagno verabschiedete sich mit einem kurzen Kopfnicken von dem Viconde, der etwas betroffen ihr nachblickte.

„Sollte das in der That ihr Ernst sein?" fragte er sich. „Es ist jedenfalls von meiner Signora Braut eine sehr unumwundene Sprache. Nun, ich will mich darauf

berufen, wenn der Teufel sein Spiel treiben sollte und ihr etwas von meiner Liebschaft mit dieser allerliebsten Türkin zu Ohren trüge. Wahrhaftig, meine angebetete Juliane, es soll Euch nicht vergessen bleiben!"

Siebentes Capitel.

Von der Eifersucht des Baron Klein.

Es war am folgenden Abende. Baron Klein liebte es sonst Gesellschaft aufzusuchen. Er fühlte sich gedrungen, möglichst wenige Augenblicke seines denkwürdigen Lebens der Bewunderung seiner Zeitgenossen zu entziehen, und vermied es deshalb, sich in Einsamkeit zu begraben. Heute dennoch war er etwas wie ein Einsiedler geworden. Der Hoftafel hatte er, wie es sein Dienst forderte, in der Nähe des Kaisers assistirt, aber ein paar Scherze, welche die Majestät an ihn richtete, mit so pathetischer Würde aufgenommen, daß Karl der Sechste ihm gesagt, es beschäme ihn, einen so großen Herrn stehen zu sehen und er könne sich in seine Gemächer zurückziehn. In seinen Gemächern hatte Klein sodann seinem Schneider Audienz gegeben und

eine stundenlange Unterhaltung mit ihm gepflogen. Jetzt, um die Abendstunde des langen Sommertages, wandelte er die mittlere und Haupt-Allee des kaiserlichen Gartens, die vom hintern Ausgang desselben auf das Portal des Schlosses zuführte, herauf. Er hatte augenscheinlich eine Entdeckungsreise in den geographischen Breiten des Trautsonschen Pavillons gemacht, aber wohl ohne die gehoffte ethnographische Ausbeute, wenn man anders aus seiner etwas mißvergnügten Miene schließen durfte.

Ihm entgegen, vom Schlosse her, kam langsam schlendernden Ganges der Viconde da Bojador. Als der Spanier sich auf ein Paar hundert Schritte dem kleinen Baron genähert hatte, bog er plötzlich ab und vertiefte sich nach rechts hin in eine Seitenallee.

Klein entging dies auffallende Ausweichen nicht; vielleicht war es auch gar nicht darauf berechnet, ihm zu entgehen. Er setzte seine kurzen Beinchen augenblicklich in die schnellste Bewegung.

„Hören Sie, Viconde! Senhor Viconde! Vortrefflichster Don — einen Augenblick!“ rief nach wenigen Minuten eine keuchende Stimme hinter dem Spanier her.

Da Bojador blieb endlich stehen.

„O mein theurer Viconde, wenn Sie glauben, daß es so leicht sei, mir zu entgehen, so irren Sie!“

„Wollte ich Ihnen denn entgehen?“

„Es scheint wenigstens so!"

„Ich sah Sie nicht; ich muß ganz über Sie hinausgeblickt haben!"

„Machen Sie keinen Mißbrauch von meiner Geneigtheit Ihnen einen schlechten Spaß zu verzeihen. Wie weit sind wir?"

„Womit?"

„Seltsame Frage. Sie verstehen mich sehr gut."

„Sie wollen wissen...?"

„Nun ja freilich! Also, wann kann ich Bahnesa wieder sehen, wann sie sprechen?"

„Baron Klein," entgegnete da Bojador sehr ernst und sehr trocken — „Sie sind ein gesetzter, ein klar urtheilender Mann — Sie sollten deshalb längst gelernt haben, Ihrer Phantasie und Ihrem heißblütigen Herzen Zügel anzulegen. Ein Mann von Ihrer tiefphilosophischen Bildung weiß alle irdischen Güter nach ihrem wahren Werthe zu schätzen und weiß nöthigenfalls..."

„Und weiß nöthigenfalls? Was?"

„Darauf zu verzichten!"

„Was soll das heißen?" fuhr Klein erschrocken dazwischen.

„Ganz was die Worte sagen."

„Zum Teufel, mein Herr Viconde," schrie der kleine Mann mit einem Gesicht, welches sich wie das eines zor=

nigen Puters geröthet hatte — „ich hoffe nicht, daß Sie mir jetzt ernstlich mit Redensarten von Verzichten kommen. Machen Sie mich nicht argwöhnen, daß Sie bei dieser ganzen Geschichte mich haben zum Narren halten wollen. Sehen Sie sich vor — es scheint, Sie kennen mich nicht!"

„Gemach, gemach, mein theurer Klein — verkennen Sie Ihre Freunde nicht — und erschrecken Sie mich mit Ihrem formidablen Zornesfeuer nicht auf eine Weise, daß mir Athem und Stimme ausgehen, die ich doch so nöthig habe, um Sie zu beruhigen. Denn es bleibt mir nichts übrig, als Ihnen die Wahrheit zu sagen."

„So sagen Sie sie ganz! Haben Sie eine Fopperei beabsichtigt — dann wehe Ihnen — Sie werden sich mit mir schlagen, bis Einer von uns auf dem Flecke bleibt, und dieser Eine, mein kecker Don, das sage ich Ihnen voraus, werden Sie sein! Mein Degen ist schon mit anderen Leuten fertig geworden!"

„Ich bin unschuldig wie ein Säugling, Sie Entsetzlicher, aber dennoch sehe ich, ich habe kein anderes Rettungsmittel, als Ihrem Zorn eine Richtung zu geben, welche wenigstens keinen ganz Unschuldigen trifft. Vahnesa liebt Sie mit aller Gluth ihres südlichen Himmels, aller Hingabe ihres leidenschaftlichen Heimathlandes, aller Tiefe ihres schwärmerischen Herzens. Aber —"

„Aber — nun Aber? Welch ein Aber ist dabei?"

„Sie haben einen Nebenbuhler!“

„Einen Nebenbuhler? O, den vernichte ich, den lös’ ich in Atome auf!“

„Sacht, sacht, heldenmüthiger Mann, Sie wissen nicht, was Sie reden.“

„Ich weiß immer sehr wohl, was ich rede, mein Herr Viconde — nur heraus mit dem Nebenbuhler, damit wir sehen, wie viel Federlesens mit ihm zu machen ist!“

„Sie machen mir viel zu sehr die Haut schaudern mit diesen schrecklichen Drohungen, als daß ich nicht Anstand nähme mit meiner Eröffnung. Es handelt sich hier um Niemand Geringes, müssen Sie wissen, und wenn ich Alles sagte, was ich weiß, so könnte daraus eine ganz entsetzliche Geschichte entstehen, eine Geschichte, welche ganz Wien in Bewegung brächte, ja in ganz Europa widerhallte!“

„Was soll das nun heißen?“ fragte Klein betroffen; „eine Geschichte, die in ganz Europa widerhallte?“

„So sagt’ ich!“ bestätigte der Spanier und der Baron fuhr fort:

„Steht der Unglückliche, der es wagt, mein Nebenbuhler zu sein, etwa so hoch, daß ihn die ganze Stadt, daß ihn ganz Europa kennt?“

„Wenn es nun so wäre?“

„Ei, so mag ganz Europa sehen, wie Baron Klein seine Ehrenhändel erledigt — meinethalb. Ich will den Namen wissen!"

„Und ich will mit der Sache nichts mehr zu schaffen haben — nun gerade nicht!"

„So halte ich mich an Sie, mein Herr Viconde. Ueberlegen Sie sich das wohl!" fuhr Baron Klein überaus peremptorisch fort.

„Um Gotteswillen!" antwortete der Spanier, den Erschrockenen spielend.

„Ich halte mich an Sie!" wiederholte Klein stehen bleibend und zu da Bojador hinauflangend, um ihn am Knopfe seines Rockes festzuhalten.

„Ich bitte Sie bei allen Heiligen, beruhigen Sie sich, Klein — ich schwöre Ihnen, es ist für uns alle Beide das Beste, wenn wir diese Sache fallen lassen."

„Fallen lassen? Ei sieh mir doch! Nein, nichts da — Sie sollen reden."

„Reden werde, reden kann ich nicht. Aber Sie, ein Mann wie Sie, sollte der nicht längst geahnt haben, um Wen es sich handelt? Rathen Sie's selbst!"

„Rathen? Nun wohl! Es muß eine der höchstgestellten Persönlichkeiten des Hofes sein!"

„Ihr Scharfsinn ist bewundernswerth!"

„Der alte Prinz Eugenio di Savoie wird doch nicht

seiner guten Lorel Bathiany abtrünnig geworden sein, um einer jungen Türkin den Hof zu machen?"

„So viel ich weiß, hat der alte Türkensieger es sich nie zu einer Ehrensache gemacht, auch Türkinnen zu besiegen."

„Also Lothringen!" fuhr Klein heraus.

„Um Gotteswillen, nicht so laut!" rief da Bojador mit erheucheltem Erschrecken, seine Hand auf die breiten Lippen des kleinen Mannes legend.

„Der ist's! Lothringen! Nun wahrhaftig, solch eine lothringische Lerche aufzuspießen wird ein Kinderspiel für mich sein!" rief Klein aus, doch offenbar mit einem Tone, der nicht mehr ganz so kriegerisch und waghalsig lautete wie früher.

„Was wollen Sie thun?"

„Ihm die Abschweifungen in partes infidelium versalzen — das jedenfalls! Erst aber, mein Herr Viconde, stehen Sie mir Rede über das Nähere! Was ist geschehen?" rief Klein, der sich immer trutziger aufblähte, je länger der Spanier den Erschrockenen bei seinen verwegenen Redensarten spielte.

„Ich habe Ihnen bereits erklärt, daß ich mich wohl hüten würde, Ihnen in dieser Sache directe Angaben zu machen," versetzte da Bojador. „Rathen Sie. Vielleicht hat Trautson wohl gewußt, was er wollte, als er die

wunderliche Beute im Türkenlande drüben auftrieb; vielleicht hat er den jungen Herzog von Lothringen selbst in seinen Pavillon eingeführt und Ihrer Bahnesa vorgestellt — wer weiß es... Das nur kann ich sagen, daß Sie von heute an keine Aussicht mehr haben, hineinzukommen, denn der Pavillon wird doppelt scharf bewacht und ich vermag über den Ihnen bekannten ausgezeichneten alten Drachen, die ehr- und tugendreiche Frau Afra, nichts mehr!"

„Pest!" murmelte Klein zwischen den Zähnen.

„Daß Sie nun gehen werden, Lärm zu schlagen, Händel anzufangen, Klein, das habe ich im Ernst wohl nicht zu befürchten. Sich mit einem Nebenbuhler messen zu wollen, wie dem jungen Herrn, dessen Namen Sie genannt haben — wohlverstanden, Klein, Sie allein haben ihn genannt — dazu sind Sie viel zu besonnen und gescheut! Sie werden die Sache anders, Sie werden sie diplomatischer anfangen!"

„Ja, freilich, freilich! Wenn ich nur wüßte: wie?"

„Haben Sie nicht das Ohr des Kaisers?"

„Als ob es eine Geschichte für den wäre!"

„Und wenn nun gerade? Würde der Kaiser nicht augenblicklich den Entschluß ergreifen, den jungen Mann durch einige nachdrückliche Winke über die Verirrung seines Geschmackes zu belehren? Würden Sie nicht dadurch sofort von dem Nebenbuhler befreit sein? Und dann die Vortheile,

welche solch' eine dem Kaiser zugeraunte Mittheilung sonst noch für Sie im Gefolge haben könnte .... o das wird Ihr Scharfsinn von selbst durchschauen!"

„In der That, ich durchschaue Alles. Aber sagen Sie mir, wie denken Sie sich, daß solch' eine Mittheilung Vortheile für mich im Gefolge haben könnte — blos, damit ich Ihre Meinung höre!"

„Sie wissen, der Kaiser beabsichtigt seine älteste Erzherzogin, seine Erbin zu vermählen — er schwankt zwischen einem spanischen Infanten und dem Herzog von Lothringen, der hier am Hofe sich aufhält, um seine Bewerbung persönlich zu betreiben. Vernimmt der Kaiser nun durch Sie von einem etwaigen leichtsinnigen Lebenswandel dieses sonst so vortrefflichen jungen Prinzen — wird er nicht dem Warner dankbar sein? Ist dann abzusehen, wie weit seine Dankbarkeit sich auch in Huld und Gnaden äußert? Wäre es unmöglich, daß wir einst noch einen „Grafen" Klein als einen der strahlendsten Sterne dieses kaiserlichen Hoflagers einherschreiten sähen? Und wäre nicht jedenfalls — dies ganz sicherlich — Ihrem lieben Freunde Veit Trautson ein absonderlicher Liebesdienst geleistet, wenn man dem Kaiser nicht vor enthielte, welche seltsame Streiche er zu machen beginnt?"

„Richtig! jubelte Klein — es ist Alles richtig — Sie haben Recht, es geht nichts über Diplomatie! Nun lassen

Sie mich nur machen — Senhor da Bojador, Sie sollen sehen, was ich vermag!"

„Aber vergessen Sie nicht, daß ich keinen Namen genannt, daß ich mit der Sache nichts, gar nichts zu schaffen habe! Geben Sie mir Ihr Ehrenwort darauf, daß Sie es nicht vergessen wollen!"

„Mein Wort! das können Sie bekommen! Was brauch' ich Ihrer zu erwähnen? Wahrhaftig, ich kann allein mit der Sache fertig werden!"

„Daß man am Hofe bemerkt haben will, der Herr Herzog von Lothringen sei jeden Abend mehrere Stunden lang aus seinen Gemächern verschwunden, ohne daß man so recht weiß, wo er eigentlich steckt, das ist Ihnen nicht unbekannt und eben so wenig entgeht Ihrem Scharfblick, wie trefflich dieser Umstand benutzt werden könnte, um dem Kaiser etwaige Zweifel an dem, was Sie ihm von der Aufführung des jungen Mannes hinterbringen wollen, zu benehmen!"

„Sie haben abermals Recht, vortrefflichster Viconde — es läßt sich benutzen — und, verlassen Sie sich darauf, es wird benutzt werden!"

„So trennen wir uns jetzt; unsere geheime Zwiesprache könnte beobachtet werden, ihre Dauer könnte auffallen!" meinte da Bojador.

„Ja, ja, trennen wir uns — kehren wir auf verschiedenen Wegen in's Schloß zurück. Addio, Viconde!"

Und der kleine Mann stampfte in großer Hast, unter heftigem Schlenkern seiner langen Arme, durch die Alleen dahin, der „Favorita" zu.

„Er beißt gierig in die Angel!" sagte mit satyrischem Lächeln da Bojador, während er einen andern Weg einschlug — „die kleine Schmeißfliege ist unbezahlbar. Ich bin überzeugt, noch heute Abend summt er Sr. Majestät alles um die Ohren, was ich ihm vorgesagt habe! Wenn er nur meinen Namen nicht nennt! Nun, im schlimmsten Fall bleibt immer die Ausrede: er ist ein Narr, der entweder gelogen oder mit dem man sich einen Spaß gemacht hat! Jetzt aber zu unserem schönen Kinde von der Insel Metellino."

Da Bojador schaute um sich zu beobachten, ob er irgend bemerkt und besonders ob er noch von Klein gesehen werden könne. Da dies nicht der Fall war, so wandte er seine Schritte nnd eilte rasch dem Ausgang des Gartens zu, jenem Pförtchen, durch welches er vor Kurzem Klein zum Gartenpavillon Trautson's geführt hatte. Er öffnete mit dem Schlüssel, den er sich vom kaiserlichen Gartenmeister zu verschaffen gewußt hatte, und stand nach wenigen Augenblicken auf der Treppe des kleinen Gebäudes. Auf sein leises Anpochen mit dem Klopfer öffnete ihm Frau Afra.

„Ah, Sie san's," sagte sie, offenbar über die Erscheinung des Hofherrn nicht sehr erfreut. „San's schon wieder da?"

„Gönnst Du mir nicht das Dasein, Alte?" antwortete da Bojador, und ließ Frau Afra etwas in die Hand gleiten — „schau' ich gönn' Dir doch nicht allein das Dasein, sondern alle möglichen, nur immer für Geld zu habenden Süßigkeiten desselben noch obendrein — Du kannst Dich darin baden, darin schwimmen, darin untertauchen, wenn Du willst!"

„Ach, gehn's — Süßigkeiten — wie's davon reden mögen! Von Süßigkeiten, schauen's, da kommt halt wen'g g'nug an unser Eins — alle Sonntag ein Tröpflein Goldwasser, oder ein Fingerhut voll Maraschino, oder ein Mund voll Ruster, wenn's hoch kommt.... Das ist Alles!"

„Gebe ich Dir nicht Geld genug, liebwertheste Afra, um diese kleinen Dosen verstärken zu können? entgegnete der Spanier. „Aber," fuhr er fort, „ich glaube, Du hast einen so unermeßlichen Respect vor all diesen guten und kostbaren Dingen, die Du da aufzähltest, daß Du sie Dir immer in ganz kleinen Quantitäten vorstellst, weil Du vor lauter Ehrfurcht und Andacht auf den Rücken fielst, wenn Du sie massenhafter vor Dir sähst!"

„Na, hör'n's auf, Sie Schnackischer, Sie, und da's doch einmal da sind, so treten's eini."

Mit diesen Worten öffnete Frau Afra die Thüre des Gemachs, in welches da Bojador bei seinem erheuchelten Unfalle von neulich gebracht worden war und wo er zuerst die drei türkischen Schönheiten von Angesicht zu Angesicht erblickt hatte. An der Art und Weise, wie er ohne Aufenthalt und ohne sich lange zu besinnen hier auf die zweite Thüre zuschritt und sie öffnete, sah man, daß der Viconde seitdem Gelegenheit gehabt haben mußte, sich hier zurecht zu finden und vollständig über die Localitäten zu orientiren.

In dem zweiten Zimmer, welches der Spanier betrat, — begleitet von Frau Afra, die es nicht für räthlich zu finden schien, ihn ohne Aufsicht zu lassen, — sah es ziemlich orientalisch aus. Auf dem Boden waren Teppiche ausgebreitet; an der dem Fenster gegenüberliegenden Wand vertrat das große Canapee den morgenländischen Divan. Shawls, Schleier, allerlei weibliche Kleidungsstücke lagen auf dem Teppich und auf dem großen Tische, der inmitten des Raumes stand; mit rothen und gelben Maroquin-Pantöffelchen aber schien der Boden wie übersäet.

In der Ecke des Gemachs hing ein großer rother Vorhang nieder; er hatte die Bestimmung, den Eingang in einen Alkoven zu verdecken.

Beim Betreten des Zimmers stellte sich dem Spanier eine eigenthümliche Gruppe dar. Das anmuthige Centrum derselben bildete die kleine breite Gestalt des Herrn Ver,

die so komisch herausgeputzt war, daß auch der Ernsthafteste sie nicht ohne Lachen hätte ansehen können, und daß da Bojador frappirt vor ihr stehen blieb.

Ein Bex — es wird Zeit, dies aufzuhellen — ist eines jener eigenthümlichen Wesen, deren man in Oberösterreich, dem Herzogthum Salzburg, in der Steiermark so viele findet. Menschen, oft von fünfundzwanzig bis dreißig Jahren, mit der Gestalt und dem Verstande eines Kindes; Zwerge an Körper und an Geist, aber, den starkausgebildeten Kopf abgerechnet, in keiner Weise eine Mißform aufweisend, in keiner Weise verkrüppelt oder durch ihr Aeußeres den widrigen Eindruck hervorrufend, welchen die Cretins und dergleichen unglückliche und mißrathene Geschöpfe auf uns zu machen pflegen.

Der Bex also stand in der Mitte. Er trug auf seiner unermeßlich breiten Stirn eine hohe Bischofsmütze. Von seinen Schultern nieder floß ein weißer Talar, der um die Taille mit einem goldenen Gürtel festgehalten war; über diesem weißen Untergewande aber trug der Bex einen rothen Mantel, der aussah ganz wie ein Priestergewand, wie eine „Chorkappe.“ Um seine Gestalt zu erhöhen, hatte man ihm einen Schemel unter die Füße geschoben; in seiner Linken hielt er einen Stab und in der Rechten ein aufgeschlagenes Buch.

Neben und vor ihm auf dem Teppich saßen in halb

liegender Stellung zwei der türkischen Mädchen; sie lachten aus voller Kehle und trieben allerlei Possen mit ihm, die Herr Bex sich mit grinsender Gutmüthigkeit ohne irgend zu ermüden gefallen ließ.

Herr Bex freute sich augenscheinlich über sein schönes Gewand, das die Mädchen ihm aus ihren Kleidungsstücken bereitet hatten, und war eben so augenscheinlich erheitert durch die kleinen Püffe und Peinigungen, welche sie ihm von Zeit zu Zeit applicirten. Frau Afra, welche hinter da Bojador in das Zimmer der Türkinnen geschritten war, warf der Gruppe nur einen halben, aus Unwillen und Verachtung gemischten Blick zu.

„Ja, so san's, — solche Kurzweil treib'ns!" sagte sie. „Zu nichts Ordentlichem san's zu brauchen. Wann i sag, schämt's enk, geht's, da setzt's Euch hin und strickt Euch wollne Strümpf' für die Winterzeit, so lachen's mi aus. A Kreuz, a elendiges ist's mit den Weibsleut'n. Kein Wort deutsch verstan's. Alleweil geh i schon Täge lang mit ihne um und noch verstan's mi net, so dumm san's! Die Andre in der Ecke da, die ist besser, a vernünftig Geschöpf is halt und net so obenhinaus und nirgends an, — arbeiten möcht's auch und lesen thut's halbe Täg' lang!"

Damit ging Frau Afra auf einen Lederstuhl zu, der unter dem Fenster stand, nahm ihren Platz in dem alten Möbel ein und griff zu einer weggelegten Näharbeit.

„Deine Schwestern sind sehr lustig!" sagte da Bojador in italienischer Sprache zu dem Dritten der Mädchen, auf welches Frau Afra eben beim Schlusse ihrer Rede gedeutet hatte.

Es war Bahnesa, die mit einem Buche in der Hand in dem Canapee ruhte, welches, wie wir sagten, an der dem Fenster gegenüberliegenden Wand aufgestellt war.

Bahnesa unterschied sich in der That sehr vortheilhaft von ihren beiden Gefährtinnen. Diese waren sicherlich ganz einnehmende und hübsche Geschöpfe, besonders wenn man sie mit einem mehr türkisch als europäisch ausgebildeten Geschmack betrachtete; denn sie entsprachen weit mehr den orientalischen, als unseren Schönheitsbegriffen. Ihre Gesichter hatten ein schön gezeichnetes Oval, die mandelförmig geschnittenen Augen waren von langen Wimpern beschattet, schwarz, keck, bald lebhaft funkelnd, bald in ein mattes Erlöschen übergehend; aber ihr Teint war nicht rein, ihre Formen waren zu voll, ihr Wesen und ihr Betragen nicht anziehend, weil es hin und her schwankte zwischen Ausgelassenheit oder lärmender Lustigkeit und träger Ruhe. Sie trugen zu stark den orientalischen Typus ausgeprägt, als daß sie hätten unsern Anforderungen an weibliche Schönheit, Anmuth und Adel der Bewegungen genügen können. Ihre Erscheinung mußte den Beobachter fesseln, weil sie jene leidenschaftliche, zwischen Gegensätzen schwankende

Natur verrieth, welche dem Vulkan ähnlich ist, der stumm schweigt oder Vernichtung und Schrecken austobt. Solche Naturen haben etwas Katzenhaftes oder, um ein edleres Bild zu gebrauchen, sie erinnern an den Tiger, der sacht und unhörbar schleicht, der still seine geschmeidige Gestalt in dem Lager zusammenrollt und in indolenter Ruhe, in seinem brütenden Halbschlummer nichts als die harmloseste Trägheit verräth, bis er erwacht und mit einer plötzlich aufflammenden Wuth sich auf sein Opfer stürzt. — Vom Tiger hatten nun zwar unsere beiden Töchter des Südens wohl nicht viel und sicherlich weder den Blutdurst, noch die Gefährlichkeit; aber ihr Wesen mahnte eben daran, daß sie Geschöpfe desselben heißen Klima's seien, wie er.

Bahnesa bildete einen auffallenden Contrast mit ihnen. Ihre Gestalt war weniger voll, aber höher, schlanker, feiner. Ihr Wesen hatte das Gemessene und Gehaltene, welches nur ein gewisses Selbstbewußtsein giebt; es sprach eine angeborene Würde aus. Ihr Gesicht war vollendet schön; es hatte die ganze Regelmäßigkeit des griechischen Typus; Nase und Stirn wie aus Marmor gebildet; die Augen und das Haar braun, der feine, weiße Teint an den Schläfen von blauem Geäder durchschlängelt; corallenrothe Lippen, welche um desto mehr hervortraten, weil ihr Antlitz im Uebrigen wenig Farbe zeigte; so bildete sie eine Erscheinung, die den fesselndsten Reiz ausüben mußte, mochte

nun ein morgenländisches oder abendländisches Auge diese schöne Beute Graf Veit Trautson's zu bewundern Gelegenheit haben. Auch ihr Costüme unterschied sich von dem der andern beiden Mädchen. Auf ihren reichen kastanienbraunen Flechten trug sie einen kleinen rothen griechischen Feß. Ein griechisches Leibchen von violettem Seidenstoff umschloß ihre Büste, über einem faltigen bis zum Halse geschlossenen Untergewand von feinem weißen Linnen; der Rock floß in den hundert Falten nieder, welche charakteristisch sind an dem Cöstüme hellenischer Frauen.

Sie hatte sich erhoben bei dem Eintreten da Bojador's; sie ging ihm entgegen und reichte ihm ihre Hand hin. —

„Deine Schwestern sind sehr lustig!" hatte der Spanier beim Eintreten zu ihr gesagt.

„Nenne sie nicht meine Schwestern!" antwortete Bahnesa. „Sie sind nicht meine Schwestern!" Dabei flog über ihr liebliches Antlitz ein gewisser Ausdruck von Stolz und Selbstbewußtsein.

„Ich weiß, Bahnesa, nur Deine Schicksalsschwestern sind sie. Aber was treiben sie für Possen mit dem armen kleinen Burschen?"

„Sie nennen ihn ihren Harem-Stummen. Er muß ihnen zum Zeitvertreib dienen. Der kaiserliche Aga, in dessen Gewalt wir gefallen sind —"

„Graf Trautson."

„Graf Trautson also hat mir gesagt, daß wir Christinnen werden sollen. Ich habe es ihnen verdolmetscht. Nun haben sie ihren Stummen zu einem christlichen Mollah herausgeputzt und verlangen von ihm, daß er sie belehre und weihe.“

Da Bojador schüttelte lachend den Kopf. „Sie scheinen also nach der christlichen Taufe sehr begierig,“ sagte er. „Und Du, Bahnesa?“

„Ich bin ja getauft! Meine Eltern waren Christen. Sie gingen mit mir in ihren Tempel und lehrten mich das Kreuzeszeichen machen und die heiligen Bilder der Ikonostase küssen. Ein Kalogeros, der in ihrem Hause ein- und ausging, unterrichtete mich im Glauben. Da kamen die Türken und erschlugen meine Eltern und raubten mich, um mich nach Stambul zu bringen, wo der Pascha mich kaufen ließ, in dessen Harem ich auferzogen wurde.“

„Und die beiden Mädchen dort —?“

„Abla und Fatimeh.“

„Wurden Abla und Fatimeh auch in Constantinopel erkauft?“

„O, mit ihnen war es etwas anderes. Sie wurden nach ihrem eigenen freien Willen vor einem Jahre von ihren Brüdern aus Georgien nach Stambul gebracht und verkauft. Ich war erst sieben Jahre alt, als man mich gewaltsam raubte.“

„Und wie alt bist Du jetzt, Bahnesa?“

„Es sind zwölf Jahre verflossen seitdem: zwölf Jahre der Trauer und Gefangenschaft. Zwar der Pascha Suleyman war gütig gegen mich wie ein Vater; ich war das Licht seiner Augen, und was Niemand über ihn vermochte, das vermochte ich. Aber ich verlor den Gedanken nicht, daß ich eine Christin sei, daß ich aus hellenischem Stamme geboren und daß ich fern von meinen Freunden und von meinem Heimathland Metellino sei.“ —

„So freutest Du Dich wohl, als Ihr den kaiserlichen Kriegern in die Hände fielet?“

„Ja, ein Strahl der Hoffnung begann mir zu leuchten. Aber der Aga des Kaisers ist roher und schlimmer als der Pascha Suleyman es war!“

„Leider! Trautson ist ein hartgesottener Grobian!“

„Als er mir sagte, daß wir Christen werden sollten, und ich ihm einwarf, ich sei es bereits, und bitte ihn, daß er mich in meine Heimath sende, zu meinen Freunden, da versetzte er, ich sei noch schlimmer als die Moslim, ich sei eine griechische Ketzerin und ich müßte bekehrt werden wie die Andern. Ist Christ nicht Christ?“

„Nein, armes Kind. Es giebt griechische Christen und römische. Wir sind römische.“

„So seid es, und uns laßt griechische sein.“

Da Bojador schüttelte lächelnd den Kopf.

„Ich habe im Hause des Pascha's Suleyman meinen Glauben bewahrt," fuhr Bahnesa fort. „Wird man mir ihn im Hause des Christen nehmen wollen?"

„Ich fürchte es."

„Weshalb? Wenn man betet, so wird man rein wie die Blume; das Gemüth des Menschen schlägt in seine Blüthe aus. Ist es nicht gleich wie diese Blüthe sich gestalte, ob sie glühendroth sei wie die Sonne, die in's Meer niedersteigt, oder lichtblau wie der Mittagshimmel? Fängt die Rose Hader an mit der Lilie, weil diese weiß blüht und nicht purpurn gleich jener?"

„Ich kann Dir darauf nicht antworten, armes Mädchen," versetzte da Bojador auf diese Frage Bahnesa's. „Ich kann Dir nur sagen, daß Graf Trautson ein hartnäckiger und eigensinniger Gebieter ist. Aber Du weißt, daß ich Dein Freund bin, daß es mein lebhaftes Verlangen ist, Deine Wünsche zu erfüllen, die Dich in Dein Heimathland zurückziehen, und daß ich Alles aufbieten werde, um Deine Freiheit zu erwirken. Dagegen hast Du versprochen, mir folgsam zu sein und Alles zu thun, was ich Dir heiße, ohne nach dem Warum zu fragen!"

„Du weißt, daß ich Dir vertraue!" antwortete Bahnesa.

„Ich verdiene Dein Vertrauen — Du wirst es inne werden."

„Und der lächerliche kleine Mann, den ich auf Dein Geheiß meine Hand küssen lassen mußte?"

„Der kleine Mann, so lächerlich er ist, hat des Kaisers Ohr, und nun Du seine Gunst gewonnen, ist schon viel erreicht, holdes Kind. Aber wir müssen noch andere Männer, die dem Kaiser nahe stehen, gewinnen, daß sie für Dich beim Herrscher bitten. Wie ich sie geneigt dazu mache, das ist Tag und Nacht der Gegenstand meines Sinnens. Denn Tag und Nacht, das glaube mir, Bahnesa, bist Du der Gedanke, der mich begleitet. Noch steht bei mir kein Plan fest. Wenn es aber sein sollte, daß Herren dieses Hofes zu Dir kämen, so kannst Du annehmen, daß ich sie gesandt habe und Du wirst ihnen freundlich entgegenkommen, hörst Du?"

„Habe ich nicht dem kleinen Mann gegenüber gethan, was Du mich hießest?"

„Das hast Du. Er glaubt jetzt, Du liebst ihn und wird durch Feuer und Flammen für Dich gehen," antwortete da Bojador lachend.

„Aber das ist nicht die Wahrheit!" fiel Bahnesa erröthend und beinahe zornig ein.

„Mein gutes Kind, auf die Wahrheit kommt es hier nicht an; wenn man etwas durchsetzen will, muß man die Mittel, die zum Zweck führen, gebrauchen, nicht lange betrachten!"

Bahnesa schüttelte ihren feinen griechischen Kopf, aber sie unterdrückte die Entgegnung, welche auf ihrer Lippe schwebte. Sie wollte ihren Freund nicht durch Vorwürfe kränken.

Ihre ganze Hoffnung beruhte auf ihm. Seitdem er sie zum ersten Male gesehen, hatte da Bojador fast täglich unter der habgierigen Frau Afra schuldvoller Nachsicht im Pavillon Trautson's Besuche gemacht. Dabei hatte er so listig und so beredt seine Freundschaft, seine innige und uneigennützige Theilnahme an Bahnesa's Loose zu schildern gewußt, daß auch Jemand, der mehr Welterfahrung und Menschenkenntniß besessen, als das arme Griechenmädchen, dadurch getäuscht worden wäre. Sie war überzeugt, daß all' sein Dichten und sein Trachten darauf gerichtet sei, ihr die Freiheit und die Erlaubniß zu verschaffen, in ihr Heimathland zurückzukehren. Daß er auf's Edelmüthigste nichts Anderes beabsichtige, hatte er ihr hundertmal geschworen, ja er hatte es auch dadurch bewiesen, daß er ihr bereits die Geldsummen gezeigt, welche er ihr zum Geschenk für die Reisekosten bestimmt, so bald er die Nachricht, daß sie frei sei, bringen könne. Wie er diese Freiheit für sie erwirken wolle, darüber hatte Bahnesa keine bestimmten Vorstellungen. Sie wußte nur aus seinem Munde, daß Graf Trautson ein mächtiger Vezier des Kaisers sei, und daß es nicht leicht sein werde, einen Befehl des Kaisers

an diesen zu erwirken, seine Gefangene frei zu geben. Das, hatte nämlich da Bojador ihr gesagt, sei der einzige Weg, ihre Freilassung zu erwirken, und um auf diesem Wege Erfolg zu haben, müsse er bemüht sein, ihr noch einige Freunde zu gewinnen, welche seine Absicht unterstützten. Alles übrige überließ sie ihm, der ihr vom Himmel gesandt schien, ihre unverloschene Sehnsucht, zu ihrer hellenischen Muttererde zurückzukehren, endlich zu stillen. Sie verträumte unterdeß ihre Tage, indem sie sich die Bilder ihrer frühesten Kindheit, so viel davon in ihrem Gedächtnisse haften geblieben, heraufbeschwor. Sie hatte sich nicht gerade unglücklich gefühlt in ihrer früheren Lebenslage. In dem Harem eines türkischen Großen auferzogen, wo der üppigste Reichthum sie umgab, wohin die Vorstellungen von Arbeit, Mühe, Sorge nie gedrungen, wo nichts auftauchte, ihre Intelligenz zu wecken und auszubilden, hatte ihr auch der Gedanke nicht nahe treten können, daß es eine andere und würdigere Bestimmung für sie geben könne, als die, welche Muhamed's Gesetz und moslemitische Sitte der Frau bestimmen. Und doch hatte sie ein unbestimmtes Sehnen zurück in die Freiheit, in die Heimath, in sich gefühlt, das mit den Jahren nur gewachsen war. Sie hatte es gehegt, bis es wie eine süße und sanfte Schwermuth sich über alle Regungen ihres Geistes gelegt. Daß dieses Gefühl nicht mehr, daß es

nicht zu einem stachelnden Verlangen, zu einer verzehrenden Pein geworden, das hatte wohl am meisten der Umstand verhütet, daß nicht die mindeste Hoffnung auf eine Erfüllung sich zu dieser Sehnsucht gesellte, woran sie hätte erstarken können. Aber jetzt war dies anders geworden. Seit Bahnesa mit ihren beiden Schicksalsgefährtinnen trotz der Escorte, welche sie auf das Geheiß des Pascha Suleyman von Widdin nach Nissa überführen sollte, durch ein österreichisches Recognoscirungscorps aufgehoben worden war, seit sie sich in den Händen christlicher Glaubensgenossen befand, mußte ihr die Hoffnung der Freiheit aufleuchten. Seitdem standen die Bilder ihrer Kindheit auch mit verdoppeltem Glanze vor ihrer Seele. Sie gedachte der kleinen weißen Siedelei mit dem von Rebenlaub überdachten Treppenvorsprung, worin die Tage ihrer ersten Jugend so friedlich verflossen; sie gedachte des Baumhofs daneben, wo unter dem Schatten eines alten breitgipfeligen Maulbeerbaums ihre Mutter so emsig die Spindel gedreht, während sie selbst sich im Grase getummelt zwischen den Lämmern und der kleinen Ziegenheerde ihres Vaters. Sie gedachte des blauen unendlichen Meeres, über das so oft die Blicke ihres fröhlich leuchtenden Kinderauges geflogen, wenn sie um die Abendstunde die Felsen, die über der elterlichen Hütte emporragten, erstiegen und wenn die Sonne durch golden flammende Wolken in die purpurn aufglühende

Fluth des jonischen Meeres niedergesunken. Sie gedachte des Vaters und der älteren Brüder, denen sie beigestanden Trauben zu lesen an den Halden und Hängen der Berge; denen sie entgegengesprungen, wenn die Männer im leichten, von der Brandung geschaukelten Kahn vom Fischfang zurückkehrten an das Gestade ihrer heimathlichen Insel. Sie gedachte alles Dessen, dachte sein mit der Hoffnung der Rückkehr, und unbezwingbar wurde plötzlich ihre Sehnsucht nach dieser heimathlichen Insel in dem purpurnen Meere, mit dem blauen Himmel Joniens darüber.

Wie segnete sie nun die Stunden, wo sie von einer der Frauen des Pascha's Suleyman, welche fertig die im Orient weit verbreitete italienische Sprache redete, sich lernbegierig in einem Idiome unterrichten lassen, das ihr jetzt möglich machte, sich mit einem Beschützer zu verständigen, den ihr so offenbar der Himmel gesandt zu haben schien!

Achtes Capitel.

Von dem Spanier und seiner Freundin.

Am folgenden Tage hatte der Theil des Hofgesindes Sr. apostolischen Majestät, welcher durch seine Stellung das beneidenswerthe Vorrecht genoß, in alle Ereignisse des

innern Familienlebens des Kaiserhauses eingeweiht zu werden, eine höchst wichtige Neuigkeit zu verarbeiten. Bei dem Lever hatte der Kaiser in auffallender Weise dem jungen Herzog von Lothringen seine allerhöchste Ungnade zu erkennen gegeben; Majestät hatten dessen Frage nach dem durchlauchtigsten Befinden gar nicht zu erwidern geruht, und dem jungen Prinzen sodann in sehr ausdruckvoller und expressiver Art den Rücken zuzuwenden befunden.

Aber noch mehr: es waren auch Stimmen laut geworden — doch nein, laut geworden waren sie nicht; es waren nur flüsternde Stimmen gewesen, die es behauptet hatten — leise raunende Stimmen, die hatten zu verstehen gegeben, daß die älteste Erzherzogin mit ihrem durchlauchtigsten Vater eine Zwiesprache in der Morgenstunde, gleich nach dem Lever, gehabt und daß, als sie aus den innern Appartements „auf der Seite des Kaisers" wieder heraus gekommen, um ihre schönen blauen, sonst so stolz und muthig leuchtenden Augen ein röthlicher Schimmer gelegen; und daß sie doch, als sie sich am heutigen Morgen erhoben, von diesem bedeutsamen rothen Schimmer noch so frei gewesen, wie an dem fröhlichsten Tage ihres gottgesegneten und glückgekrönten Lebens.

Wenn nun auch, in den hastig gezischelten Unterhaltungen der Hofleute und Damen über diesen merkwürdigen Umstand, von manchen Stimmen der schwer wiegende Ein=

wurf erhoben wurde, daß diese auffallende Röthe ihren Grund in einer katharrhalischen Affection haben könne, so stand doch fest, daß der Leibarzt der Erzherzoginnen zu einer Consultation am heutigen Tage nicht berufen sei; und somit war allen den Vermuthungen und Deutungen freier Lauf gegeben, welche sich im Kreise der Hofgenossen naturgemäß an das merkwürdige Zusammentreffen zweier so inhaltschwerer Thatsachen knüpfen mußten.

Was konnte der junge, durch die allerhöchste Gunst bisher unveränderlich und unwandelbar ausgezeichnete Herzog verbrochen haben, daß er des Kaisers Wohlwollen so plötzlich verloren? Was konnte der Kaiser seiner geliebten Tochter mitgetheilt haben, daß sie Spuren einer so ungewöhnlichen Gemüthserschütterung verrathen, wie sie Niemand bislang an ihr bemerkt zu haben sich erinnerte? Standen die beiden Ereignisse in unmittelbarem Zusammenhang? Gewiß war es kein übereilter Schluß, wenn man diese Frage kühn mit einem Ja sich beantwortete. Dann aber durfte man auch bei diesem Schlusse nicht stehen bleiben. Noch andere Schlußfolgerungen ergaben sich dann, — zunächst die, daß es mit Franz Stephan von Lothringen's Hoffnungen und Aussichten schlecht stehen müsse: und in zweiter Reihe die, daß es doch nicht schlecht damit stehen könne, wenn er oder Etwas, das ihn beträfe, im Stande sei, die Wimpern Derjenigen zu röthen, um

deren Neigung er sich bewarb. Daß sie seinetwillen Thränen vergossen, das konnte sicherlich kein anderer der Bewerber um die Hand Maria Theresen's von sich behaupten! Das war aber auch etwas, was einen vorsichtigen Hofmann wohl zum Nachdenken bewegen konnte; und vielleicht lag darin der Schlüssel der sonst räthselhaften Erscheinung, daß trotz der Leverscene vom heutigen Morgen dennoch keiner der Herren, welche die Umgebung der allerhöchsten und höchsten Herrschaften bildeten, es heute an dem unterthänigen Empressement und der respectvollen Dienstbeflissenheit fehlen ließ, welche sie dem jungen Herzoge immer und allezeit an den Tag zu legen bestrebt waren!

Um die zehnte Stunde des Vormittags etwa begegneten sich der Viconde da Bojador y Roccaberti und Gräfin Juliane Bolagno in einem der Gemächer der Favorita.

Sie blickte ihn lange an, mit einem fragenden Blick, mit einem feinen Lächeln um die rothen, schwellenden Lippen. Da Bojador hielt diesen stummen Blick aus, ohne zu reden; nur blitzte ein stiller Triumph in den dunklen Augen, mit denen er den ihren begegnete.

„Nun?" sagte sie endlich.

„Ich hoffe, Sie sind mit mir zufrieden, Juliane!" entgegnete der Viconde flüsternd.

„Ist das — in der That, ist es Ihr Werk, ingenioso Hidalgo?"

„Zweifeln Sie daran?“

„Wenn Sie es mir versichern, — nein!“

„So versichere ich es Ihnen, Gräfin!“

„Aber sagen Sie mir um's Himmels willen, wie haben Sie es angefangen, — was ist eigentlich vorgefallen, — was hat der Kaiser wider unsern poverino? Und die Erzherzogin in Thränen, — wahrhaftig, Viconde, wenn das Alles Ihr Werk ist, so beuge ich mich vor Ihnen, so bewundere ich Sie, so —“

„Nun, sprechen Sie es aus, Gräfin Juliane, Sie Stern meines Herzens . . . .“

„So könnt' ich beinahe unserm heilig und theuer besiegelten Pacte untreu werden!“

„Ah,“ rief der Viconde da Bojador aus, und indem er rasch die Hand der schönen Gräfin erfaßte, drückte er einen glühenden Kuß darauf.

„Sie meinen doch den Artikel unseres Vertrages, welcher gewisse rosenfarbene, zärtliche, nur von einem grausamen und erbarmungslosen Herzen mit dem Bann belegte Gefühle ausschließt, meine allerholdseligste Contessa?“

Sie nickte erröthend.

„Nun, bei dem Worte halte ich Sie,“ sagte der Spanier, indem er versuchte, sie sanft an sich zu ziehen.

„Gemach, mein übermüthiger Senhor,“ rief die Dame

aus, sich ihm entwindend und einigermaßen entsetzt über ein Beginnen, welches für ihre bauschigen Röcke, für den zierlichen Toupeebau ihres Haares von den verhängnißvollsten Folgen hätte werden müssen. „So weit sind wir nicht. Ich habe gesagt: so könnt' ich beinahe unserm Pacte untreu werden, und dieses So hing von einem Wenn ab: wenn dies Alles Ihr Werk ist!"

„Wer hätte jemals bei einer Dame so viel systematische Philologie gesucht?!" scherzte da Bojador.

„Vielleicht finden Sie noch manches Andere, was Sie nicht in mir gesucht haben, — lassen Sie es sich gesagt sein!" antwortete Juliane lächelnd. „Aber bleiben wir bei der Sache —"

„Das heißt, bei der Liebe; Sie haben Recht, schöne Juliane," fiel da Bojador ein, indem er die Gräfin noch einmal an sich zu ziehen versuchte, — „ich bin völlig mit Ihnen einverstanden, bleiben wir bei ihr stehen."

Juliane Bolagno gab ihm einen ziemlich fühlbaren Schlag mit ihrem Fächer.

„Was strafen Sie mich, zürnende Juno, — ist die Liebe nicht die Sache, die eigentliche, die einzige, die Hauptsache bei den Frauen?"

Sie wandte sich schmollend ab, als wenn sie sich entfernen wollte.

„Sie sind von Ihrem kleinen Erfolg so schwindlig

geworden, mein unternehmender Senhor," sagte sie, „daß ich vorziehe, Sie da stehen zu lassen; es wäre denn, Sie versprächen mir, von nun an vernünftig zu werden und mir einfach, mit all' der Ehrfurcht in Blick und Haltung, welche einem wohlgezogenen Ritter seiner Dame gegenüber zukommt, Rechenschaft abzulegen."

„Man darf niemals jemand anders in sein Spiel blicken lassen — das ist eine alte Regel!"

„Den Gegner nicht — aber ich meine, wir spielten zusammen, auf halb Part!"

„Halb Part? Haben Sie überlegt, was Sie sagen, holde Juliane? Halb Part gilt bei Gewinn und auch — bei Verlust!"

„Bei Verlust? Nein. Das wissen Sie ja, wenn Sie die Partie verlieren, so habe ich nichts damit zu schaffen, nichts mit dem Spiel und nichts mit dem Spieler!" antwortete lachend die Gräfin.

„Also vollständig wie der Löwe treten Sie in die Gesellschaft. Und da ich längst weiß, daß Sie ein Tigerherz, haben, ..."

„Lassen Sie diese Complimente aus dem Thierreich, bis wir einmal in die Menagerie zu Schönbrunn kommen, denn hier ist meine Phantasie nicht stark genug, sich all' die Ungeheuer vorzustellen, mit welchen ich mich revanchiren

könnte. Entschlüpfen Sie mir nicht immer, sondern sprechen Sie endlich."

„Rede ich nicht in Einem fort, um Sie in dem glücklichen und dreimal gesegneten Vorhaben zu bestärken, den verhängnißvollsten Artikel unsres Pacts zu beseitigen? Was kann ich mehr thun? Soll ich Ihnen auf den Knien schwören, daß ich der Glücklichste aller Sterblichen dadurch würde?"

„Ganz wie Ihnen beliebt," versetzte Gräfin Juliane spöttisch. „Zieht Ihr Gefühl Sie auf die Knie, so bin ich die letzte, welche so unbescheiden wäre, von Ihnen zu verlangen, daß Sie dem Drange Ihres Herzens Gewalt anthun sollen. Sie können aber auch stehen bleiben, wenn es Ihrem stolzen castilianischen Knie Ueberwindung kostet, sich zu beugen. Die Hauptsache ist, daß Sie meine Neugier nicht länger auf die Folter spannen. Beichten Sie. Was haben Sie eingefädelt? Weshalb zürnt der Kaiser auf Lothringen, was kann er der Erzherzogin gesagt haben, das dieser Thränen auspreßte?"

„Halb Part auf Gewinn und auf — Verlust?"

„Nein!"

„So rede ich auch nicht!" antwortete da Bojador.

„Aber wenn ich vor Begierde brenne, dies Wie zu erfahren? Wenn ich nicht allein darum bitte —"

„Bitten Sie nicht. Ich könnte die Bitte nicht erfüllen.“

„Und weshalb nicht, wenn es Ihnen gefällig ist?“ entgegnete die Gräfin ernstlich gereizt.

„Weil ich es mir geschworen — weil ich den Aberglauben habe, daß kein Plan gelingt, von dem man vor dem Endergebniß plaudert — weil —“

In diesem Augenblick wurde das Zwiegespräch des seltsamen Paares unterbrochen. Die Flügelthür des Gemachs wurde sehr geräuschvoll geöffnet und Baron Klein trat ein, mit den auf hohen rothen Absätzen ruhenden Schuhen krächzend wie ein ganzes Nest voll junger Staare.

„Herr Viconde — der Kaiser verlangt nach Ihnen!“ sagte er.

Da Bojador schien diese Unterbrechung durchaus nicht unangenehm. Er machte eine tiefe Verbeugung vor der Gebieterin seines Herzens und verließ rasch, von dem Baron geleitet, das Gemach.

Die Züge der schönen Gräfin entstellten sich durch einen Ausdruck von bitterbösem Aerger, während sie dem schnell davon Eilenden nachblickte. „Welch' triumphirend spöttisches Lächeln aus seinen Augen blitzte, daß er mir so durchgehen konnte,“ sagte sie für sich. „O mein Herr Viconde, ich finde Sie impertinent übermüthig geworden, und das verlangt eine Züchtigung ernster Art. Ja, glauben

Sie, mein stolzer Senhor, ich werde Mittel finden zu dieser Züchtigung."

Damit verließ auch Juliane das Gemach, um sich in ihr Zimmer, das zu den Apartements der Erzherzogin gehörte, zurückzuziehen.

Sie fühlte sich tief verletzt. Ihre weibliche Eitelkeit war grausam verwundet. Sie grübelte darüber, auf welche Weise sie da Bojador es empfinden lassen solle, wie schmerzlich seine Zurückhaltung den Gegenstand seiner Anbetung kränke. Ein Plan nach dem andern wurde gemacht und verworfen, während sie wie die zürnende Juno, welcher der Spanier sie verglichen hatte, in ihrem Wohnzimmer auf- und abschritt.

Sie blieb zuletzt bei dem stehen, was einer gereizten Frauenseele bei solchen Gelegenheiten immer das nächstliegende sein wird. Sie wollte ihn eifersüchtig machen. Eifersüchtig — in der That, war das nicht auch das Empfindlichste, was sich für einen Spanier ersinnen ließ? Keine Frage — an seiner wundesten Stelle mußte das ihn fassen — es kam nur auf ein passendes und unschädliches Individuum an, welches sich gutmüthig als Strafinstrument für den Herrn Viconde da Bojador verwenden ließ. Juliane Bolagno dachte an den jungen Clam-Gallas, den sie oft bei Hofe sah, weil er Jagdjunker war; an den Lieutenant in der Arcieren-Leibwache, den Grafen Chotek, der

so schwärmerische blaue Augen hatte, welche gewiß nichts besseres verlangten, als den kokettirenden Blicken eines Hoffräuleins zu begegnen, wenn er, während der Kaiser tafelte, säulengleich unbeweglich mit seinem Espонton neben dem Büffet paradirte. Clam-Gallas freilich war hübscher und amusanter — er hatte eine Zunge, welche sich für die Augenblicke, wo die Gegenwart des allerhöchsten Hofes und der Respect sie band, durch eine wunderbare Geläufigkeit zu entschädigen wußte, sobald er nicht im Dienste war. Allerlei lustige Bonmots von ihm gingen unter den Hoffräulein um; einige von den letzteren schienen auch sehr tief und genau in gewisse Pagenstreiche eingeweiht, die man ihm nachsagte — aber gerade deshalb schien dies Terrain etwas bedenklich. Man wußte ja nicht, ob man nicht in ein bereits occupirtes Gebiet sich verirrte, in welchem unbekannte Gefahren lauerten! Und bei Chotek war das am Ende nicht viel anders — Chotek's blaue Augen waren in der That viel zu schwärmerisch, als daß sie nicht längst irgend eine magnetische Kraft auf die Herzensregungen einer eindrucksfähigen jungen Dame hätten üben sollen! — Gräfin Juliane Bolagno verwarf sie endlich beide.

Sie beschloß, die Sache lediglich dem Zufall anheim zu stellen. Sie beschloß, mit dem ersten besten Cavalier, der ihr in Gegenwart da Bojador's eine Aufmerksamkeit

erweisen werde, auf das augenscheinlichste zu kokettiren! Das, dachte sie, werde hinreichen, ihn zu strafen und ihn dahin zu bringen, Alles, auch seine Geheimnisse daran zu wenden, um nur ihre Gunst wieder zu erlangen. —

Neuntes Capitel.

Vom Grafen Veit Trautson.

Als der Viconde da Bojador an der Seite des Barons Klein das Gemach verlassen hatte, worin er eben die Unterredung mit der Gräfin Juliane gehabt, hielt ihn der kleine Mann am Aermel fest.

„Ich habe den Kaiser noch gestern Abend gesprochen," flüsterte er, sich auf den Zehenspitzen erhebend, um des Spaniers Ohr zu erreichen, und mit einem eigenthümlichen Spiel seiner sehr beweglichen Gesichtsmuskeln.

Da Bojador nickte ihm lächelnd zu.

„So ist's recht, Klein," erwiderte er — „ich wußte ja, daß Sie nicht viel Umschweife machen würden. Und was sagte der Kaiser?"

„Sie machten ein äußerst ungnädiges Gesicht, die

Majestät, blickten mich eine Zeitlang mit gerunzelter Stirn an und dann geruhten Sie huldreichst zu sagen:

„Woher weiß Er das, Knirps?"

„Majestät, ich habe die Türkinnen in Trautson's Pavillon mit meinen eigenen Augen gesehen," antwortete ich.

„Darauf wandten sich Seine Majestät ab, schauten eine Weile stumm durch's Fenster, kamen dann zurück, durchbohrten mich wieder allergnädigst mit ihren Blicken und geruhten endlich huldreichst mich mit den Worten zu entlassen:

„Scher' Er sich fort, Klein. Halt Er's Maul. Will nichts wissen. Was, packt Er sich nicht?"

„Vortrefflich," versetzte da Bojador. „Also der Kaiser wurde offenbar betroffen, und dann eben so offenbar zornig?" —

Der Kleine nickte mit dem Kopfe. „Offenbar," sagte er. „Der lockere Zeisig..."

„Wenn Sie von Zeisig reden, so hat man darunter wohl einen gewissen anderen lustigen Vogel zu verstehen?"

„Das hat man," antwortete Klein lachend. „Sie dürfen dabei auch an eine hochfliegende, lothringische Lerche*) denken — also die Lerche oder der Zeisig — es ist all' eins — wird es erfahren haben. Ich denke, die Passage ist frei

*) Fünf Lerchen bilden das Wappen von Lothringen.

von heute an, in den Pavillon der Schönheit und des Entzückens! Sehe ich heute endlich — Sie wissen, wen ich meine?"

„Teufel, Klein, Sie gehen mit wahrhaft unwiderstehlicher Verwegenheit im Sturm auf Ihr Ziel los," versetzte da Bojador und schien einer directeren Antwort ausweichen zu wollen, denn er schritt, um in die Gemächer des Kaisers zu kommen, so eilig daher, daß sich Klein mit seinen kurzen Beinchen längst in Trab gesetzt hatte, um ihm nur zur Seite zu bleiben. — Klein hielt ihn endlich verschnaufend am Arme zurück.

„Nun, antworten Sie mir, Senhor Viconde. Heute Abend, hoffe ich, führen Sie mich ein bei der himmlischen Schönheit, daß ich ihr meine Huldigungen darbringe. Mein Anzug ist parat. Ich habe einen Capitalmenschen von Schneider. Er hat die ganze Nacht durch gearbeitet." —

„Der arme Schneider! Hatte es denn solche Eile?" fragte da Bojador spöttisch.

„Soll ich mich etwa noch länger gedulden? Keinen Tag mehr, keine Stunde mehr, das schwöre ich Ihnen."

„Sie verlangen unmögliche Dinge! Lassen Sie mich jetzt. Sie wissen, daß ich die höchste Eile habe, weil der Kaiser mich befohlen hat!"

Und damit schritt der Viconde da Bojador durch das letzte der Gemächer, durch welche ihn sein Weg führte, einer kleinen offenstehenden Säulenrotunde zu, welche unmittelbar vor dem Wohngemach des Kaisers sich befand. Sie diente einem Hartschier, der hier auf Posten stand, zum Aufenthalt, gewöhnlich auch einem Paar Officianten, Ordonnanzofficieren niedern Ranges und einem oder dem andern Bediensteten. Zur Linken von dieser Rotunde aus, öffnete sich eine Thüre, welche in das Gemach der Kammerherren, der den Dienst habenden Officiere, der Hartschier- und Trabanten-Wache und der aufwartenden Pagen führte. Rechts von der Säulenhalle blickte man durch eine rundbogige unverschlossene Oeffnung in einen Corridor hinab, an dessen Ende eine Treppe zur Erleichterung des Dienstes, „un escalier de service," in das untere Stockwerk führte.

In dem Vorgemach, durch welches da Bojador, aus dem Innern des Schlosses kommend, mit Klein schritt, ging ein Stabelmeister in schwarzer Tracht, den Degen an der Seite und den silberbeschlagenen Ebenholzstab in der Hand, seines Dienstes wartend, auf und ab. Da Bojador hatte als wirklicher, im Dienst befindlicher Kämmerer das Recht, von dem Vorgemach der Kammerherren und Pagen aus, unangemeldet in die Wohnräume der Majestät zu treten. Der Stabelmeister beachtete ihn deshalb nicht;

dem kleinen Baron gab er jedoch einen Wink mit seinem Stabe.

„Nicht eintreten!“ sagte er mit einem befehlerischen Tone, der genugsam andeutete, daß Baron Klein sich einer nennenswerthen Hochachtung von Seiten des subalternen Hofgesindes entweder nie erfreut oder daß er sie längst entschieden verscherzt hatte.

„Lassen's mich ein, Herr von Lederer,“ versetzte Klein, „ich habe dem Kaiser etwas zu sagen.“

„Der Kaiser will aber nichts von Ihm hören!“ entgegnete doppelsinnig der Herr von Lederer.

Klein ergab sich in sein Schicksal; mit Herrn von Lederer war, wenn er sein letztes Wort gesprochen, nicht zu spaßen, und sein Amtsstab war ein gefürchtetes Ding. „Les petites entrées“ zu allen Tagesstunden und Zeiten hatte der kleine Baron ja nicht; so machte er denn gute Miene zum üblen Spiel und wandelte in dem Vorgemach des Stabelmeisters auf und ab, um mit da Bojador weiter zu reden, sobald dieser vom Kaiser zurückkomme. Er hätte in das Vorzimmer der Kämmerer treten und dort eine heitrere und anregsamere Gesellschaft finden können, als die des Herrn Stabelmeisters; aber er liebte diese gewöhnlich von einigen Pagen bevölkerte Region nicht; der Muthwille der jungen Leute war durch die Nähe der Majestät wohl ein wenig gedämpft, aber nicht erstickt, und Baron

Klein hatte Beispiele erfahren, welche ihm den Umgang mit ihnen überall nicht wünschenswerth erscheinen ließen. So setzte er sich endlich still in eine Ecke, auf die an der Estrichwand entlang laufende Bank, und ließ seine Beinchen hin und her baumeln, bei welcher Unterhaltung er den Vortheil genoß, daß sie nicht die Länge hatten, um in eine hinderliche Reibung mit dem Fußboden zu gerathen.

„Herr von Lederer," begann er nach einer Weile, als er dieser Beschäftigung und des Schweigens überdrüssig wurde.

„Was schaffen's, Herr von Klein?"

„Wie befindet sich die Frau Eheliebste?"

„Dank für die gütige Nachfrage. So passabel."

„Ich glaub', Herr von Lederer, Sie haben ein Söhnlein!"

„A Sohn? Ach was, zwo san's!"

„Zwei? Schau, schau! Der Herr Lederer! Groß?"

„Nit gar. Ihnen bis unter d'Achsel gehen's schon!"

„Nun, Herr von Lederer, wenn sie nur so groß werden wie ich, kommen sie schon durch die Welt."

„Ja, durch die Welt kommt man freili besser, wann man so groß ist wie der Herr von Klein. Denn findet man kein Nachtquartier auf der Reis' — ei, so nimmt man seine Tabaksdosen und legt sich hinein — da hat man gleich a Bettstatt!"

Klein überhörte großmüthig den Witz des Stabelmeisters. „Auf die Kindtauf hätten's mich aber laden können, Herr von Lederer!“ fuhr er fort.

„I, du mein, da hätten's just noch gefehlt! Nicht ausgekännt hätt' man sich und d' Wartfrau hätt' Sie am Ende auch noch dem Herrn Pfarr' zum Taufen vorgehalten!“

„Hören Sie auf, Herr von Lederer, mit den schlechten Späßen. Ich sage Ihnen, es schadet nichts, wenn man ein paar Zoll weniger hat, wie die andern Leute. Die kleinsten sind oft die gescheutesten. Ich und der Prinz Eugenio sind zwar nicht so lang, wie der große Riese Schlagododro, den man in Regensburg an die Wand gemalt hat. Aber gute Köpfe sind wir doch, Herr von Lederer, das lassen Sie sich nur sagen!“

„Sie und der Prinz Eugenio?! Nun ja, einen kleinen Verdruß haben's alle Beid', das ist richtig; und wenn die Gescheutheit darin sitzt, dann möchten's am End' freili noch ein klügerer Herr sein als der Prinz.“

„Von der Klugheit will ich nicht reden, Herr Stabelmeister,“ fuhr Klein fort, indem er durch imponirende Haltung und Ton der Rede die Neigung des Herrn von Lederer, schlechte Späße zu machen, zu unterdrücken suchte. „Bei dem Mann kommt es auf die Tapferkeit an. Darauf

allein kommt es an. Sehen Sie, mein Herr von Lederer, als wir Belgrad stürmten, da hätten Sie mich sehen müssen."

„Waren's denn dabei? Sie?"

„Nun gewiß war ich dabei. Der erste auf den Mauern wär' ich gewesen — aber das wußte man wohl voraus und weil man mir es nicht gönnte, hatte man die Sprossen an den Sturmleitern so verdammt weit auseinander gemacht, daß ich nicht hinauf konnte! Ja, ja, sie wußten wohl, wer sonst zuerst oben gewesen wäre!"

„Nun lassen's mich aus, Herr von Klein. Sie san a Windmacher, san's; nimmt mich halt Wunder, daß Sie nicht längst schon weggeweht sind von Ihrem eigenen Wind!"

Der tapfere Baron zuckte die Achseln und begann den Herrn von Lederer durch sein Schweigen zu strafen.

Indessen hatte da Bojador das Wohngemach des Kaisers betreten. Dasselbe war charakteristisch für die Persönlichkeit seines Inhabers. Es war ziemlich geräumig, nicht sehr hoch, wie es alle Gemächer in der Favorita nicht waren, kühl, und durch breite, schwere Fenstervorhänge von gepreßtem Leder, mit großen goldenen Blumen darauf, stark verdunkelt. Auch die Wände waren mit braunen Ledertapeten bekleidet; dieses Vorherrschen einer dunklen Farbe erstreckte sich bis auf die zwei großen Gemälde, die einander gegenüber an den Wänden hingen und biblische

Vorgänge darstellten. Sie gehörten nämlich der spanischen Schule an, jener durch ihre auffallende Vorliebe für düstere Tinten bekannten Kunstrichtung, der wir die schwarzen Zurbarans und Ribeiras verdanken. Die Rahmen bestanden aus geschnitztem und dunkel gebeiztem Eichenholz; eben so waren alle Möbel, die Tische, die Sessel mit den hohen Rückenlehnen, das mit schwarzbraunem Leder überzogene Ruhebett, die wuchtigen Tischgestelle mit den schweren Marmorplatten darauf, aus dunklem und einfach gebeiztem Eichenholze verfertigt. Das schöne und kunstreiche Schnitzwerk war der einzige Schmuck aller dieser Geräthe. Vergoldungen, glänzende Farben fehlten; der Fußboden war ohne Teppich, jetzt, wie er es auch im Winter in den kaiserlichen Appartements war.

Kaiser Karl der Sechste stand in der Mitte des Raumes, neben einem mit Papieren, Schreibmaterialien, Büchern bedeckten Tische; sein Aeußeres haben wir bereits beschrieben. Er war eine Gestalt von mittlerer Größe, aber nicht mehr „schmal von Leib und Beinen," wie ihn einst ein Zeitgenosse beschrieb, der ihn in seiner Jugend sah. Nun war er zu einer ansehnlichen Fülle gediehen; sein Gesicht war lang, die Nase sehr regelmäßig gebildet, fast gerade, das Ganze aber unschön durch die hängenden Wangen und Lippen; die Augenbrauen waren bereits stark mit Grau gemischt, die Augen groß, braun, sehr ruhig, fast ausdrucklos

starrend. Ein unerschütterlicher Ernst thronte auf diesem kaiserlichen Antlitz, das ja niemals in seinem Leben sich in die heitern Züge eines Lachenden verzogen haben soll. Die große Allongeperrücke diente nur dazu, ihm noch mehr das Gepräge feierlichen Ernstes und imponirender Würde zu geben. Seine Kleidung, die schwarze spanische Tracht, war ohne weiteren Schmuck, als der Schnallen mit großen Diamanten, welche an den Knien und auf den schwarzen, vorn stumpf abgeschnittenen Schuhen von Corduan glänzten.

Zwei Herren, der eine im reifen Mannesalter, der andere bereits ein vollkommener Greis, standen vor ihm. Der erstere war eine gedrungene, auffallend breitschulterige Gestalt auf kurzen stämmigen Beinen, mit blondem, ungepudertem, natürlichem Haar d. h. ohne Perrücke — mit einem Gesichte, von dem sich nicht viel Anderes hätte sagen lassen, als daß es ein deutsches, derbes Soldatengesicht sei, wenn ihm nicht eine ganz fabelhaft große und stark geröthete Nase entschieden eine von wenig Sterblichen in diesem Maße getheilte Auszeichnung gegeben hätte. — Er trug Uniform — die noch nicht bis auf's knappste Maß zusammengeschrumpfte Uniform der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, welche noch die vollen Spuren ihrer Abstammung von den kleidsamen und malerischen Soldatentrachten des dreißigjährigen Krieges aufwies, und von

jener weißen Farbe, die einst das unterscheidende Merkmal der Truppen katholischer Staaten war.

Der Herr in der Uniform war — der Leser hat ihn längst erkannt — General Graf Veit Trautson, welcher die erste Audienz bei der Majestät hatte, seitdem er von seiner Inspectionsreise im Banat und in den Grenzlanden zurückgekehrt war.

Neben ihm stand eine ganz eigenthümliche und auffallende Persönlichkeit, die, von der wir gesagt haben, daß sie dem völligen Greisenalter angehörte. Es war ein kleiner Mann mit hohem Rücken, eine Gestalt, der man auf den ersten Blick ansah, daß sie irgendwo im Süden daheim sein müsse. Das hagere Gesicht war durch eine merkwürdig lange leicht gekrümmte Nase entstellt und von zarter gelblich brauner Farbe. Die Augen waren schwarz und klein, aber ganz außerordentlich lebhaft; ihr Feuer hatte etwas Durchdringendes, das in der Seele Jedes, der vor ihm stand, schien lesen zu können und wie unwiderstehlich hinein flammte, — ein Flammen, sagte man wenigstens, hätten alle Frauenherzen empfunden, diesem magischen Augenpaar gegenüber — damals, heißt das, als noch die Jugend aus ihm leuchtete!

Mit Ausnahme dieser zauberischen und elektrisirenden Augen verrieth die kleine Gestalt jedoch weder viel Geist, noch irgend etwas Ungewöhnliches. Im Gegentheil, dieses

Gesicht mit einer Nase, die an eine Pferdenase erinnerte, sah eigentlich einfältig aus, wenn sich, wie es gewöhnlich der Fall war, die Augen an die Decke hefteten, und die Hand mit hastiger Bewegung einmal über das andere in die Westentasche fuhr, um den Spaniol herauszuholen, zu dessen Aufbewahrung die Tasche diente, wie später bei dem großen König von Preußen.

Der Umstand, daß das Aeußere des alten Männleins, genannt „das Capuzinerl,“ nicht schöner und einnehmender war, wird unseren Lesern sehr geringfügig erscheinen, und kaum der Mühe werth, daß wir dabei verweilen. Der alte Mann ist seit mehr denn hundert Jahren todt. Er wäre auch heute von der Welt so ziemlich vergessen, wenn nicht dann und wann ein ehrlicher Handwerksbursche, der allein seiner Straße wandelt und sich das Herz mit einem kräftigen deutschen Liede aufzuheitern begehrt, ihn wieder aufleben ließe in den Versen eines kriegerischen Gesanges, dessen derbe Reime aus dem alten dacischen Donaulande herüberklingen, wie das Klirren christlicher Streitäxte und Kolben auf saracenische Schilde, oder krummer Türkenschwerter auf kaiserliche Reiterhelme. Er ist todt, wie der alte Adler mit zwei Köpfen und Karoli Magni Krone auf jedem, der plötzlich wieder so furchtbare Krallen bekommen hatte, als dies alte Männlein ihn in die Hand nahm und im Felde fliegen ließ. Denn dieser alte zerzauste Adler,

der auf seinen Schwingen einmal wieder — und zum letzten Male — die ganze Herrlichkeit des heiligen Reiches glänzend und stolz emportrug und wie von frischem jugendlichem Heldenmuth berauscht von Sieg zu Siegen flog — er hätte wohl nie diesen glorreichen Aufschwung genommen, sondern altersschwach die träumenden Augen zum ewigen Schlummer geschlossen, hätte nicht das „Capuzinerl" des Kaisers trutzig Federspiel auf seine Faust genommen und seine Flüge geleitet. Daß aber dies geschah, daran war nichts andres Schuld als daß „das Capuzinerl" eine wahre Pferdenase hatte und die dreisten schwarzen Augen, die auch einem Könige keck und fest in's Gesicht blickten. Daher kam es ja, daß Ludwig XIV. von Frankreich sagte, dies Gesicht sei ihm fatal und daß deshalb „das Capuzinerl" aus Frankreich fort ging mit den Worten: er werde wieder kommen, aber mit dem Degen in der Faust, und daß er darüber der Diener, der Feldherr, der Hort Oesterreichs und des deutschen Reichs wurde.

Das alte Männlein hieß mit seinem richtigen Namen Eugen, Prinz von Savoyen und Piemont, römisch-kaiserlicher General der Infanterie und des heiligen römischen Reichs Feldmarschall. „Das Capuzinerl" nannten ihn seine Soldaten, von wegen des kapuzinerbraunen Ueberrocks, den er zu tragen pflegte, wenn er im Felde war.

Der Kaiser hörte Veit Trautson's Bericht über dessen Dienstreise an. Dieser setzte etwas breit und ruhmredig seine Leistungen auseinander. Karl VI. hörte ihm mit der impassibeln Miene zu, welche bei ihm stereotyp war; um Eugen's Lippen spielte etwas wie ein satyrisches Lächeln. Endlich unterbrach der Kaiser den Redefluß seines Generals:

„Es ist gut, Trautson," sagte er; „ich danke Ihm."

Trautson verbeugte sich.

„In gar keine Händel mit den Türken gerathen?" fragte der Kaiser weiter.

„Hab' schon danach ausgeschaut, Majestät — aber war nichts anzustellen — sie hielten sich sauber jenseits."

„Also hat es auch keine Beute gegeben?" Bei dieser Frage schien das Auge des Kaisers doppelt ernst auf den berichterstattenden General gerichtet.

„Beute? Nein, Majestät, von Beute war da nichts zu sehen, ausgenommen ein armes Ganserl oder Hähndl, was den Leuten über den Weg lief!"

Der Kaiser nickte Trautson zu, um ihm anzudeuten, daß die Audienz zu Ende. Seine Züge zeigten dabei dieselbe von keinem Anflug von Freundlichkeit erhellte Starrheit; dem Prinzen Eugen, der als Hofkriegsraths-Präsident Trautson zur Audienz begleitet hatte, reichte er die

Hand zum Kusse und nickte ihm ein huldvolles: „Behüt' Gott, Euer Liebden!" zu.

Die beiden Kriegsmänner entfernten sich.

Da Bojador hatte während dessen harrend an der Thür gestanden. Auf einen Wink des Kaisers trat er jetzt näher heran. „Den Dienst heut, Viconde?" fragte Karl VI.

Der Spanier verbeugte sich.

„Wir entheben Ihn dessen. Wir haben einen andern Auftrag für Ihn. Trautson besitzt in der Wieden einen Lustgarten? ..."

„Zu Befehl, Majestät," antwortete der Spanier, nicht ohne all sein Blut zum Herzen zurückströmen zu fühlen und leicht die Farbe zu wechseln.

„Begebe Er sich dahin, Viconde da Bojador. Es ist uns von gewisser, jedennoch nicht ausgemacht zuverlässiger Seite berichtet worden, wie daß in dem Sommerhaus des besagten Lustgartens eine befremdliche und aus der Maßen anstößige Gesellschaft von drei jungen Geschöpfen einquartirt sei, so der Trautson aus dem Grenzlande mit sich herein gebracht, und daß diese Geschöpfe von etzlichen aus den Hofleuten oder andern Cavalieren zu ihrer Kurzweil besucht würden. Sollte ein solches ungehöriges und anstandwidriges, von uns mit höchster Ungnade zu vermerkendes Wesen und Treiben, wie wir doch nicht annehmen

mögen, alldorten in Wahrheit bestehen, so würden wir uns gemüssigt finden, ihm ein schnelles Ende zu setzen. Was Maßen aber die Sache uns von einem Individuo zugetragen ist, dem wir Zuverlässigkeit und strikte Genauigkeit seiner Angaben nicht allerdings zuschreiben dürfen — so befehlen wir Ihm, da Bojador, diese Angaben im Stillen und Geheimen zu prüfen, auf daß durch eine offene Untersuchung nicht der Trautson, falls er ungerechter Weise bei uns verschwärzt worden, sich in seiner Ehre gekränkt fühle und uns mit seinen Klagen darüber angehe, wir auch nicht gemüssigt wären, zu seiner Satisfaction, den Denuncianten in scharfempfindlicher Weise zu bestrafen."

„Nun gehe Er. Wir haben gnädiglich Ihm dies Commissorium zu übertragen befunden, dieweilen wir Ihn, Viconde, als einen gewandten und verschwiegenen Mann betrachten, der als nicht in unsern hiesigen Erblanden daheim, gegen die andern zu unserm höchsten Hofstaate gehörigen Signori am Besten — und darum wollen wir Ihn denn auch nachdrücklichst ersucht haben — am Besten wird wissen, das Maul zu halten."

Mit diesen Worten, deren Derbheit vielleicht zum Theil auf Rechnung des Verdrusses kam, den Karl VI. darüber zu empfinden begann, daß er eine so lange Rede halten mußte, um sich verständlich zu machen, nickte er da Bojador das Zeichen, daß er entlassen sei, zu.

Da Bojador verbeugte sich tief:

„Eurer kaiserlichen Majestät danke allerunterthänigst für dies Vertrauen. Könnte schon jetzt die Gnade haben — —“

„Was kann Er schon jetzt?“

„Den Eurer kaiserlichen Majestät submissest gemachten Bericht über diese Affaire dahin zu bestätigen —“

„Bestätigen? Weiß Er schon darum? Ist dies Scandalum allbereits ruchbar?“

„Majestät halten allerhuldreichst zu Gnaden, ich kann nur das bestätigen, daß ich selber, zufällig des Weges durch die Wieden daherkommend, vor dem Lusthause Trautson's drei Sänften bemerkt habe, von der Beschaffenheit, wie sich deren das reisende Frauenzimmer bedient.“

„Hat Er? Ei! Ei! —“

„Möglich jedoch, daß es blos dieser Umstand gewesen ist, welcher zu einem, für die Ehre und Reputation eines getreuen und langerprobten Dieners Euerer Majestät nachtheiligen und calumniösen Gerüchte den Anstoß gegeben hat.“

„Nun, das eben geh' Er zu untersuchen, Viconde.“

Damit wiederholte der Kaiser das Zeichen der Entlassung und da Bojador entfernte sich in einem Zustande nicht geringer Aufregung. Eigentlich frohlockte er innerlich — eine bessere, eine glücklichere Wendung, wie diese

unverhoffte, hätte die ganze Angelegenheit, die er eingefädelt, ja gar nicht nehmen können: jetzt war sie ganz in seine Hand gelegt — zu dem A, welches er vor Klein gesagt, durfte er nur mit frecher Stirn das B vor dem Kaiser sagen — er durfte nur fallen lassen in seinem zu erstattenden Bericht, daß er den Herzog von Lothringen in Trautson's Sommerhaus ein- und ausgehen sehen, und bei dem ernsten sittenstrengen Monarchen war der junge Fürst für ewig und immerdar als Schwiegersohn unmöglich geworden!

Aber — den Kaiser so frech zu belügen, dazu reichte des Spaniers edle Dreistigkeit doch nicht ganz aus. Es war zu viel verlangt von einem Hofmann, aufgewachsen in Ehrfurcht und Scheu vor der Majestät des gesalbten Herrn und Herrschers! Und mochte er noch so sehr ein weites Gewissen haben, noch so sehr, wenn er mit südlicher Lebhaftigkeit einen Zweck verfolgte, in leichtsinniger Ruchlosigkeit sich der Mühe überheben, den moralischen Charakter der Mittel zu untersuchen, zu welchen er griff: eine freche Lüge vollständig aus dem Aermel zu schütten: eine Lüge, welche einem so hochstehenden, untadeligen, bisher von der vollen Sonne der kaiserlichen Huld und Gnade beschienenen jungen Fürsten das Leben vergiften, die gehoffte Zukunft verderben, ihm vielleicht, wenn er die Dame seines Herzens, der er „diente" — wie der chevalereske

Ausdruck der Ritterzeiten war — aufrichtig und wirklich liebte, das Herz brechen mußte — nein, so hoch verstieg sich da Bojador's unternehmende Keckheit nicht.

D'arte et inganno
Si vive mezzo l'anno;
D'inganno et arte
Si vive l'altera parte,

sagt Macchiavelli und der Viconde war ganz der Mann dazu, solchen trefflichen Spruch als seine Wappendevise anzunehmen. Aber hätte er auch die nöthige Kühnheit besessen — er mußte sich sagen, daß es unklug, weil gefährlich sei, so zu handeln.

Bei der Art und Weise, wie er seine Intrigue eingefädelt, hatte er bis jetzt eine Deckung und einen schützenden Schild an der halben Verrücktheit Klein's gehabt. Auf Klein hätte er bei einem üblen Ausgange Alles wälzen können — Klein war ein Aufschneider, ein Lügner, Klein zu mystificiren war allgemeines Privilegium des gesammten kaiserlichen Hofhalts bis auf den Ofenheizer und den Parketreiber hinab. Jetzt aber würde der Viconde für eigene Rechnung und Verantwortlichkeit gehandelt haben. Welche Ausrede gab es für ihn, wenn er über das Ergebniß seiner Untersuchung dem Kaiser einen unwahren Bericht abstattete, und wenn hinterher auf irgend eine Weise entdeckt würde, wie er das allerhöchste Vertrauen

schmachvoll mißbraucht habe? Nein — er konnte es nicht wagen. Die Sache mußte vorsichtiger angefangen, es mußte die Bestätigung der Anklagen Klein's durch eine dritte Person vor den Kaiser gebracht werden. Wer aber sollte dies sein? Wer war noch da, der im Stande, sich so leicht und schnell wie Klein durch den Schein täuschen zu lassen und darauf hin zum Denuncianten zu werden?

Wie die Aufgabe zu lösen, darüber hätte der Spanier gar zu gern sich Raths erholt bei seiner frommen Taube, der listigen Schlange Juliane Bolagno. Aber was hätte die fromme Taube zu seiner allerliebsten kleinen Amourette mit der entführten griechischen Helena, der schönen Tochter der Insel Metelino oder Lesbos gesagt! Auf dieser Seite lag keine Hülfe!

„Nun, ich werde mir selber schon helfen,“ sagte sich da Bojador endlich, das Haupt keck erhebend, welches eben noch unter der Wucht dieser Gedanken ziemlich tief gebeugt und niedergedrückt war und zu Boden geblickt hatte. „Es muß sich doch am Ende etwas ersinnen lassen, was dies lothringische Musterbild von einem tugendhaften jungen Manne wenigstens veranlaßt, einmal in Trautson's Pavillon einzukehren. Dann wäre ja schon das Meiste gewonnen: ich könnte dann feierlich wie der Alcalde von Zalamea Frau Afra zu Protocoll vernehmen und die Aussagen des biederen Herrn Vex protocolliren — oder,

— ja, das ist der rechte Weg! Vortrefflich! Der Herzog von Lothringen selber muß der unfindbare dritte sein, der dem Kaiser Klein's Anklage bestätigt! Prächtiger Einfall das! So wird es am Besten, am Einfachsten und für mich selbst am Sichersten sein! Wahrhaftig, es kommt Alles nur auf einen glücklichen und gescheuten Einfall an! Andelante para Castilia y Leon!"

Während der Viconde endlich mit dem vollen Vorgefühl des Triumphs seinem eigenen Quartiere in der Favorita, das in dem oberen Stockwerk lag, zuschritt, — er hatte dabei einen Weg eingeschlagen, auf welchem er ein Zusammentreffen mit dem ihn immer noch erwartenden Klein vermied, — schritten in der Säulen-Rotunde und in dem anstoßenden Corridor vor des Kaisers Gemächern der Prinz Eugen und der Graf Veit Trautson im Zwiegespräche auf und nieder.

Trautson hatte sich beklagend die Bemerkung ausgesprochen, daß Seine kaiserliche Majestät heute über die Maßen „kurz angebunden" gewesen mit ihrem alten Diener und Waidgesellen, und daß er einen ganz andern Empfang erwartet habe. Der Prinz Eugen hatte ihn zu beruhigen gesucht, aber Graf Trautson ließ sich seine Ansicht nicht nehmen, wie er sich nie nehmen ließ, was einmal seine „Ansicht" war.

„Muß schon etwas verschüttet haben beim alten

Herrn," sagte er; „sein Sie ehrlich, Durchlaucht, haben Sie's doch selber wohl bemerkt! Der Henker weiß, was es ist."

„Der kaiserliche Herr hat viele Sorgen, lieber Trautson."

„Sorgen hin, Sorgen her — Ihnen hat er nichts davon gezeigt, daß er vor lauter Sorgen unser Einem kein gutes Wort gönnen kann! Schaun's, ich hatte noch was auf dem Herzen, was ich ihm sagen wollt', dem gnädigsten Herrn; aber weil er gar so verdrießlich ausgesehen hat, hab' ich's nimmer gewagt, damit heraus zu rücken!"

„Und was war das, wenn ich's wissen darf?"

„Nun, mein Gott, warum sollt' ich's Ihnen nicht sagen, Durchlaucht?" entgegnete Trautson. „Ich habe da gar ein absonderliches Gepäck mit herein gebracht und nun weiß ich wahrhaftig nicht, wohin damit. Dem Bassen von Widdin hab' ich drei von seinen Odalisken abgenommen; sie waren auf dem Transport nach Nissa; ein langer Zug von Saumthieren, Sänften, bewaffneten Dienern und Leibwächtern des Bassen zu Roß und zu Fuße. Ich war auf dem Wege von Semendria nach Orsowa, als wir uns in einem engen, durch die Hügelgegend von Barsplteny sich schlängelnden Hohlwege plötzlich begegneten. Sie hatten nicht einmal die Vorsicht gehabt, Eclaireurs voraufzuschicken. Meine Panduren, die ich meiner Escorte zur Sicherheit vorreiten ließ, hatten sich aber beim ersten

Anblick des Zuges geduckt und verkrochen, um den ruhig daher kommenden Herrn Türk zu beobachten. Dann kamen sie zurückgesprengt, und wir waren so gut avertirt über das was sich begeben würde, wie ein Jäger, der seinen Hund in ein Dachsloch geschickt hat und ihn d'rin bellen hört. So kam denn mein Herr Türk auch nach einer Weile richtig um die Ecke herum, und machte verdammt große Augen, eine Schwadron Kaiserlicher von den Szeklern und ein halbes Bataillon Rothmäntel quer über seinen Weg aufmarschirt zu finden. Er hielt, die Anführer steckten die Köpfe zusammen, dann kamen sie rasch auf mich zugeritten, und mir wurde wahrhaftig Angst..."

„Sie bekamen Angst vor den Türken, Trautson?"

„Angst, nicht vor ihren Säbeln, aber davor, daß sie am Ende gescheit genug sein würden, uns freundlich guten Morgen zu sagen und freie Passage zu verlangen, sintemalen ein gewisses Ding da ist, das der Passarowitzer Frieden heißt. Darum ließ ich ihnen schnell aus den langen Flintenläufen der Kroaten zu verstehen geben, daß mir an ihrem höflichen guten Morgen den Teufel gelegen sei, und nun ging die ganze Bande heidih! Was Beine hatte lief und stob auseinander; da aber zu den mit Beinen begabten Individuen die Sänften nicht gehören, so blieben sie stehen — und..."

„In den Sänften fanden Sie Odalisken?"

„Drei saubere Mädel, — merkwürdig saubere Mädel, sag' ich Ihnen, Durchlaucht — aber ein Fund, über den ich alter Soldat auf dem Marsch doch ein verdammt saures Gesicht schnitt. Was sollte ich um Gotteswillen mit den Weibsleuten anfangen? Sollte ich sie frei laufen lassen? Weiß der Teufel, sie wären nicht weit gekommen, bis meine Kroaten sie sich im Stillen wieder eingefangen gehabt hätten. Unter den Augen mußt' ich sie schon halten. Und dann, die Geschöpfe in ihrer Angst und Hülflosigkeit dauerten mich. Ich dachte halt, kannst auch einmal ein gutes Werk thun, alter Sünder, nimm die Bagage mit und schick' sie Deiner ehrwürdigen Frau Tante, der Priorin von Marienmünster in Mähren zu, die wird in ihrem Stift schon Platz dafür haben und dressirt drei vortreffliche christliche Seelen daraus; dann hat unser Eins doch auch einmal etwas für unsern Herrgott gethan! Also nehme ich sie mit und instradire unter gutem Geleit sie auf Wien. Als ich nun aber auf der Heimreise nach Raab komme, mein' ich, der Schlag trifft mich, denn ich finde einen Brief aus Marienmünster, des kläglichen und herzbrechenden Inhalts, daß meine hochwürdige Tante seliglich in dem Herrn entschlafen. In ihrem ganzen Leben hat sie nicht an Possenspiele gedacht und nun reitet sie der Teufel, daß sie mir mit ihrem Tode solch' einen Possen spielen muß — da verlaß sich einer auf alte Weiber!

Nun habe ich die Türken-Bagage da drüben in meinem Sommerhaus untergebracht — in mein Haus in der Stadt konnt' ich sie freilich nicht nehmen — aber ich weiß in aller Welt nicht, was ich damit anfangen soll — wenn nicht der Kaiser mir die Gnade erweis't, sie in irgend ein Kloster oder dergleichen zu schicken! Das ist meine Geschichte, Durchlaucht."

„Eine absonderliche Geschichte, Graf Trautson! Wer in der Welt hätte geglaubt, daß ein so alter harter Kriegsknecht darauf ausginge, unter hübschen Heidinnen Propaganda für das Christenthum zu machen. Es glaubt's Euch auch Keiner!"

„Meiner Seel', ich befürcht' es" — fiel lachend Trautson ein, „und deshalb habe ich noch obendrein die Sorge, meine drei Candidatinnen für die himmlische Seligkeit ängstlich hinter Schloß und Riegel halten zu müssen."

„Wäre denn nicht irgend eine verständige, zuverlässige Frau hier in Wien oder auf dem Lande zu finden, eine kinderlose Beamtenwittwe oder dem ähnliches, welche die Mädchen zu sich nähme und erzöge?"

„Wer wird sich damit befassen? sie reden ja nicht einmal deutsch — nur die eine spricht ganz gut italienisch."

„Wenn man ein gutes Kostgeld zahlte, so fände man schon Jemand, dem man sie anvertrauen könnte!"

Trautson antwortete nicht gleich darauf. Er hätte vorgezogen, sein gottgefälliges Werk auszuführen, ohne viel Zahlens davon zu haben; so manche Charakterschwäche er auch haben mochte, eine übermäßige Bereitwilligkeit, sich seiner baaren Fonds zu entäußern, gehörte nicht dazu.

„Das wird die einzige Art und Weise sein," fuhr jedoch der Prinz Eugen fort, „wie Sie sich der Last entledigen."

„Aber ein Kostgeld für drei Weibsbilder, die mich doch eigentlich nichts angehen, auf Gott weiß wie viel Jahre zu zahlen —"

„Nun, nun, was wird's denn Großes sein? Wenn Sie wollen, lassen Sie einige Freunde, die sich für schöne Heidenkinder interessiren, zusammenschießen." —

„Darf ich Euer Durchlaucht darunter rechnen?"

„Darauf könnt' ich nicht antworten, so lange ich Ihre Schützlinge nicht gesehen habe, Trautson."

„So kommen Sie gleich, sie zu sehen!"

„Nicht jetzt, ich werde erwartet daheim. Aber in den Abendstunden, bevor ich zur Gräfin Bathiany fahre. So etwa um sieben oder acht Uhr."

„Ich werde da sein, Ew. Durchlaucht zu empfangen," entgegnete Trautson.

Und mit dieser Verabredung verließen die beiden Herren das Schloß. Sie schritten durch das Vorzimmer,

in welchem der Herr von Lederer seinen silberbeschlagenen Amtsstab spazieren trug und Baron Klein noch immer auf die Rückkehr da Bojador's wartete. Baron Klein eilte, selbst und höchst eigenhändig vor dem Prinzen Eugen die beiden Flügel der Ausgangsthüren des Vorgemachs offen zu werfen; er kam nur leider damit nicht zu Stande, denn der obere Riegel war ihm zu hoch und Herr von Lederer sprang ihm zur Hülfe. Desto besser gelang ihm die abenteuerliche Grimasse, welche er hinter Trautson's Rücken machte, als dieser neben dem Prinzen hinausging.

„Was hab'n's denn gegen den Trautson," fragte Herr von Lederer, während ein aus dem vorliegenden Zimmer herbeigekommener Lakai die Flügelthüren wieder schloß, — „daß Sie ihm ein gar so schönes Compliment hinter dem Rücken machen?"

„Gegen den Trautson?" antwortete Klein. „Nichts hab' ich gegen ihn! Wir sind gute Freunde, der Trautson und ich. Er hat mir sogar aus der Türkei ein Geschenk mitgebracht."

„Schau, schau! Doch nicht gar einem Bassa seine drei Roßschweif'? Gratulir', Herr von Klein!"

„Und wenn's wär' — hab' schon Verwendung dafür, Herr Stabelmeister — ich habe ein Cabinet von Roßschweifen. Die meisten habe ich mit eigenen Händen erobert."

„Da haben's auch wohl etlichen Bassen die rothen und gelben Röck' ausgezogen und die blauen Schabracken abgenommen?“

„Allerdings — wenn sie in meine Gefangenschaft geriethen!“

„Ich hab's mir immer gedacht,“ entgegnete Herr von Lederer. „Wenn ich Sie so hab' herum stolziren sehen in dem blauen sammtnen Röcklein und dem rothen Höschen, da hab' ich mir immer gesagt, was muß der Herr von Klein 'nen Vorrath von alten Schabracken und dergleichen haben!“

„Mein Herr Stabelmeister, ich habe nicht allein Schabracken, sondern auch Klingen und Pistolen den Türken abgenommen,“ entgegnete Baron Klein, indem er einen Blick unsäglichster Verachtung über seine Schulter hin, dem Officianten zuwarf. „Man merke sich das, mein Herr von Lederer!“ Und damit schoß er, kirschroth vor Zorn, zur Thüre hinaus.

Zehntes Capitel.

Von der Erzherzogin Maria Therese.

An diesem Tage waren zwei Häupter am Hofe Kaiser Karoli Sexti schwer von der Bürde ihrer sinnenden Gedanken. Das erste war das da Bojador's, des biedern castilianischen Ritters, der sich mit der Erfindung eines Mittels abplagte, um den Herzog Franz Stephan von Lotharingien zu veranlassen, noch heute einen Besuch in dem Sommerhaus des Grafen Veit Trautson zu machen. Das zweite war das rosige, anmuthige und von Liebreiz umflossene Haupt Marien Theresens, der jungen Erzherzogin Infantin, welche mit bekümmertem Herzen nachsann, wie sie sich Licht und Wahrheit verschaffen solle über das, was ihr am Morgen ihr kaiserlicher Vater mitgetheilt und was so tief, so schmerzlich ihr Herz verwundet hatte.

Maria Therese liebte den jungen Prinzen, der sich mit anscheinend so aufrichtiger und ungeheuchelter Neigung um ihre Hand bewarb; sie liebte diese offene, fröhliche Natur, mit dem jugendlich zuversichtlichen Lebensmuthe; die helle Stirn, die noch von keinem Anflug einer Leidenschaft, eines niederziehenden Bewußtseins oder eines unreinen und unwürdigen Gedankens entweiht schien; dies klare Auge, aus dem eine Seele blickte, die vielleicht nicht

grenzenlos tief in ihrem Fühlen war, und ein Geist, der vielleicht nicht weltbezwingend in seinem Denken — das aber die höchste Summe von Wohlwollen, das wahrhaftigste Gemüth und gerade so viel Schwärmerei verrieth, wie die klare, aller Sentimentalität abholde und positive Natur des jungen Mädchens von demjenigen verlangte, dem sie ihr Herz gefangen hingeben konnte.

Kaiser Karl der Sechste, der mit einer innigen Liebe und Zärtlichkeit an seiner ältesten Tochter, der Erbin seiner Reiche, hing, war nicht blind gewesen für die wachsende Neigung der Erzherzogin. Er hatte diese Neigung auch nicht mißbilligt. Auch er wollte dem jungen Fürsten, der fröhlichen „lothringischen Lerche" von Herzen wohl. Doch hätte er lieber gesehen, wenn seine Tochter ihrem Herzen so völlig hätte gebieten können, daß es sich keinem der Bewerber um ihre Hand entschieden zugeneigt. Bei der endlichen Wahl eines Gatten für sie hätte er vorgezogen, eine Rücksicht auf die Gefühle seiner Tochter nicht in die Wagschale werfen zu brauchen. Kaum jemals hatte ein Herrscher bei der Vermählung seiner Tochter mehr und dringendere Gründe zu behutsamem Entschluß und kaltblütiger Abwägung der politischen Rücksichten und Verhältnisse. Und die politischen Rücksichten, das war längst von dem hellen Verstande des alten Kaisers klar genug durchschaut — die politischen Rücksichten, die Verhältnisse

sprachen keineswegs mit Entschiedenheit für den jungen Herzog. Wohl hatte Kaiser Karl mit Mühe, Sorgen und Opfern nach jahrelanger Arbeit die pragmatische Sanction zu Stande gebracht: das heißt die Anerkennung des unbedingten Erbrechts Maria Theresen's auf allen und jeden Besitz des Habsburgischen Hauses, an Landen und Kronen, an Reichen und Rechten, von Seiten der europäischen Potentaten. Diese letzteren hatten sämmtlich für Maria Theresen's Recht sich verbürgt; wer aber bürgte dem Kaiser für solche Bürgschaft? Was galten am Ende die großmächtigen Unterschriften, die tellergroßen Staatssiegel, wenn nicht eine kräftige und gefürchtete, mit dem Degen bewehrte Faust da war, die es den Unterschriebenen für räthlich erscheinen ließ, bei ihren Handfesten zu bleiben? Und Franz Stephan von Lothringen — war das der Mann, die Faust für eine solche Aufgabe? War sein Charakter entschlossen genug, um sich gefürchtet zu machen, war sein Geist stark, elastisch, ausdauernd genug, um den Stürmen eines großen Successionskrieges die Stirn bieten zu können? War es nicht obendrein räthlich, die Hand der Erzherzogin in die eines Fürsten zu legen, dessen eigene Hausmacht eine Verstärkung der Hülfsquellen des Habsburgischen Hauses bot?

Das waren die Fragen, welche der sorgliche Sinn Kaiser Karl's erwog und prüfte, und die Antworten, welche

er sich gab, waren nicht alle gleich vortheilhaft für Franz Stephan, deshalb hatte ihn die Beobachtung, daß Maria Therese dem jungen Fürsten eine zärtliche Neigung zuwende, nicht erfreut. Und gerade darum hatte er so rasch eine Gelegenheit ergriffen, wenigstens dem Wachsen dieser Neigung Einhalt zu thun, indem er seiner Tochter heute Andeutungen über den Lebenswandel des Prinzen gemacht, von welchen er glaubte, daß sie am besten geeignet seien, Maria Theresen's allzu vertrauendes Herz zum Innehalten auf einem Wege zu zwingen, an dessen Ende vielleicht für sie ein großer und ihr innerstes Leben verwundender Schmerz lag.

Aber er hatte sich über den Charakter der Gefühle seiner Tochter getäuscht. Was er für eine noch unentwickelte, noch im ersten Keimen begriffene Neigung gehalten hatte, das war bereits weit mehr — es war ein bewußtes, ein tiefernstes Gefühl, das in dem starken und willenskräftigen Geiste der jungen Erzherzogin nicht anders als mit der Intensivität der Leidenschaft sich hatte geltend machen können. — Deshalb hatte sich denn auch Maria Therese in tiefster Seele betroffen gefühlt durch das, was der Kaiser ihr von den Nachrichten, welche Klein ihm hinterbracht, mitgetheilt hatte — ohne ihr freilich die Quelle zu nennen. War es möglich, daß sie so schmachvoll getäuscht, daß ihre Neigung für den jungen Herzog so

schändlich verrathen würde? — Zehnmal sagte sie sich entrüstet und empört, daß es nicht möglich, daß eine abscheuliche Verleumdung, eine Hofintrigue, eine politische Absicht, Franz Stephan durch die unwürdigsten Mittel beim Kaiser zu verderben suche. Aber eben so oft mußte sie sich wieder sagen, daß man unmöglich gewagt haben könne, den Kaiser zu belügen. In ihrem Kummer faßte sie endlich einen Entschluß. Sie mußte klar sehen, sie mußte unwidersprechliche Beweise von des Herzogs Schuld haben, ehe sie ihn verurtheilte. Wie aber diese Beweise sich verschaffen? Was konnte ein junges Mädchen, eine Prinzessin, eine Erzherzogin thun, um hinter die kleinen Geheimnisse eines prinzlichen Junggesellenlebens zu kommen? Es war eine Aufgabe, der gegenüber sie sich anfangs völlig rath- und hülflos fühlte. Sie mußte eine Dienerin in ihr Vertrauen ziehen. Aber dies widerstand entschieden ihrem Selbstgefühl, ihrem jungfräulichen Stolze. Sollte sie gestehen, oder mindestens errathen lassen, wie sehr ihr Herz betheiligt sei bei dem, was der junge Herzog thue und treibe? Es wäre ihr eine tödtliche Demüthigung gewesen, in dem Antlitze irgend Jemandes in der Welt in spöttischen Zügen geschrieben zu lesen: ich verstehe Dich, Du bist verliebt, und es ist die Eifersucht, welche Dich treibt, Beobachter und Spion zu werben. Darum beschloß sie etwas Anderes; etwas, was seiner Natur nach unvor-

sichtig und unklug war; sie beschloß, ihre Zuflucht zu einer Vertrauten zu nehmen, aber ohne ihr zu vertrauen.

Sie ließ die gewandteste und listigste ihrer Damen zu sich rufen, und dann warf sie sich in einen Sessel, in welchem sie sich — Dank der anerzogenen Selbstbeherrschung — mit einer Miene ausstreckte, die nichts als einen hohen Grad von Müdigkeit und Gelangweiltsein ausdrückte.

„Liebe Bolagno," sagte sie, als die Dame eingetreten war, „ich habe an diesem Morgen einen abscheulichen Kopfschmerz gehabt; das hat mir für den ganzen Tag die Nerven verstimmt und ich komme geradezu um, wenn man mich in diesem Zustande noch langweilt. Denken Sie, daß die gute Walzegk seit zwei Stunden ihr Bestes gethan hat, solchen Hochverrath an mir zu üben. Ich bin ihrer endlich unter einem Vorwande los geworden — trotz Reglement und Dienst! Sie müssen mich wieder curiren, Bolagno, von den mörderischen Attentaten der Walzegk auf meine Lebensgeister. Sie können so amüsant sein, liebe Bolagno!"

Die Gräfin Juliane Bolagno fühlte sich geschmeichelt durch diesen Huldbeweis ihrer jungen Gebieterin, obwohl sie sich nicht täuschen ließ durch das, was Maria Therese ihr von ihrem Unwohlsein sagte. Durch einen Kopfschmerz war die junge Erzherzogin nicht gewohnt, sich niederbeugen

zu lassen. Daß sie über ihre Nerven klagte, war bis heute in der That noch nie vorgekommen.

„O Durchlaucht, ich möchte mein Bestes thun, Sie zu erheitern," antwortete sie, indem sie sich auf den Wink Maria Theresen's, dieser gegenüber, auf einem Tabouret niederließ — „aber die Heiterkeit und die guten Gedanken und Einfälle kommen leider nicht auf Commando. Eine Uhr, die gehen soll, muß aufgezogen werden!"

„Gut, so will ich Sie erst ein wenig aufziehen!" versetzte die Erzherzogin lächelnd.

„Nur nicht zu stark, Durchlaucht — ich möchte sonst verführt werden, Ihnen zu zeigen — was die Glocke geschlagen hat!"

„Sie zeigen mir wenigstens jetzt schon, daß Sie im Gange sind, und mehr verlange ich nicht. Die Mühe des Aufziehens kann ich mir also ersparen und statt dessen können wir beide — Sie wissen, wie sehr das immer meine Leidenschaft war — spanische Schlösser bauen!"

„Luftschlösser meinen Durchlaucht!" versetzte Juliane Bolagno etwas erröthend.

„Wer baut sich mit seinen Gedanken Schlösser in die Luft? Die Phantasie stellt sich, wenn sie schafft, doch allemal einen festen, bestimmten, ihr sympathetischen Boden vor, auf dem sie ihren Bau aufrichtet. Da giebt es nun sicherlich Gemüther, welche eine ganz besondere Liebhaberei

dafür haben, diese poetischen Bauten auf spanischen Grund und Boden zu stellen! Meinen Sie nicht auch, Bolagno?“ setzte die Erzherzogin neckend hinzu.

„Ich darf Eurer Durchlaucht nicht widersprechen. Aber den Grund, weshalb man seine Phantasiebauten, wie Jedermann sich deren zuweilen als den häuslichen Heerd für sein zukünftiges Glück aufrichtet, vorzugsweise nach Spanien verlegen sollte, sehe ich nicht ein!“

„Nicht? Ist Spanien nicht das Land der edelsten und stolzesten Ritterschaft der Welt? Das Land der vornehmsten Herzoge, wie der Manriquez, der mächtigsten Marquis, wie der Santa Cruz, der tapfersten Grafen, wie der Gonsalvo von Cordova, der galantesten Vicondes, wie der — wie der — nun, fällt Ihnen nicht einer ein, Bolagno?“

Gräfin Juliane Bolagno wandte wie ganz zufällig das Gesicht ein wenig ab. „Es fällt mir wirklich keiner ein, Durchlaucht,“ sagte sie lächelnd — „aber was hochgemuthete spanische Ritter und spanische Schildknappen angeht, so fallen mir Namen ein!“

„O Sie sind boshaft, Bolagno, aber Sie sollen mir dies Land nicht verachten — dafür bin ich Infantin von Spanien und beider Indien! Aber ich erinnere mich, Sie haben ja eine besondere Leidenschaft für ein ganz anderes

Land, für die abscheuliche Türkei und den gotteslästerlichen Halbmond!"

„Ich hätte das? Weshalb, wenn es meiner gnädigsten Erzherzogin gefällt?"

„Nun, haben wir Sie nicht unvermeidlich bei allen „kaiserlichen Wirthschaften"*) in dem admirabelsten türkischen Costüme gesehen?"

„O, ich bin darum eine ganz gute Christin," antwortete Gräfin Juliane.

„Aber eine höchst liebenswürdige und anmuthige Türkin, so oft Sie den chamoisgelben Kaftan anziehen: er war doch chamoisgelb, das letzte Mal, nicht wahr? Richtig, ich erinnere mich dessen sehr wohl. Er stand Ihnen vortrefflich zu Ihrem dunklen Haare und Ihrem feinen Teint. Wie war auch das Unterkleid noch?"

„Es war meergrün mit weißem Besatz," antwortete Juliane Bolagno, die mit großer Lebhaftigkeit auf dies Thema einging; „der Besatz war von weißem Seidenplüsch."

„Ganz recht, von weißem Seidenplüsch; auch der Turban war von meergrüner Seide und in Harmonie mit dem weißen Besatz des Oberkleides war der Turban mit

---

*) Maskenfeste am Hofe, wobei der Kaiser und die Kaiserin den Wirth und die Wirthin machten.

weißen Perlenschnüren durchschlungen. Sie waren der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung, Bolagno! War nicht auch das Mieder, oder was es war, sehr hübsch?"

„Ein dunkelrothes Leibchen gehörte zum Anzuge, gnädigste Erzherzogin."

„Mit langen Schößen, glaub' ich?"

„Mit langen Schößen und langer Taille."

„Das war wohl nicht ganz strenge im Costüm?"

„In der That, die Türkinnen tragen es nicht gerade nach diesem Schnitt; aber da ..."

„Es Ihnen reizend stand, so hatten Sie ganz Recht, sich das nach Ihrem eigenen Gutdünken zu gestalten und sehr wenig um die Mode und den Geschmack der echten Stocktürkinnen zu kümmern; um so mehr, als Sie den letzteren oder vielmehr ihrer eigenen Costumiergewissenhaftigkeit zu Liebe in ein Paar weißseidne Beinkleider gefahren waren, welche Knöchel und Füßchen von außerordentlicher Feinheit sehen ließen."

„Sie sind, glaube ich, noch immer beflissen, mich aufzuziehen, gnädigste Erzherzogin!"

„Es ist mein völliger Ernst. Nichts in der Welt steht Ihnen besser, als das türkische Costüm, Bolagno, und wissen Sie, da kommt mir ein superber Einfall!"

„Und der wäre?"

„Haben Sie das Costüm noch vollständig bei einander?“

„Ich habe es noch, allerdings.“

„Sie sollen es noch einmal anlegen, Bolagno, heute noch...“

„Heute noch? Wir haben weder kaiserliche Wirthschaft, noch Merenda heute...“

„Thut nichts — thut gar nichts zur Sache. Sie wissen, daß am Ende des Gartens der Favorita eine Besitzung des Grafen Veit Trautson liegt. Hinter den hohen Hecken, die als Coulissen des Sommertheaters dienen, muß ein besonderer Ausgang aus dem Favoritagarten unmittelbar in den Garten Trautson's führen?“

„Es ist möglich.“

„Es ist so — und was nun den Garten Trautson's angeht, so habe ich heute ganz im Geheim eine höchst merkwürdige Geschichte darüber erfahren. Denken Sie sich, dort hat der Graf eine kleine Colonie, von — rathen Sie einmal von was, untergebracht! O, Sie errathen es in hundert Jahren nicht!“

„Ich errathe es in der That nicht.“

„Er hat darin eine kleine Colonie von Türkinnen einquartiert.“

„Der gestrenge, biederbe, der grobe Trautson?“

„Er hat sich zwei oder drei hübsche jugendliche

Pflanzen aus dem Garten Muhamed's mit hierher gebracht — ist es nicht zum Todtlachen?"

Die Miene der Erzherzogin bei diesen Worten verrieth nicht eben übergroße Lust zum Lachen. Aber Gräfin Juliane war viel zu sehr von dem, was sie vernahm, in Anspruch genommen, um die eigenthümliche Spannung wahrzunehmen, welche die Züge der Erzherzogin verriethen, trotz aller Mühe, welche die Letztere sich gab, recht heiter und gleichgültig auszusehen.

„Seltsamer Einfall!" rief die Bolagno aus. „Daß unsere tapfern Grenzcommandanten und berühmten Feldherren gefangene Türkenknaben mitgebracht haben, um sie hier taufen zu lassen und sich Diener daraus zu ziehen, ist wohl schon erhört worden; aber in meinem Leben habe ich nicht vernommen, daß Einer die Idee gefaßt hätte, diese Propaganda auch auf türkische Haremprinzessinnen auszudehnen!"

„Lächerlich ist die Sache jedenfalls, wenn man sich Trautson's Gestalt und Manieren dazu vorstellt," sagte die Erzherzogin. „Wie mag er sich ausnehmen inmitten seiner kleinen Türkenschule, den Katechismus in der Hand!"

„Spricht er denn türkisch?"

„Da fragen Sie mich zu viel, liebe Bolagno! Daß er sehr barbarische Redensarten zu führen versteht, weiß

ich freilich, ob aber türkische — darum hab' ich mich nicht gekümmert."

„Vielleicht redet er italienisch mit ihnen. Man spricht im ganzen Orient ja vielfach italienisch."

„Das paßt ja vortrefflich in meinen Plan. Da können Sie sich mit ihnen unterhalten, Bolagno."

„Ohne Zweifel würde ich mit ihnen fertig werden."

„Nun, so hören Sie denn. Trautson glaubt, das tiefste Geheimniß umhülle diese eigenthümliche Manifestation seines christlichen Eifers. Aber wir müssen davon wissen, wir müssen ihm einen Streich spielen, mit dem wir dann den Kaiser auf's schönste erheitern können. Es kann eine Fundgrube von Neckereien für den ganzen Hof werden."

„Vortrefflich," entgegnete Gräfin Juliane, „und nun sagen Sie Ihren Plan, durchlauchtigste Erzherzogin."

„Ich meine, das Beste wäre, wenn Sie, Juliane, in Ihr allerliebstes Costüm schlüpften, von dem wir sprachen; wenn Sie sich diesen Abend in den Pavillon Trautson's begäben und den Grafen mitten in seiner komischen Rolle überraschten; wenn Sie ihm versicherten, Sie seien vom Sultan abgesandt, um ihm, da er so erfolgreich als Mollah wirke, die Stelle des Groß-Mufti anzutragen! Er würde außer sich gerathen, wenn er sich so ertappt und überrascht sähe, aber die Hauptsache: Sie, liebe Bolagno,

bekämen Gelegenheit, sich in seinem Pavillon umzuschaun, seine Türkinnen zu betrachten, sie kennen zu lernen und zu beobachten, was denn eigentlich dort vorgeht."

Gräfin Juliane Bolagno war bereit, sich der Erzherzogin gefällig zu zeigen, indem sie auf den Wunsch derselben einging; die Sache schien ihr in hohem Grade pikant. „Ich thue es mit Freuden, gnädigste Erzherzogin," sagte sie — „aber ich kann doch nicht wohl so ganz allein in meinem abenteuerlichen Aufzug hingehen."

„Sie umhüllen sich mit einem leichten Mantel, der Ihren Anzug bedeckt; Sie nehmen Ihr Mädchen mit, das Sie in der Nähe des Sommerhauses zurücklassen. Dann gehen Sie gegen Abend, etwa um sieben oder acht hier von der Favorita hinüber. Den Schlüssel zu der kleinen Pforte verschaffe ich Ihnen, indem ich dem Gartenmeister seinen Hauptschlüssel abfordern lasse — es ist also bei der Nähe des Pavillons weder Mühe noch Gefahr dabei."

„Keine andere Gefahr, als von Veit Trautson vielleicht einige barbarische Redensarten hören zu müssen."

„Er wird Spaß verstehen und jedenfalls wissen, was er einer Dame schuldig ist."

„Wenn er nicht in meiner Verkleidung die Autorisation erblickt, den Türken gegen mich zu spielen! Aber topp, gnädigste Erzherzogin, ich lasse es darauf ankommen — ich wage es und ich hoffe, ich kann Ihnen die aller-

schönsten Geschichten erzählen, wenn ich zurückkomme. Darf ich eilen, nach meinem Costüme zu sehen, ob es in Ordnung ist?"

„Gehen Sie und bevor Sie Ihre Wallfahrt in's Morgenland antreten, kommen Sie, sich mir zu präsentiren, damit ich schaue, wie Sie aussehen. Ich bin gespannt darauf. Ich werde dafür sorgen, daß ich allein bin um sieben Uhr, auch daß Sie hier den bewußten Schlüssel finden!"

Damit entließ Maria Therese ihr unternehmendes Kammerfräulein und dieses eilte mit beflügelten Schritten in ihr Zimmer.

Hier schellte Gräfin Juliane ihrem Mädchen und Resel, die flinke Zofe, brachte herbei, was ihre Gebieterin verlangte, ein Stück des Anzugs nach dem andern. Juliane Bolagno war, bevor noch eine Viertelstunde vergangen, mit rothem Kopfe in eine Welt von Chiffons versunken — untergegangen — wie nur je ein Philosoph in sein Gedankenchaos und den Wirrwar seiner speculativen Reflexion. Glückliches Frauennaturell! Als die Erzherzogin Maria Therese vorhin mit ihrem Kammerfräulein auf das Capitel der Leibchen und der Plüschbesätze gekommen, hatte ihr Herz sich eines großen Theils ihres Kummers entlastet gefühlt — Gräfin Juliane Bolagno vollends vergaß ihre hochfliegenden Pläne, ihre „spanischen Schlösser," ja ihren getreuen Anbeter selbst beinahe, bei der Beschäftigung mit

den Seiden- und Sammtstoffen, in welche sie sich hüllen wollte und die nach aller Welt Versicherung, nach dem ausdrücklichen Zeugniß ihres Spiegels, ihr so vortrefflich zu Gesichte standen.

Für einen großen Theil der Frauen ist das Leben nicht wie jener englische Dichter singt: „all a fleeting show;“ es ist nicht, wie Calderon in seinem „la vida es sueño“ behauptet, ein Traum. Es ist ein Puppenspiel. Das Kind spielt mit der Puppe von Papiermaché und das junge Mädchen macht sich selbst zu ihrer Puppe. Gräfin Juliane gehörte trotz ihres Ehrgeizes auch etwas zu dieser Art Frauen; wenn sie aber jetzt über ihrer eifrigen Beschäftigung ihren Anbeter vergaß, so konnte dies jedenfalls nur für kurze Zeit der Fall sein, denn sie wurde sehr plötzlich und sehr störend an ihn erinnert. Es klopfte an ihre Thür. Sie erschrak und sandte ihr Mädchen, zu sehen wer da sei. Resel ging hinaus und zog ängstlich die Thür hinter sich zu, damit kein neugieriger Blick in das Geheimniß dessen, was ihre Contessa trieb, eindringen konnte. Gleich darauf kam Resel zurück.

„Der Viconde da Bojador lassen um die Gnade bitten, das gnädigste Fräulein nur einen Augenblick sprechen zu dürfen!“

„O mein Gott, wie lästig — gerade jetzt“ — rief Juliane aus, mit einer Miene, welche über ihren Verehrer

einen Strom von Demüthigung ausgegossen hätte, wenn er diese verdrießliche Miene hätte sehen können.

Sie erhob sich, sie öffnete die Thür nur so weit, daß sie eben Raum bekam, hindurch zu schlüpfen und trat in das kleine Vorzimmer. Der Viconde erwartete sie dort.

„Contessa, Sie müssen mir eine kleine Audienz in Ihrem chez soi gewähren," sagte er lächelnd und näherte sich in der Voraussetzung, daß Juliane ihn in ihr Wohnzimmer führen werde. — Aber sie schloß die Thür hinter sich und antwortete ziemlich ungnädig:

„Haben Sie mir etwas so Wichtiges wie den Sieg der spanischen Politik anzukündigen, daß Sie hier in die Gemächer der Frauen einbrechen? Ich muß es glauben, denn Sie sehen wie ein leibhaftes „veni, vidi, vici," aus!"

„Nehmen Sie das wenigstens für das Vorgefühl des Sieges, meine huldreichste Contessa —"

„In der That? — Wenn Sie sich diesem Vorgefühl nur nicht zu vorschnell hingeben!"

„Wollen Sie mich nicht eintreten lassen?"

„Nein."

„Und weshalb nicht? Ich störe doch kein tête à tête?"

„Wäre das unmöglich?" antwortete Gräfin Juliane ironisch.

„Ich hoffe es," sagte der Viconde.

„Eifersüchtiger Hidalgo," lachte das Kammerfräulein;

aber beruhigen Sie sich. Sie stören kein tête à tête, ich lasse Sie nur nicht eintreten, weil ich mit einem Anzug für das nächste Hoffest beschäftigt bin."

„Das nächste Hoffest? Haben wir eines zu erwarten? Und wann?"

„Das ist noch Geheimniß; und da Sie so verschlossen gegen mich sind, so nehme ich Revanche und sage Ihnen weiter kein Sterbenswort darüber. Aber nun sprechen Sie, weshalb kommen Sie?"

„Weil ich einsehe, daß es uns Männern nicht gegeben ist, ein schlau eingefädeltes Gewebe zu Stande zu bringen, ohne daß sich eine feine Frauenhand mit ihren kunstfertigen Fingern hineinmischt."

„Aha" — fiel Juliane lebhaft ein — „merken Sie das jetzt, und trotz aller Ihrer Gelübde ...."

„Die werden nicht gebrochen; das darf ich ja nicht — wer bürgte Ihnen dann für die Gelübde unerschütterlicher Treue und Liebe, welche ich Ihnen abgelegt habe, wenn ich die Gelübde bräche, welche ich mir selber ablegte? das verlangen Sie nicht!"

„Was verlangen Sie denn?"

„Daß Sie mir auf ein duftiges Briefblatt einige Zeilen niederschreiben, weiter nichts!"

„An wen?"

„Das gehört in den Kreis der Dinge, über welche sich meine Gelübde erstrecken.“

„Sie verlangen, ich soll ein Billet schreiben, ohne zu wissen an Wen?“

„Ich verlange es — Es hängt davon der Erfolg dessen ab, was ich auf Ihren Wunsch, Juliane, unternommen habe.“

„Und soll ich es mit meinem Namen unterschreiben?“

„Nein — dessen bedarf es nicht!“

„Was soll ich denn schreiben?“

„Sie sollen folgende Worte schreiben, in italienischer Sprache:

„Gnädiger Herr! Eine Unglückliche, welche durch eine Verkettung der ungewöhnlichsten Schicksale sich in einer unaussprechlich traurigen Lage befindet, bittet Sie um Ihre Hülfe. Da sie sich an Niemand anders zu wenden weiß, so hat sie den Muth gefaßt, sich zu Ihrem Edelmuth zu flüchten, und hofft, daß Sie, gnädiger Herr, zu ihr kommen und von ihrem eigenen Munde die Erzählung ihres Unglücks vernehmen wollen. Der Ueberbringer wird das Nähere angeben!“ —

„Das ist Alles“ — fuhr da Bojador fort — „was ich von Ihnen wünsche, Juliane. Bitte, schreiben Sie mir das . . . es muß eine Frauenhand sein, und von welcher anderen darf ich es verlangen?“

„Sie glauben im Ernst, ich würde so Ihr blindes Werkzeug werden wollen?“

„Es ist nothwendig, daß Sie es thun — das Gelingen unserer Pläne hängt davon ab.“

„Erklären Sie mir erst das Wie?“

„Ich kann es nicht! Haben Sie Barmherzigkeit mit mir.“

Juliane Bolagno schüttelte den Kopf.

„Sie wollen nicht? So hören Sie denn. Ich muß die Zeilen von Ihrer Hand haben, denn von Niemand anderem darf und kann ich sie verlangen, ohne eine Neugierde zu erwecken, welche uns verderblich werden würde. Deshalb werde ich Sie belagern, bis ich Sie bewogen habe. Ich verlasse Ihr Vorzimmer nicht eher.“

„Um Gotteswillen.“

„Ich warte bis zum Abend — ich bringe die Nacht hier zu, ich —“

„Sind Sie toll?“

„Nur entschlossen! Soll ich Ihnen schwören, daß ich meine Drohung ausführe?“

„Ich sehe, ich muß Ihnen nachgeben. Schwören Sie mir daher lieber, daß ich mit dem geheimnißvollen Billet, welches ich schreiben soll, nicht compromittirt werden kann.“

„Nicht im mindesten kann es Sie compromittiren.

Sie bleiben ganz aus dem Spiele. Ich werde das Billet mit einem fremden Petschaft siegeln."

„Wiederholen Sie es mir."

Der Viconde wiederholte den Inhalt, wie er ihn wünschte, und Juliane Bolagno schlüpfte in ihr Wohnzimmer, um die Zeilen zu schreiben. Nach wenigen Minuten kehrte sie zurück und brachte da Bojador das Billet, ohne Adresse und ohne Unterschrift.

Der Viconde küßte ihre Hand: „Tausend Dank!"

„Aber," versetzte das Kammerfräulein," compromittiren Sie mich damit, das lassen Sie sich gesagt sein, mein hartnäckiger Senhor, so sind wir geschiedene Leute!"

„Seien Sie ganz ruhig! es ist nicht dazu da, um uns zu scheiden, Juliane, ganz im Gegentheil! Ich hoffe, wir können es einst zu den Acten und Urkunden über die Vermählung der sehr hohen und sehr mächtigen Dame, Madame Juliana Contessa di Bolagno, und des sehr edlen, sehr illüstren Herrn, Don Perez Viconde da Bojador y Roccaberti, in unsern Archiven niederlegen."

„Sie sind sehr gütig, mich so zu beruhigen," antwortete das Kammerfräulein spöttisch, „aber jedenfalls habe ich jetzt keine Zeit, mich in diese Actenstücke zur Geschichte der Zukunft zu vertiefen, und Sie haben hoffentlich nicht die Absicht, Ihre Belagerung fortzusetzen!"

„Ich hebe sie auf, augenblicklich, zurückgeschlagen von Ihren — Ausfällen!“

Das Kammerfräulein winkte ihrem Verehrer lächelnd den Abschied zu und eilte in ihr Wohnzimmer zurück, um sich mit neuer Thätigkeit der Revision ihres Maskenanzuges hinzugeben. Aber ihre Gedanken weilten bei dieser Arbeit nicht mehr so ungetheilt wie vorher. Sie grübelte darüber nach, ob nicht ihre junge Gebieterin, welche anscheinend so harmlos unbefangen einem Einfall des Augenblicks gefolgt war, indem sie sie aufforderte, Trautson einen Streich zu spielen, damit eine tiefere Absicht verbinde. Das Billet, welches der Viconde von ihr verlangt hatte, erinnerte sie lebhaft daran, daß eine Intrigue im Werke war, deren Fäden ihr verborgen gehalten wurden. An wen konnten die Zeilen gerichtet sein? Wollte da Bojador es irgendwo und irgendwem vorzeigen als sei es ihm selbst zugekommen? Oder sollte ein Anderer damit mystificirt werden? Vielleicht gar der Herzog von Lothringen? Und sie selbst — sie sollte doch nicht etwa in Trautson's Pavillon geschickt werden, um dort am Ende selbst die Rolle der Unglücklichen zu spielen, welche einen solchen Helfer und Retter zu sich lud? Aber dann hätte ja die Erzherzogin mit im Complot sein müssen. Das war nicht denkbar. Juliane machte sich dennoch jetzt Vorwürfe, daß sie mit so bereitwilligem Eifer auf den Gedanken der Erzherzogin ein=

gegangen war; daß sie so schnell die Lust verrathen hatte, einmal wieder in ihrem türkischen Costüme zu glänzen. Jetzt war freilich die Ueberlegung zu spät. Jetzt mußte Juliane jedenfalls ausführen, was sie übernommen.

Elftes Capitel.

Von dem Anschlage des Spaniers.

Ein Paar Stunden waren verflossen. Der Tag näherte sich bereits seinem Ende und unter den duftigen Linden-Alleen des Favoritagartens begann eine höchst wohlthätige Kühlung der Sommerhitze des Tages zu folgen.

Doch waren diese Alleen wenig belebt; nur an der einen Seite des Gartens, rechts wenn man aus dem Schlosse trat, in dem schönen hochgewölbten Berceau, war eine kleine Gesellschaft versammelt, deren Mittelpunct der Kaiser selbst bildete.

Unter diesem Berceau war nämlich der Schießstand angelegt und Karl der Sechste gab sich hier mit einigen Herren seines Hofes sehr lebhaft seinem Lieblingsvergnügen

hin. Die Schüsse folgten sich sehr rasch. Sie waren nach einer beweglichen Scheibe gerichtet. Wenn der Kaiser geschossen hatte, so folgte gewöhnlich ein lautes, einen glücklichen Treffer ankündigendes Jodeln des Zeigers.

Diese Schüsse und diese periodischen Rufe waren das einzige Geräusch, welches die Stille unterbrach, die im übrigen Lustgarten herrschte.

An der entgegengesetzten Seite des Gartens, hinter den Taxushecken schritt eine höchst auffallend aussehende Figur auf und ab. Sie war auf's abenteuerlichste herausgeputzt; die Kleider, deren Stoffe in den lebhaftesten Farben schimmerten, waren sämmtlich zu weit und zu faltig für die Leibesgestalt des kleinen Menschen, der sich darin einquartiert hatte. Wir brauchen nur hinzuzusetzen, daß diese Leibesgestalt von der Natur mit gränzenloser Unbekümmertheit um Symmetrie und normale Anlage der Contouren geschaffen war, um unsere Leser in diesem Individuum mit dem großen Federhut, das auf mächtig hohen rothen Absätzen einherstolzirt, den Baron Klein erkennen zu lassen.

Klein war in einem Zustande bedeutender Aufregung. Er schritt bald sehr langsam, bald gerieth er in ein trippelndes Laufen; er zog bald stumm die groteskesten Gesichter, bald öffnete er seine Lippen zu kurzen Selbstgesprächen: „Ad omnia paratus“, sagte er dann — „ad omnia paratus! Mag daraus werden, was da will. Ich trotze ihm.

Was kann mir Schreckliches begegnen? Trautson freilich könnte mir begegnen; er könnte mir grob begegnen — das allein ist's, was ich bedenken muß! Das war es denn auch, was Klein trotz aller energischen Ausrufungen und Betheuerungen doch nicht geradesweges auf sein Ziel losgehen ließ, sondern im Kreise herumführte. Weil Trautson konnte grob werden — das war's, was seine Schritte hemmte und diesem Moment seines denkwürdigen Lebens das Shakespearesche Motto gab:

Die frische Röthe der Entschlossenheit
Stirbt in der kranken blassen Ueberlegung,
Und jeder Plan der Kraft und Energie,
Durch diese Rücksicht aus der Bahn gerissen,
Verliert den Namen: That! —

In dieser zwischen heldenmüthigen Entschlüssen und völligem Verzagen schwankenden Stimmung traf Klein plötzlich auf da Bojador, der, eben vom Schlosse herkommend, raschen Schrittes in den von den Taxushecken umschlossenen Gang einbog, welcher die Maillebahn bildete und geradesweges auf das Sommertheater im hinteren Theile des Favoritagartens zuführte. Der Viconde stutzte, als er so unerwartet auf diese Gestalt traf — er wäre sehr gern unbemerkt an ihr vorübergeschlüpft — aber Klein war nicht der Mann, ihn so guten Kaufs vorüber zu lassen.

„Senhor Viconde“ — rief er aus, „Senhor Viconde — ei sieh da, trifft man Sie endlich! Den ganzen Tag habe ich Sie gesucht, wie man eine Stecknadel sucht, ohne Sie auftreiben zu können. Wissen Sie, daß ich glaube, Sie haben sich vor mir verläugnen lassen? Das ist nicht chön von Ihnen, amigo!“

„Ich war mit Geschäften überhäuft: aber vor allen Dingen,“ sagte der Viconde, lächelnd auf den kleinen Mann blickend — „vor allen Dingen lassen Sie mich Ihnen meine Bewunderung für Ihren äußeren Menschen ausdrücken. Wie Sie aussehen!“

„Gefall' ich Ihnen?“ entgegnete Klein, selbstgenügsam an sich niederblickend. „Ja freilich, ich habe es darauf abgesehen, eine tactvolle Verbindung von Pracht und Geschmack zu erzielen.“

„Und das ist Ihnen glänzend gelungen. Aber woher haben Sie diese Ordens-Decorationen? So viel ich weiß, haben Ihre mannigfachen Verdienste um den Souverain und den Staat leider noch von keiner Hand eines Potentaten eine solche Anerkennung gefunden.“

„Die Orden,“ versetzte der Baron, indem sein bräunlich gelbes Gesicht einen leisen Anflug verlegenen Erröthens zeigte — „die Orden, . . . die habe ich geerbt.“

„Geerbt?“

„Nun freilich. Das Stephanskreuz hier von einem

Großonkel, der Stuhlrichter in Temeswar war, und diesen Stern des heiligen Grabordens von meinem Großvater von der Mutterseite."

„Aber Klein!"

„Was wollen Sie?" „Ich bitte um Respect davor. Selbst einen Orden sich verschaffen, durch Connexionen, Protectionen, Augendienerei und so weiter . . . das kann Jeder. Es hat sehr wenig auf sich! Aber einen Orden erben, das ist ganz etwas anderes. Dazu muß man von anständigen Leuten abstammen. Das zeigt, daß man nicht hinter der Hecke gefunden ist. Nehmen Sie einmal alle die Ordensdecorirten und bebänderten Leute, die Ihnen begegnen, und untersuchen Sie, wie viele einen Orden zu erben gehabt hätten?"

„Ihre Theorie ist allerdings sehr scharfsinnig. Adel- und Ritterorden sind im Grunde dasselbe und doch sieht man bei'm Einen auf Alter und bei'm Andern auf Jugend. Aber Baron Klein, ich fürchte, man wird Sie nicht weit damit laufen lassen, mit Ihren alten Orden."

„O ich will auch nicht weit damit laufen — rathen Sie nicht, wohin ich damit will?"

„Sie wollen doch nicht gewisse schöne Augen damit blenden? Um den Pavillon Trautson's lustwandeln?"

„Nein — das hab' ich satt. Ich will hinein!"

„Welche Idee!" fiel da Bojador besorgt ein.

„Ich habe gethan, was Sie gewollt haben," versetzte Klein patzig. „Ich habe ganz nach Ihrem Rathe gehandelt, indem ich dem Kaiser meldete, was da vorgehe. Ich habe mir, meine ich, das Feld frei geschaffen. Nun will ich nicht länger mit Ihren Versprechungen mich vertrösten lassen. Ich werde noch heute Abend Bahnesa mich vorstellen. Muß das arme Mädchen nicht entrüstet sein, daß ich mich weiter gar nicht um sie kümmere? Welche Gedanken wird sie sich von meinem ritterlichen Muthe machen, daß ich gar nicht wage, wieder vor ihr aufzutauchen? Vielleicht auch härmt sie sich bitterlich, das arme Kind, und schwimmt in Thränen, weil sie ihre Neigung von mir verschmäht und verachtet glaubt!"

Der Viconde da Bojador war erschrocken über diese Eröffnungen des Barons, die derselbe mit so fester Entschiedenheit aussprach. Sie durchkreuzten in bedenklichem Grade seine eigenen Pläne, welche es ihm durchaus nothwendig machten, Bahnesa jetzt auf der Stelle allein zu sprechen. Trotz alle dem konnte er sich nicht enthalten, über die letzten Worte Klein's zu lachen.

„Vielleicht," fuhr dieser fort, „bricht ihr das Herz, ob der kalten Gleichgültigkeit des spröden Christen, der schon so lange ihr nicht das mindeste Zeichen seines Lebens und seiner Liebe gab!"

„O welche kleinmüthigen Gedanken, mein theurer

Freund!" spottete der Viconde. „Darüber seien Sie ganz ruhig. Sie können Bahnesa heute nicht sehen."

„Weshalb nicht, mein Senhor Don Perez, Seiner apostolischen Majestät wirklicher Kämmerer?"

„Weil Sie heute Abend Gefahr laufen, auf Trautson zu stoßen und weil er Sie durch das Fenster werfen würde, daß Sie — unersetzlicher Schade für die Menschheit! — den Hals brächen . . ."

„Wenn ich nicht sehr irre," antwortete Klein mit listigem Blinzeln seiner schmalen schwarzen Augen, „so waren Euer Gnaden hochselbst just eben auf dem Wege, dieser Gefahr Trotz zu bieten."

„Sie irren — ich dachte nicht daran, mich einer Begegnung mit dem formidablen Veit auszusetzen."

„Ich aber will es darauf ankommen lassen und bin entschlossen, hinzugehen."

„Wenn Sie wirklich sich von einem solchen gefährlichen Entschluß nicht wollen abhalten lassen, so warten Sie wenigstens so lange, bis ich vorausgegangen bin und Zeit gehabt habe, Sie der Frau Afra anzukündigen. Wenn ich bei dieser nicht für Sie ein Fürwort einlege, so kommen Sie nicht in den Pavillon, dafür stehe ich Ihnen."

„Damit bin ich einverstanden," entgegnete Klein. „Wollen Sie mir bei dieser unangenehmen alten Person die Wege ebnen, so werde ich Ihnen dankbar dafür sein. Ihr

Vorschlag, ich muß es anerkennen, ist praktischer Natur. Nur täuschen Sie mich nicht damit. Ich schwöre es Ihnen, hinhalten lasse ich mich nicht länger. Selbst zu handeln habe ich beschlossen. Meine Würde verlangt es. Einem Anderen traue ich nicht mehr. Niemandem auf Erden. Auch Ihnen nicht, Senhor!"

„Was eine himmelschreiende Ungerechtigkeit ist!"

„Mag sein — beweisen Sie es aber! Gehen Sie voraus. Eine Viertelstunde gebe ich Ihnen Zeit dazu. Ist diese Viertelstunde abgelaufen, so setze ich mich in Bewegung. Nichts auf Erden, und thürmte es sich so pyramidenhoch wie eine spanische Grandezza der letzten Klasse vor mir auf, wird mich abhalten, bis ich an meinem Ziele stehe und spreche: Bahnesa — holdester Stern des Morgenlandes — da bin ich!"

„Thun Sie das in Gottes Namen denn — ich eile also, um mit Frau Afra zu unterhandeln, damit sie Sie einläßt."

„Auf Wiedersehn, mein Herr!" antwortete Klein mit stolzem Kopfnicken.

Der Viconde schritt eilig weiter, dem Sommertheater zu, hinter welchem sich die Allee hinzog, die an dem Eingangspförtchen in den Lustgarten Trautson's vorüberführte. Baron Klein blickte dem Spanier mit gerunzelter Stirn nach: „Ich fürchte," sagte er für sich, „ich fürchte, er

meint es nicht besser mit mir, wie die Andern alle. Nimm Dich in Acht, edler vertrauender Klein — die Welt wird von Tage zu Tage erbärmlicher. Niederdrückendes Bewußtsein. Wäre Einem das ungetrübte Vergnügen und die unverkümmerte Freude, welche man über sich selber empfindet, nicht gelassen" — und dabei blickte Klein mit selbstvergnügt lächelnder Miene an seinem äußern Menschen nieder — „wie könnte man es aushalten in solcher Welt!" —

So lange da Bojador noch in der Maillebahn sichtbar blieb, ging Baron Klein langsamen Schrittes auf und nieder, wie er früher gethan. Sobald aber jener am Ende derselben verschwunden war, stellte er dies zwecklose Wandeln ein und folgte dem Spanier.

Dieser hatte unterdeß das Thürchen zu Trautson's Garten erreicht, hatte es mit seinem Schlüssel geöffnet, wieder verschlossen und war dann an dem Pavillon angekommen.

Die Art und Weise, wie er hier anklopfte, von Frau Afra eingelassen wurde und das Zimmer betrat, in welchem die drei Schützlinge Trautson's sich aufhielten, bewies, daß da Bojador hier längst wie eine Art Hausfreund betrachtet wurde. Bahnesa sprang bei seinem Eintritt von einer Fußbank empor, auf welcher sie gesessen hatte, sehr eifrig mit einer Menge rund um sie her auf dem Boden liegender

Blumen beschäftigt. Frau Afra hatte sie ihr verschaffen müssen, und sie wand Kränze daraus. Ein Gewinde von blauen Cyanen hatte sie sich auf ihre dunklen Locken gedrückt und dies stand ihr vortrefflich, der Kranz gab ihren feinen regelmäßigen Zügen den Charakter classischer Schönheit. — Die beiden andern Mädchen lagen sich gegenüber in den Ecken des Kanapees, in apathische Ruhe und völliges Nichtsthun versunken.

Bahnesa streckte ihrem Freunde die Rechte entgegen.

„Du bringst mir Gutes," sagte sie, „ich lese es in Deinen Augen."

„Meine Augen," antwortete da Bojador, „sind entzückt, weil sie Dich sehen, Bahnesa; auf Deine liebliche Stirn paßt nichts besser als dieser volle blaue Kranz."

„Gefall' ich Dir?" entgegnete das junge Mädchen mit einem Anflug von natürlicher Koketterie, die etwas überaus Anmuthiges hatte.

„Wie fragst Du noch? Du weißt, daß Du in meinen Augen schöner bist, als die schöne Helena. Hast Du je von Helena gehört?"

Bahnesa schüttelte lächelnd ihr liebliches Haupt.

„Nein? Und doch war sie eine Tochter Hellas' wie Du."

„Wer war sie?"

„Das anmuthigste Weib Griechenlands. Ein schöner Prinz kam und entführte sie in die Fremde.“

„Und ich“ — antwortete Bahnesa, „wenn ich die Macht der Schönheit dieser Helena hätte, ich möchte gerade das Umgekehrte thun.“

„Was möchtest Du thun?“

„Ich möchte selbst Jemanden entführen — und nicht in die Fremde sondern in die Heimath.“

„Einen fremden Prinzen?“

Bahnesa sah ihm schwärmerisch in's Auge und legte dabei ihre schmale Hand auf seinen Arm.

„Süßes Geschöpf,“ sagte da Bojador und widerstand, aus Rücksicht auf die Anwesenheit der beiden anderen Mädchen mit Mühe dem Drang, ihre lilienhafte Gestalt zu umschlingen und an sich zu drücken — „wären wir einmal allein, daß ich Dir ganz sagen könnte, wie sehr Du mein Herz bezaubert hast! Aber jetzt habe ich Dir Anderes zu sagen. Ich bin in der That glücklich gewesen, wie Du es mir ansahst. Ich habe den rechten Mann gefunden, der beim Kaiser Dein Fürsprecher sein wird.“

„Hast Du?“

„Höre mir zu. Du hast mir gesagt, daß Du nur sehr unvollkommen schreiben kannst. Deshalb habe ich von anderer Hand an diesen Mann ein Brieflein schreiben lassen, als wenn es von Dir käme. Der Inhalt ist, daß

Du ihn bätest, zu Dir zu kommen, sich von Dir Dein Schicksal erzählen zu lassen und sich dann für Deine Freiheit zu verwenden. Habe ich Recht gethan?"

„Wenn der Mann das Ohr des Kaisers hat, sicherlich."

„Das hat er. Er ist ein Prinz, der die höchste Gunst des Kaisers genießt. Wenn er sich für Dich verwendet, so erfüllt der Kaiser Deine Wünsche ohne Zweifel."

„Und er wird zu mir kommen?"

„Vielleicht noch in dieser Stunde."

„Ich erschrecke. Wie soll ich ihn empfangen — was reden, daß meine Worte sein Herz rühren?"

„Sei ohne Furcht. Er wird gerührt sein, wenn er Dich sieht, wenn Du mit einfacher Sprache Deine Lage ihm schilderst. Merke Dir nur zweierlei — zuerst, daß Du meiner nicht erwähnst und dann, daß Du, wenn der Prinz Dich fragt, ob Du ihm den Brief gesendet, antwortest, Du habest es gethan."

„Weshalb soll ich Deiner nicht erwähnen und soll verleugnen, wie sehr Du mein Freund bist?"

„Weil es besser ist, der Prinz glaubt, Du habest ganz aus eigenem Antriebe gehandelt, indem Du Deine Zuflucht zu ihm nahmst. Dies wird ihn mehr für Dich gewinnen, als wenn er auf den Gedanken kommt, es habe irgend

Jemand anders Dir zugeflüstert, Du solltest Dich an ihn wenden. Glaube mir das."

„Ich glaube Dir."

„Und versprich mir deshalb, meinen Namen mit keiner Silbe zu nennen!"

Vahnesa reichte ihm die Hand zum Zeichen des Gelöbnisses.

Während das junge Mädchen ihn dabei mit ihren schönen schwärmerischen Augen voll innerer Bewegung anblickte, während sie gerührt die Worte sprach: „Ich danke Dir, mein Freund, für Alles, was Du für mich thust," fühlte der Viconde beinahe etwas wie schmerzliche Gewissensbisse über die Treulosigkeit, womit er Vahnesa bei diesem Allen täuschte und womit er etwas ganz Anderes beabsichtigte, als was er der jungen Griechin vorspiegelte — ihre Rettung aus der Art von Gefangenschaft, in welcher sie sich befand.

Er hatte das Billet, welches ihm Juliane Bolagno schreiben müssen, durch eine zuverlässige Hand dem Herzog von Lothringen überbringen und mündlich hinzufügen lassen, daß die Briefstellerin den Herzog im Pavillon Trautson's, hinter dem Garten der Favorita, erwarte. Er sah voraus, — und darauf beruhte sein Plan, wie er ihn jetzt nach langem Nachdenken zuletzt festgestellt hatte, — daß

der gutmüthige junge Herzog nichts Eiligeres zu thun haben werde, als dieser Aufforderung zu folgen. Dafür bürgte ihm der ganze Charakter des ritterlichen und so arglosen jungen Mannes. Die nächste Folge mußte dann sein, daß Franz Stephan von Lothringen von Trautson die Freilassung seiner Gefangenen verlangen werde. Es war Zehn gegen Eins zu wetten, daß Graf Trautson diesem Begehren des jungen Prinzen mit Heftigkeit widerstreben werde. Franz Stephan aber war nicht der Mann, wenn er sich einmal für seine schöne Bittstellerin begeistert hatte, darauf zu verzichten, ritterlich ihr beizustehen, ihre Wünsche zu erfüllen. Ein Zusammenstoß, ein heftiger Hader zwischen Trautson und dem Prinzen war etwas durchaus Unvermeidliches. War dieser Hader glücklich entbrannt, dann war es eine leichte Aufgabe für den Viconde, dafür zu sorgen, daß die Angelegenheit Aufsehen mache, so stark wie irgend möglich. Der ganze Hofstaat mußte davon erfüllt werden, hundert geschäftige Zungen mußten es dem Kaiser hinterbringen, daß Trautson mit dem Herzog von Lothringen in Streit gerathen wegen des menschenfreundlichen Eifers des jungen Herzogs für Trautson's schöne Odalisken.

Vorausgesetzt, daß Trautson nicht selber dem Kaiser die Angelegenheit brühwarm hinterbrachte!

Der Herzog von Lothringen war dann für immer

verloren. Die eclatanteste Bestätigung der Beschuldigungen, welche Klein dem Kaiser schon zugeflüstert, war geliefert. Franz Stephan, und würde er eine zehnfach größere Beredtsamkeit entwickeln, als er besaß, würde sich dann in den Augen der Majestät nicht rein waschen können. Und noch weniger sicherlich in denen der Erzherzogin! Er war unrettbar verloren!

Das war der Plan, der das Handeln des Viconde da Bojador bestimmte. Er hatte dabei den Vortheil, daß er selbst in dem Hintergrund und für alle Fälle gesichert bleiben konnte. Er brauchte keine directen Beschuldigungen vorzubringen. Wenn der Kaiser ihm einen Bericht abforderte, Rechenschaft über das, was er gethan, um den ihm gewordenen Auftrag zu vollführen, so konnte er ganz bei der Wahrheit bleiben. Er konnte angeben, daß Trautson allerdings drei sehr verführerische Schönheiten in seinem Pavillon berge: daß aber Trautson's Absicht mit ihnen eine christlich-fromme und sehr der Unterstützung würdige sei; daß er gute Katholikinnen und andächtige Bräute des Himmels aus ihnen erziehen wolle. Des Herzogs von Lothringen Humanitäts-Eifer aber mußte dann dem Kaiser nur noch in schwärzerem Lichte erscheinen.

Aber, wie gesagt, er fühlte in diesem Augenblicke Mitleid mit dem armen, so vertrauensvoll sich ihm hingebenden

Opfer und Werkzeug seiner Intrigue. Wenn Trautson aus den beiden andern Geschöpfen in der Kanapee-Ecke dort dem Himmel Geschenke machte, so schien ihm der Himmel Ursache zu haben, sich für vollständig befriedigt und abgefunden zu erachten. Vahnesa demselben Schicksal anheim fallen zu lassen, schien ihm grausam. Er nahm sich vor, über Mittel und Wege nachzudenken, Vahnesa's Wünsche wirklich zu erfüllen.

In dieser Stunde aber war nicht die Zeit, darüber nachzusinnen. Es mußte ja auch abgewartet werden, welche Wendung überhaupt die Angelegenheit nehmen würde. Was für Vahnesa zu thun, ließ sich dann noch immer in Erwägung ziehen.

Der Viconde bereitete sich vor, zu gehen. „Addio, carissima mia!“ sagte er, und indem er Vahnesa an sich zog, drückte er einen Kuß auf ihre Schulter.

In diesem Augenblick fuhren ganz zu gleicher Zeit die beiden Mädchen, welche in dem Kanapee ruhten, empor und stießen einen leisen Schrei der Ueberraschung aus.

Der Viconde glaubte im ersten Augenblick, dieser Schrei sei ein wider ihn gerichteter Ausdruck der Entrüstung über die Vertraulichkeit, welche er sich gegen Vahnesa erlaubt hatte. Aber diese wechselte hastig mit Ablah und

Fatimeh einige Worte in ihrer Sprache und dann sagte sie, zu da Bojador gewandt:

„Ablah und Fatimeh haben hinter uns den Kopf eines Mannes am Fenster auftauchen sehen.“

„Den Kopf eines Mannes?“

„Einen häßlichen, breiten, braunen Kopf!“

„Die Pest über ihn! Das kann Niemand anders sein, als Klein!“

Er trat an's Fenster und blickte hinaus. „Es ist Niemand da. Aber Fußspuren sind da, die allerdings häßlich breit genug sind, um auf seine Anwesenheit zu deuten. Er muß an den Mauervorsprüngen wie eine Katze in die Höhe geklettert sein, der abscheuliche Knirps. Ich muß fort, um ihn einzuholen, um ihn abzuhalten, Lärm zu schlagen. Ich muß ihn mit Drohungen einschüchtern.“

Nachdem der Viconde rasch, mehr für sich als für das Ohr Bahnesa's, die ihn ängstlich anblickte, diese Worte ausgestoßen hatte, wollte er davoneilen, als plötzlich zu seinem Schrecken ein donnernd sonorer Schritt und eine ebenso donnernd sonore Stimme in dem Vorzimmer laut wurden.

„Altes wackeliges Gerüst, daß Ihr das Wetter über dem Kopf zusammenfahre und Ihr die Zunge im Munde

verdorre" — rief diese Stimme draußen. „Laß Sie mich aus, mit all' dem unsinnigen Geschwätz, womit Sie mich aufhält. Ich werde schon selbst sehen, wie's ausschaut bei den Frauenzimmern da drin."

„Aber Ew. Gnoden," hörte man Frau Afra mit einem Tone sagen, in welchem so viel Angst und Beklommenheit lag, wie der Ton einer Stimme nur irgend ausdrücken kann — „was ich noch sagen wollt', Ew. Gnoden, thun's mir die einzige Gnode an und gengen's a Mol mit in die Kammer drüben, wo der Vex schlaft, der Vex is mir über d'Nacht krank worden."

„Der Vex ist krank — nun meinethalb, laß ihn umkommen, ich kauf' Dir'n andern — Vexe sind wohlfeil bei uns zu Lande, alte Schachtel, und jetzt scheer Dich aus dem Weg."

Dies war die kurze Unterredung, die drinnen, sehr deutlich vernommen, Schrecken und Bestürzung erregte. Sie verkündigte, daß Trautson, der sonst um diese Stunde nicht in den Pavillon kam, vom bösen Feinde hergeführt, leibhaftig vor der Thür stehe, und daß Frau Afra umsonst ihn abzuhalten versuchte, sogleich das Wohnzimmer der drei Mädchen zu betreten.

Beim ersten Laut des keinesweges wohlklingenden Organs des alten Degenknaufs war da Bojador wie elektrisirt zusammengefahren. Mit völliger Geistesgegenwart jedoch

hatte er rasch überschaut, welche Ausgänge ihm übrig blieben, um einer Begegnung zu entgehen. Dieser Auswege waren zwei: durch das Fenster, oder durch die Draperie, welche in der Ecke des Zimmers den Eingang zu einem Alkoven-ähnlichen Raum verhüllte. Im ersteren Falle, wenn er durch das Fenster schlüpfte, war er vollständig geborgen: im zweiten war er in dem Alkoven gefangen und mußte dort verharren, bis es Trautson gefiel, wieder abzuziehen. Dies war um so mißlicher, als da Bojador der Boden unter den Füßen brannte — er mußte ja durchaus hinter Baron Klein herlaufen, um diesen abzuhalten, ihm irgend einen Querstrich durch seinen fein überlegten Plan zu machen. So war denn der Weg durch's Fenster ganz entschieden vorzuziehen; aber, er war leider nicht practicabel! Um die Espagnolett-Stangen aufzureißen, die Fenster-Flügel loszuwerfen, die venetianischen Blenden draußen aufzustoßen — dazu war ganz sicherlich mindestens die doppelte Anzahl von den Secunden nöthig, welche Trautson nöthig hatte, um aus dem Vorzimmer in das Wohnzimmer seiner weiblichen Schützlinge zu treten.

Das hatte der Viconde blitzschnell überschaut, und der Nothwendigkeit weichend, sprang er mit einem raschen Satz hinter den Vorhang, in den Alkoven.

Daß ihn keines der Mädchen verrieth, davor war er sicher. Ablah und Fatimeh ordneten sich ihm freiwillig als

einem Wesen höherer Art unter. Sie empfanden aber auch außerdem viel zu viel Vergnügen an solch einem kleinen Versteckenspiel, an solch einer Harem-Intrigue, als daß sie nicht alles gethan hätten, um dem Freunde Bahnesa's beizustehn, dem Gebieter und Herrn, dem „Christenaga," aber einen Streich zu spielen.

Trautson, den die Absicht, den Prinzen Eugen zu empfangen, um diese ungewohnte Stunde hergeführt hatte, trat in das Zimmer. Er kniff Bahnesa väterlich gnädig in die Wangen, nickte den beiden andern Mädchen einen halben Gruß zu und sagte in italienischer Sprache zu jener:

„Nun, wie siehst Du aus? Immer schön und schmuck. Brava! Die andern beiden sind faule Thiere. Sag' ihnen, sie sollten sich darauf vorbereiten, die Musterung zu passiren. Der Prinz Eugen von Savoyen, des Kaisers erster General — begreifst Du, was das sagen will? Der Prinz Eugen wird hierher kommen und Euch die Ehre erweisen, Euch anzusehen. Woll'n dann einmal überlegen, was wir Gescheutes mit Euch anfangen! Zeit wird's, daß Ihr von hier fortkommt!"

„Wir sind Deine Gefangenen, Herr, und Du kannst über uns schalten," versetzte Bahnesa. „Aber warum hast Du uns zu Gefangenen gemacht, wenn Du unsrer überdrüßig bist und sinnst, wie Du uns entfernest?"

„Warum? Weil ich ein Esel war! Hab' freilich nicht vorausgedacht, wie's mit der alten Klosterschachtel von Tante gehen würde und das sie so viel Eile hätte, zu ihrem himmlischen Bräutigam zu kommen. Hab' nicht vorausgedacht, daß ich selber Euch auf dem Halse haben würde!"

„Laß uns hier," fuhr Bahnesa fort, die bei dem Gedanken erschrocken war, daß Trautson sie an irgend einen andern Ort senden könne, wo sie von ihrem Freunde getrennt war.

„Hier?" antwortete Trautson. „Nichts da; ist nicht der rechte Ort! Ist nicht gebaut zu 'nem Kloster. Und die alte Afra ist mir auch die rechte Aebtissin für einen Convent von thörichten Jungfrauen wie Ihr seid! Nichts da. Fort müßt ihr schon. Trau der alten Runkunkel nicht. Ihr nicht, mitsammt dem Vex. Warum kommt sie nicht? Warum ist sie nicht hier? Das Wetter soll ihr auf den Schädel fahren! Ist's wahr, daß der Vex krank ist? Kann denn so was auch krank werden wie ein ordentlicher Mensch? Am Ende habt Ihr ihn verführt, Ihr Teufelsbraten, den armen Vex!"

Und Trautson brach bei diesem Einfall in ein lautes Lachen aus.

Wir wollen ihn bei dieser Art von Unterhaltung, mit der er sich die Zeit bis zum Kommen des Prinzen Eugen zu vertreiben suchte, lassen, und unterdeß uns nach einem andern unsrer Bekannten umsehen.

Ende des ersten Theils.

Leipzig,

Druck von Giesecke & Devrient.

Aus den Tagen der großen Kaiserin.

Historische Novellen

von

Levin Schücking.

Zweiter Band.

Prag und Leipzig,
Verlag von J. L. Kober.
1858.

Die Odalisken.

Zweiter Theil.

Erstes Capitel.

Von der Wendung, so des Spaniers Anschlag nahm.

Die beiden Odalisken, Ablah und Fatimeh, hatten einen häßlichen, breiten, braunen Kopf vor dem Fenster auftauchen sehen, gerade in dem Augenblicke, wo der Viconde da Bojador sich dazu hinreißen ließ, einen Kuß auf die weiße Schulter des schönen Mädchens von der Insel Metellino zu drücken. — Der Spanier hatte vollständig richtig geschlossen, daß dieser Kopf niemand Anderem zugehören könne, als dem Baron Klein.

Klein war, wie wir früher sahen, dem Viconde heimlich gefolgt. Er hatte zwar das Thürchen geschlossen gefunden, welches aus dem Favoritagarten in Trautson's Garten führte: aber dies Hemmniß hatte ihn nicht aufgehalten; auf die Gefahr hin, seinem kostbaren Anzuge, dieser „tactvollen Vereinigung von Pracht und Geschmack" beträchtlichen Schaden zuzufügen, war er flink über die

Hecke geklettert. Dann hatte er sich leise an den Pavillon herangeschlichen und an allen Fenstern gelauscht, bis ihm das Lautwerden eines Stimmenwechsels verrathen, hinter welchem er den Spanier zu suchen habe. Nun kam es darauf an, vor diesem Fenster in die Höhe zu gelangen: denn Baron Klein war entschlossen, koste es was es wolle, einen Späherblick durch das Fenster zu werfen. Die Aufgabe war nicht gerade leicht, wenn weder eine Leiter da war, noch irgend ein anderes Ding, welches der Gestalt des kleinen Barons eine hinlängliche Erhöhung gewährt haben würde. Aber bekanntlich vermag der entschlossene Mensch Alles, was er ernstlich will. Es kommt eben nur auf die nöthige Hartnäckigkeit des Willens an.

An Hartnäckigkeit fehlte es dem kleinen Baron nicht, und so kam er denn auch richtig an Trautson's Pavillon in die Höhe. Er nahm zuerst einen Anlauf wider den Bau, gerade so als ob er ihn gänzlich niederzurennen, oder als ob er mit dem Kopfe durch die Mauer zu stürmen beabsichtigte. Statt jedoch einen solchen, nur der bedauerlichsten Verkennung des hier obwaltenden Verhältnisses zwischen Kraft und Widerstandsfähigkeit möglichen Versuch auszuführen, der jedenfalls unheilvoll für unsern Freund geendet hätte, that dieser etwas, das sich als unbedingt zweckmäßiger erwies. Er sprang nämlich im richtigen Augenblick so, daß er mit dem rechten Fuße fest und sicher

auf den Vorsprung zu stehen kam, welchen die dem Pavillon als Unterbau dienende Plinthe oder Grundmauer bildete. Dort stehen zu bleiben wäre nun freilich ein dem geschicktesten Akrobaten unlösbares Kunststück gewesen. Die Gesetze der Schwere hätten ihn gezwungen, augenblicklich wieder hinunterzuspringen, wie wir das auch dem, in der löblichen Turnkunst weniger erfahrenen Theile unserer Leser, nicht zu erklären brauchen. Aber Klein wußte dieser, seinen Plan mit völliger Vereitelung bedrohenden Nothwendigkeit zuvorzukommen. Rasch und sicher schlug er seine beiden Hände in demselben Augenblicke, in welchem sein Fuß auf den Mauervorsprung trat, auf das untere Stück des Fenstercasinos; und da diese beiden Hände den Vorzug hatten, sehr breit und sehr kräftig ausgebildet zu sein, so gelang es ihm glücklich, sich fest zu halten. Es bedurfte jetzt weiter nichts, als daß er sich mit den Armen in die Höhe hob, und sein Gesicht gelangte dahin, wo er es haben wollte — auf ein und dasselbe Niveau mit der untersten Scheibenreihe des Pavillonfensters.

So kam es, daß Baron Klein Zeuge wurde der Vertraulichkeit, welche sich der Viconde da Bojador y Roccaberti mit der schönen Tochter des Hellenenlandes erlaubte.

Welche Gefühle dieser Anblick wach rief in der Brust des Betrogenen, Verrathenen, in seinen schwärmerischesten und geläutertsten Empfindungen Verletzten, brauchen wir

nicht zu schildern. Baron Klein schäumte Wuth. Hatte er sich eben noch wohl gehütet, den Pavillon mit seinem Kopfe einzurennen, jetzt hätte er den ganzen Bau wie Simson einreißen und über dem Haupte des falschen Spaniers zusammenschleudern mögen. Er riß seinen Degen aus der Scheide. Er eilte dem Eingang des Pavillons zu, um hineinzustürmen und Alles zu erstechen, was ihm begegnete. Wie ein Malaie, der den Kreislauf macht, war Baron Klein anzuschauen, mit seinem rothflammenden Gesicht, seinen blitzesprühenden Augen, seinen wild gesticulirenden Armen.

Aber in dem Moment, in welchem er um die Ecke des Pavillons stürzte, sah er etwas, das seine Wuth mit zauberhafter Schnelligkeit beschwichtigte; etwas, das magisch seine Schritte hemmte. Er sah eine Gestalt in der Thür des Pavillons verschwinden. Von dieser Gestalt erblickte er zwar nur den Rücken; aber dieser von der Natur in einer Stunde launenhafter Vorliebe für quadratförmige Bildungen angelegte Rücken reichte hin, Jedermänniglich darin ein Stück von Veit Trautson erkennen zu lassen.

Dies gab den rachedürstenden Gedanken Klein's plötzlich eine andere Richtung. Auf Veit Trautson zu stoßen, die blanke Waffe in der Hand, das begehrte der zornmüthige Mann auch in diesem Augenblick höchster Erregung nicht. Er steckte den Degen ein, wischte sich mit dem Fa=

zolett'l die schweißperlende Stirn, und, schnell einen andern Plan ergreifend, der ihm Rache verschaffen sollte, stürzte er davon.

Er verließ den Garten Trautson's auf demselben Wege, auf welchem er ihn betreten. Er kletterte wieder über die Grenzhecke in den Garten der Favorita. Er eilte durch die Allee, welche dieser Grenzhecke entlang lief, und bog dann rechts ein, auf dem geradesten Wege dem Schloße zu.

Aus der Ferne klangen noch immer die Schüsse von dem Schießstand des Kaisers herüber.

Hierhin eilte Klein.

Aber er sollte nicht an sein Ziel gelangen, ohne noch eine auffallende Begegnung an diesem abenteuerreichen Tage zu haben. Er hörte, als er eben an einer Taxuswand entlang ging, an der andern Seite leise Stimmen flüstern. Er hörte ein Rauschen wie von Frauengewändern. Er hörte leicht und rasch auftretende Schritte sich nähern.

Den Athem anhaltend, blieb er stehen; dann machte er sacht eine kurze Strecke seines Weges zurück, um an einen Ausschnitt in der Taxushecke zu gelangen, der ihm erlaubte, in den jenseitigen Gartengang zu schauen.

Wenige Augenblicke vergingen und er sah die Kommenden vorüberschreiten. Es waren ihrer zwei — die erste war das Kammerfräulein Juliane Bolagno und die

zweite war deren getreue Zofe Resi; beide dem kleinen Baron von Person und Ansehn sehr wohl bekannt.

Gräfin Juliane Bolagno trug einen weiten weißen Ueberwurf; aber da sie sich unbeachtet wähnte und da dies Kleidungsstück beim Gehen zurückflatterte, so sah Klein's nicht wenig erstauntes Auge, daß sie darunter einen chamoisgelben Kaftan, ein meergrünes Unterkleid und weißseidene Beinkleider trug. Ein kleiner Schäferhut, wie er damals Mode war, bedeckte ihre braunen ungepuderten Locken; die Zofe Resi jedoch trug einen, nur halb von einem Tuche verhüllten, grünen, mit weißen Perlenschnüren durchflochtenen Turban in der Hand.

„Pest!" sagte sich Klein — „was ist das?! Welche neue Entdeckung? Gräfin Juliane Bolagno — als Türkin verkleidet? Wo wandelt die hin — auch in den Pavillon?... laß doch sehen!"

Er folgte ihr leise, behutsam, sich hinter den Hecken und Gebüschen so versteckt haltend, daß er vor der Entdeckung sicher war.

Sie nahm den Weg, den er vermuthet hatte. Sie vertiefte sich in den hintern Theil des Gartens. Sie hielt hinter den Coulissen des Sommertheaters an, nahm ihren kleinen Federhut ab, und ließ sich von Resi den Turban auf das Haupt setzen und befestigen. Dann gingen beide weiter. Sie kamen an das Thörchen. Resi hatte einen

Schlüssel. Sie schloß auf. Ihre Herrin schlüpfte hindurch. Resi blieb an dem Thörchen stehen, als ob sie hier Wacht halten solle.

Baron Klein hatte genug gesehen; er stieß einige fürchterliche Flüche aus und dann schlug er mit verdoppelter Eile den schon früher genommenen Weg in der Richtung nach dem Schlosse, oder vielmehr der Schießstätte des Kaisers, wieder ein.

Der Kaiser hatte eben einen meisterlichen Schuß gethan, und reichte gerade dem Büchsenspanner den abgefeuerten Stutzen hin, während sein Auge noch auf der gemalten Sau am Ende der Schießstätte ruhte, wo der Zeiger mit seinem Stabe jodelnd und hallohschreiend auf das von Seiner Majestät getroffene Blatt deutete, als Karl VI. plötzlich ein ziemlich starkes Gelächter hinter sich vernahm, welches ganz so lautete, als würde es noch viel schallender ausfallen, wenn die Gegenwart der Majestät es nicht gedämpft hielt. Er wandte sich und erblickte den Baron Klein, der sich durch die Gruppe der hinter dem Kaiser stehenden Herren drängte, mit rothem schweißtriefendem Antlitz, höchst aufgeregten Mienen und in dem früher erwähnten, ordendecorirten Anzug, was alles zusammen einen Anblick darbot, welcher die Heiterkeit der Herren vom Hofe vollständig rechtfertigte.

Aber Klein kümmerte sich um diesen Ausbruch von

Heiterkeit, dessen Gegenstand er war, sehr wenig. Er trat dicht vor den Kaiser und in seiner Aufregung seine Hand ausstreckend, als wolle er ihn am Gewande ergreifen, rief er aus:

„Kaiserliche Majestät halten zu Gnaden, aber ich muß Majestät ein Paar Worte allein sagen."

„Was hat Er denn, Klein? Er sieht ja aus wie ein Krebs, ein gesottener!"

Mit diesen Worten gab der Kaiser einen Wink mit der Hand und die umherstehenden Herren zogen sich weit genug zurück, um die jetzt beginnende Unterredung nicht verstehen zu können.

„Nun, sprech' Er! Was giebt's?"

„Majestät," polterte Klein heraus, „ein schändlicherer Streich ist noch nie gespielt worden — es ist Alles, Alles erlogen .... die ganze Sache ist nicht wahr!"

„Drück' Er sich kurz und geordnet aus, Klein, wenn Er's kann," unterbrach ihn der Kaiser mit einer Ruhe, welche einen starken Contrast zu Klein's aufgeregter Redeweise bildete.

„Majestät, erlogen ist die ganze Geschichte mit den Türkinnen. Wissen's, wer die schönen Türkinnen sind, Majestät? Hofdamen sind es — Kammerfräulein der Erzherzoginnen, die sich maskiren, um das Vergnügen zu haben, sich als Odalisken fühlen zu können. So eben habe

ich Gräfin Juliane Bolagno belauscht, wie sie im gelben Kaftan und grünen Turban in Trautson's Pavillon schlüpfte. Und da drinnen, was sie da drinnen treiben? Majestät, das erblickten vor wenig Minuten diese meine eigenen guten, gesunden Augen. Der Herr Viconde Don Perez da Bojador vergnügte sich damit, eine dieser falschen schönen Türkinnen auf sehr verfängliche Weise zu liebkosen."

„Was behauptet Er da? Nehme Er seine Zunge in Acht! Wer, sagt Er?"

„Der Viconde da Bojador, kaiserliche Majestät — ich habe durch das Fenster in den Pavillon gesehen und gesehen, wie dieser verlogene Spanier die schönste von diesen Belialskindern, die an seiner Brust lag, mit seinen Caressen beglückte."

„Wenn Er mich belügt, Klein, so lasse ich Ihm trotz der Orden, die Er da umgehangen hat, den Staupbesen geben!"

„Ich betrüge Eure Majestät nicht. Klein weiß, was er seinem Kaiser und auch, was er sich selber als Cavalier schuldig ist!"

Diese Worte sprach der kleine Baron mit einem gewissen trutzigen Pathos, während doch seine Rechte sehr emsig die Decorationen, mit denen er Bahnesa zu blenden

gehofft hatte, von seinem Rocke abzureißen und in seiner Hosentasche zu verstecken bemüht war.

„Also Er hat den Kämmerer da Bojador bestimmt erkannt?"

„Ja, Majestät."

„Und unter dem türkisch gekleideten Frauenzimmer hat er ein Kammerfräulein der ältesten Erzherzogin wahrgenommen?"

„Die Gräfin Bolagno!" —

Des Kaisers Antlitz hatte sich ganz bedeutend verfinstert; seine Brauen zogen sich in ungewöhnlicher Weise zusammen und jener Gleichmuth, der sonst auch durch die wichtigsten und inhaltreichsten Vorkommnisse wenig oder gar nicht erschüttert wurde, schien Karl VI. hier für einen Augenblick zu verlassen. Er fühlte sich an der empfindlichsten Seite berührt durch die Entdeckung, daß sich an seinem Hofe, dicht in seiner Nähe, eine Sache begeben, welche ihn persönlich demüthigte, weil er stolz darauf war, den sittenreinsten und würdevollsten Hof Europa's zu haben. Und nun gingen solche abominable Dinge an diesem anstandsvollen Hofe vor! Ja, der Mann selber, dem er die Untersuchung dieses Scandalums aufgetragen, von dem er voll Vertrauen eine officiell zuverlässige Aufklärung über das Ganze erwartete, der betrog ihn und charmirte in dieser deutschen Ausgabe eines Parc aux cerfs herum — das

war zu viel, das war genug, um den Kaiser in einen wahren Zorn zu versetzen.

Sein Entschluß war rasch gefaßt.

Er winkte heftig mit der Hand nach der Gruppe der Herren hin, welche sich eben zurückgezogen hatten, um ihn unbelauscht mit Klein sprechen zu lassen. Die sämmtlichen Herren schossen höchst eilfertig herbei.

„Nein, nein!“ rief der Kaiser unwillig aus — „ich meine die Herren nicht; ist denn der Martinitz da hinten blind!“

Die Herren fuhren wieder zurück. Es war wie eine hin- und herwogende Seewelle. Zugleich wurde der in größerer Entfernung und bescheiden im Hintergrunde stehende Trabanten-Lieutenant Martinitz, der heute den Dienst beim Kaiser als Ordonnanz-Officier hatte, mit großer Hast darauf aufmerksam gemacht, daß ihm des Kaisers Wink gegolten habe.

Der Trabanten-Lieutenant Martinitz trat mit beschleunigten Schritten heran.

„Martinitz,“ sagte der Kaiser, „nehme Er eine Patrouille von seinen Leuten. Verfüge Er sich in das Sommerhaus im Garten Veit Trautson's, hinter der Favorita. Hebe Er auf, was Er da von türkischem oder türkisch gekleidetem Frauenvolk findet. Transportire Er das in das Kloster der Salesianerinnen. Es ist da einzusperr'n bis

auf unsern weitern Befehl. Findet Er Herren dort, so hat Er sie, wer es auch sein mag, in ihre Wohnung zu geleiten, und ihnen, ohne Ansehn der Person, dort Stuben-Arrest anzusagen. Verstanden?"

„Zu Befehl, Eure Majestät."

„So geh' Er! Nachher rapportir' Er uns!"

Martinitz marschirte ab, um den Befehl des Kaisers zu vollziehen.

„Und Er, Klein, jetzt geh' Er seiner Wege. Wir verbieten Ihm, uns weiter mit der Sache zu behelligen. Alles, was wir darüber erfahren, kommt uns bislang von Ihm zu. Es wird Zeit, daß wir von einem reputirlichen und gescheuten Menschen Etwas darüber zu vernehmen bekommen."

Klein verbeugte sich schweigend und entfernte sich, Triumph in allen Mienen.

Karl der Sechste winkte dem Büchsenspanner, ließ sich einen frisch geladenen Stutzen reichen und fuhr fort, der hölzernen Sau am Ende des Schießstands auf's Blatt zu feuern. — —

Unterdeß hatte Gräfin Juliane Bolagno ihren Weg zum Pavillon Trautson's fortgesetzt. Die Thüre zu demselben stand offen. Frau Afra hatte über ihrer Angst vor der Scene, welche ihr gestrenger Gebieter ihr machen werde, wenn er den Viconde da Bojador bei ihren Schutz-

befohlenen fände, gänzlich vergessen die Eingangsthüre zu schließen und hatte sich in die Kammer zu ihrem getreuen Diener, dem angeblich kranken Bex geflüchtet.

Juliane sah sich deshalb, als sie in dem Vorraum des Pavillons stand, vergebens nach einem Führer um. Aber sie hörte Stimmen hinter der Thüre rechts und deshalb wandte sie sich hierhin. Sie öffnete die Thüre und blieb dann, wie eine Erscheinung, auf der Schwelle stehen.

Ein lautes Ah! aus einer derben männlichen und drei viel wohlklingenderen weiblichen Kehlen tönte ihr entgegen.

„Da fahr' der Teufel mit 'nem Himmelkreuzmillionen-Donnerwetter drein!" schrie Trautson auf, als er so unvermuthet eine vierte Odaliske vor sich erblickte. — „Wer ist Sie — was will Sie?"

„Mein hochgebietender und erlauchter Pascha," flötete das Kammerfräulein mit ihrer süßesten Stimme, „ich höre, Du bist der großen Schriftgelehrten Einer, und da ich auch zu den Erwählten mich zähle, die sich die Gläubigen Allah's und Mohamed ihren Propheten nennen, so komme ich, daß ich Theil nehme an Deiner weisen Auslegung der Sunna und des heiligen Korans. Verstatte, daß ich zu Deinen Füßen sitze, großer Mollah, und daß meine dürstende Seele sich labe an den Quellen der Er-

leuchtung, welche Deine Weisheit sprudeln macht aus dem Grunde geweihter Ueberlieferung."

„Mich soll der Teufel holen, wenn das nicht die Bolagno ist" — antwortete Veit Trautson auf diese mit großem Pathos vorgebrachte Anrede — „aber ich will mich vom Satan in der Hölle klein stoßen lassen, wenn ich begreife, was Ihnen den Muth giebt, hierher zu kommen und den Veit Trautson zum Besten haben zu wollen."

„Den Muth schöpfe ich aus meinem Durst nach Weisheit und meinem Drange, die Perlen der Wahrheit von Deinen Lippen gleich dem köstlichen Thaue des Morgens träufeln zu sehn, mein hoher Pascha — aber nun laß mich als Freundin treten zu meinen edlen Mitschülerinnen, die schon länger als ich so glücklich sind, sich des Anblicks Deines grenzenlos gelehrten Hauptes erfreuen zu dürfen!"

„Dies wird immer besser!" rief Trautson aus, und sah voll aufrichtigen Erstaunens Julianen zu, wie diese von einer der drei Mädchen sich zur andern wandte, und dieselben anscheinend mit größter Seelenruhe musterte und fixirte.

„Parlate italiano?" fragte sie dann die türkischen Mädchen.

Bahnesa sah, bevor sie zu antworten wagte, ängstlich Trautson an.

„Contessa Juliana Bolagno,“ sagte dieser, „würden Sie wohl die Gnade haben, mir zu sagen, was Sie eigentlich hier wollen und was Sie auf die vermaledeite Idee gebracht hat, jetzt, in der Sommerzeit, wo der Fasching längst aus ist, so aufgedonnert, wie Sie da sind, einherzulaufen? Kreuzmillionen Türkenschädel, Fräulein Cameriera, ich muß sonst glauben, Sie haben sich im Wege geirrt, der Weg in den Narrenthurm geht nicht durch dies Sommerhaus! Heraus damit, was wollen Eure Gnaden hier, oder ich mache kurzen Proceß und brauche mein Hausrecht!“

„Ich hoffe, verehrungswürdiger Mollah Trautson,“ entgegnete Gräfin Juliane, „Du wirst, bevor Du von Deinem Hausrecht redest, eingedenk sein Deiner Hauspflicht, welche nach allen Gesetzen des Korans und allen Sitten des Volkes Allah's darin besteht, den Gast, der unter Dein Dach tritt, freudig zu bewillkommnen und zu ihm voll Demuth zu sprechen: Gnade widerfährt mir durch Deinen Eintritt, siehe dies Haus als das Deinige an!“

„Nun hat mir doch in meinem Leben ein Weibsbild nicht solchen Spott angethan,“ rief Veit Trautson aus, indem seine Augen vor Zorn zu funkeln begannen und seine rothe Nase in einem bläulichen, höchst unheimlichen Lichte spielte. „Mich soll der Teufel mit Füßen treten, wenn ich mich länger foppen lasse.“

Damit machte er in drohender Haltung einen Schritt vorwärts auf Juliane zu.

Diese war längst erschrocken vor Trautson's zornigen Redensarten und Gesichtern. Aber sie suchte so lange als möglich in der Rolle zu bleiben, welche sie einmal angenommen hatte, und mit einer guten Wendung im Geiste dieser Rolle sich wieder davon zu machen.

„Mein großer Lehrer, ehrwürdiges Licht der Weisheit, hohe Leuchte der wahren Auslegung, kennst Du den Spruch: Gleiche der Palme, mein Sohn: wenn Du sie steinigst, wirft sie Dir Datteln als Kußfinger zu. Du wirfst die Steine Deiner zürnenden Worte nach mir: ich aber werfe Dir Kußfinger zu!“

Und indem Juliane Bolagno wirklich that, was sie sagte, indem sie ihm mit ironischen Lächeln Kußhände zuwarf, suchte sie rückwärtsschreitend den Ausgang zu gewinnen.

Aber Trautson, der jetzt, durch diesen neuen Hohn, vollständig in Wuth gebracht war, sprang zwischen sie und die Eingangsthüre.

„Halt — so ist's nicht gemeint, Contessa,“ schrie er — „erst heraus mit der Sprache — was soll dies bedeuten, wer hat Ihnen von meinem Pavillon und wen ich darin einquartiert habe, geredet, was wollten Sie hier?!“

Und damit ergriff er den Arm Julianens, daß diese

vor Schmerz laut aufschrie und vor Angst vergehend beim Anblick der durch den Zorn auf's Fürchterlichste entstellten Züge des alten Soldaten weinend ausrief:

„Um Gotteswillen — lassen Sie mich — Hülfe — Hülfe!"

In diesem Augenblick wurde heftig der Vorhang auseinander geschlagen, welcher in der Ecke des Gemachs den Eingang zum Alkoven verhüllte.

„Graf Veit Trautson, lassen Sie augenblicklich diese Dame los!" rief eine drohende Stimme.

Veit Trautson wendete sich auf dem Absatz herum; seine nächste Bewegung war, daß er nach seinem Degen griff.

Der Viconde da Bojador stand vor ihm, ebenfalls die Hand an seinen Degengriff legend.

Mit einem lästerlichen Fluche fuhr der breitschultrige General heraus, dessen Antlitz jetzt vollständig dem eines Puters glich. — „Wer ist das? Sie, Viconde — hier, in meinem Pavillon, im Zimmer dieser Weibsleute versteckt — ein Schuft will ich sein, wenn ich diesem Spitzbuben von Spaniolen nicht den Schädel einschlage."

„Sie führen nicht die Sprache eines Cavaliers, sondern die eines Sackträgers, mein Herr General Graf Veit von Trautson" — antwortete der Viconde, in welchem das blaue Blut des spanischen Edelmanns ebenfalls in's

Kochen zu gerathen begann — „ich muß Ihnen den Rath geben, sich zu mäßigen und sich die Regeln des Anstandes zurückzurufen, welche Sie draußen bei den Kroaten und zwischen Ihren Panduren vergessen zu haben scheinen."

„Und das bietet mir solch ein Hasenfuß, wie der da, der die Frechheit hat, sich hier . . ."

„Graf Trautson kein Wort weiter!" fiel ihm der Viconde in die Rede. „Zuerst erlauben Sie mir, diese Dame unter meinen Schutz zu nehmen und ruhig nach Hause zu geleiten. Das Weitere findet sich nachher zwischen uns, vorausgesetzt, daß Sie bei kälterem Blute nicht zu der Einsicht kommen, wie unwürdig Ihr Betragen war und damit zu dem Entschluß, dies frei einzugestehen und Ihre beleidigenden Ausdrücke zurückzunehmen!"

Die Voraussetzung, welche da Bojador mit diesen Worten aussprach, hatte nach dem Mienenspiel Trautson's zu urtheilen sehr wenig Aussicht sich je zu erfüllen. Graf Veit sah nämlich aus, als ob er aus Verwunderung über diese Zumuthung beinahe seinen Zorn vergesse und zu Stein erstarre.

Der Viconde da Bojador bot der Gräfin Juliane Bolagno den Arm.

„Kommen Sie fort von hier, Contessa Juliana," sagte er.

Aber Contessa Juliana schien in diesem Augenblick

den Wunsch, aus der Nähe des wüthenden Grafen fortzukommen, nicht mehr als den ersten und dringendsten zu fühlen. Dringender schien ihr der am Herzen zu liegen, Aufklärung über da Bojador's, ihres getreuen Verehrers, Anwesenheit und dazu noch so ungeheuer verdächtige, versteckte Anwesenheit im Zimmer der drei Türkenmädchen zu bekommen. Sprachlos vor Erstaunen hatte sie bis jetzt ihn angeblickt.

„Aber, Viconde, wie soll ich mir das erklären?" rief sie endlich aus. „Was hat das zu bedeuten? Sie hier? In einem Alkoven versteckt? Um's Himmelswillen ... wie kommen Sie hierher?"

„Gräfin Juliane, ich bitte Sie, nehmen Sie vor allen Dingen meinen Arm, daß ich Sie wegführe."

„Keinen Schritt gehe ich mit Ihnen, bevor ..."

„Ich werde Ihnen Alles auf's Genügendste erklären, nur nicht hier," unterbrach der Viconde ihre Rede. „Sie werden über das seltsame Abenteuer, welches mich hierher führt, einen Aufschluß erhalten, der Sie vollständig beruhigen wird. Nur ..."

Der Viconde da Bojador endete nicht, denn die Thüre wurde aufgerissen, und abermals trat eine Gestalt über die Schwelle, deren Erscheinung allen, außer Einem der Anwesenden, einen Ausruf der Ueberraschung entlockte.

Der neu Ankommende war der Herzog Franz Stephan von Lothringen.

Er blieb nach den ersten Schritten, welche er in dem Raum gemacht hatte, stehen und sah höchst verwundert um sich.

Graf Veit Trautson trat ihm hastig entgegen.

„Durchlaucht,“ — sagte er, mit einer Stimme, die dem Prinzen gegenüber nicht das Mindeste von dem zornigen Tone verloren hatte, den sie eben vorher der Gräfin Juliane und dem Viconde da Bojador gegenüber gehabt, — „Durchlaucht, Sie sind sehr gnädig, mich mit Ihrem Besuche beehren zu wollen, — wenn ich anders annehmen darf, daß der Besuch mir gilt, — aber wann, ich bitte, habe ich dem Herrn Herzog zu wissen gethan, daß ich meine Besucher hier, in diesem Sommerhause, empfange?“

„Graf Trautson,“ versetzte der Prinz, „Sie sehen mich in hohem Grade überrascht über die Gesellschaft, welche ich hier finde.“

„Glaub's Ew. Durchlaucht,“ schrie Trautson, der nicht mehr an sich halten konnte, heraus, — „daß Sie nicht erwartet haben, eine so zahlreiche Gesellschaft zu finden, ja daß Sie die Gesellschaft mindestens um die Hälfte zu stark finden, das glaub' ich schon, Durchlaucht, — ich bin aber eben im Begriff, die Gesellschaft hier zu vermindern, indem ich diesem Herrn da und dieser schönen

Dame" — und bei diesen Worten wies Trautson auf den Viconde und auf Juliane — „die Thüre zeige, und der Herr Herzog von Lothringen würde mich entschieden verpflichten, wenn Seine Durchlaucht denselben Weg einschlügen!"

Franz Stephan von Lothringen blickte den vor Zorn seiner nicht mächtigen Trautson mit der Miene äußerster Ueberlegenheit an, dann aber brach er plötzlich in ein lautes Gelächter aus.

Die Züge des Grafen Veit, welche kirschbraun und von Wuth entstellt waren, ohne daß Franz Stephan auch nur eine Ahnung davon haben konnte, weshalb und wozu Trautson sich dieser Berserkerwuth hingab, machten einen so komischen Eindruck auf ihn, daß er dies Gelächter nicht hatte unterdrücken können.

„Aber um des Himmelswillen, mein lieber Graf," sagte er, „was in aller Welt bringt Sie denn so außer sich, daß Sie mich zur Thüre hinauswerfen? Ich bin ganz bereit, wenn dies hier Ihr unverletzliches Territorium, Ihr Sommerhaus ist, wie Sie sagen ...."

„Ja, mein Herr Herzog," schrie Trautson, „dies ist mein Haus, und ich hoffe, man wird die Befehle respectiren, die ich hier ertheile. Also..."

„Sie werden mir hoffentlich verstatten, Ihnen zu erklären, wie ich dazu komme, Ihre unantastbaren und ge=

heiligten Eigenthumsrechte, vor denen Sie mich mit der größten Ehrfurcht erfüllt sehen, zu verletzen, mein Herr Graf!" antwortete der Herzog von Lothringen, jetzt gleichfalls gereizt und nicht mehr Willens, vor Trautson's Grobheiten so ohne Weiteres das Feld zu räumen.

„O, es bedarf der Erklärung nicht," schrie Trautson. „Ich kann mir Alles schon selbst erklären; — Frau Afra, wo ist der abscheuliche Balg, der mir aus diesem Hause ein Haus ..."

Graf Veit Trautson wurde daran gehindert, die anstandsvollen Redensarten und die Flüche, welche er im Begriffe stand zum Besten zu geben, so wie die Verwünschungen, mit denen seine schäumenden Lippen das Haupt seiner unsichtbar gewordenen Beschließerin bedrohten, laut werden zu lassen. Dies mochte als ein wahres Glück betrachtet werden; denn nicht nur hätten sich ohne Zweifel die Haare aller Anwesenden darüber gesträubt, sondern vielleicht wären die Wände des Pavillons erbebt, vielleicht wäre die Decke eingestürzt vor Schreck und Entsetzen bei dem erdbebenmäßigen Ausbruch, welcher im Anzuge war. Das, was Veit Trautson daran verhinderte, sich in einer so entsetzlichen Eruption Luft zu machen, war das laute Klirren von Sporen und von aufgestoßenen Hellebarden im Vorraum.

Er horchte hoch auf.

„Was ist das?" rief er aus und wandte sich, um die Thür aufzureißen.

Eine fremde Hand kam ihm zuvor. Die Thür wurde von außen geöffnet und der Lieutenant Martinitz von der Trabanten=Leibwache trat ein.

Die dienstmäßig strengen Züge dieses Officiers nahmen sehr rasch einen Ausdruck von Betroffenheit und Schüchternheit an, als er hier eine Gesellschaft erblickte, die er ganz sicherlich nicht erwartet hatte.

„Was will Er?" schrie Trautson ihm entgegen.

„Pardon, Herr General, ich habe einen Befehl Seiner kaiserlichen Majestät auszuführen," versetzte der Officier.

„Geh' Er zum Teufel!"

„Herr General . . ."

„Scheer Er sich fort, sag' ich ihm! Kennt Er mich?"

„Zu Befehl, Herr General . . ."

„Nun, warum macht Er nicht, daß Er fortkommt?"

„Ich kenne den Herrn General, aber auch meine Pflicht," entgegnete der Lieutenant, der über den Worten Trautson's vollständig seine frühere Haltung wiederfand. „Ich bin gezwungen, die hier anwesenden Herren in ihre Wohnungen begleiten zu lassen, wo ich ihnen auf kaiserlicher Majestät expressen Befehl Stubenarrest zu geben habe."

„Stubenarrest?! Er! Uns?“ schrie Trautson. „Ist Er toll?“

„Sie werden mir meine Pflicht nicht unangenehmer machen, als sie mir es schon ist. Ich bin im Dienst, Herr General, und bitte Sie, sich daran zu erinnern.“

„Erstreckt sich der Befehl auch auf mich? Ich komme erst in diesem Augenblick hierher und habe keine Ahnung von dem, was eigentlich hier vorgeht?“ fragte Franz Stephan von Lothringen.

„Ich bedaure, Durchlaucht, daß ich keine Ausnahme machen darf,“ antwortete der Lieutenant Martinitz.

„Sie haben Befehl, auch mir Stubenarrest anzukündigen?“

„Jedem, den ich hier finden würde, ohne Ansehen der Person,“ versetzte der Officier der Trabanten-Leibwache. „Kaiserliche Majestät geruhten vor wenig Augenblicken, höchstselbst mir diesen Befehl zu ertheilen.“

„So bin ich in die räthselhafteste Geschichte hineingerathen, welche mir in meinem Leben vorgekommen ist! Wissen Sie, mein Herr Lieutenant, daß ich ein unabhängiger Regent und souverainer Fürst bin?“

Der Officier zuckte die Schultern.

„Durchlaucht, ich darf nur gehorchen,“ sagte er.

„So muß ich wohl gar meinen Degen abgeben?“ fuhr der Herzog mit einem ironischen Lächeln fort.

„Nein, Durchlaucht! Ich hoffe nicht, daß ich des Kaisers Befehl falsch deute, wenn ich dies nicht verlange," versetzte der Officier.

„Nun wahrhaftig," rief Trautson, „lieber würde ich meinen Degen zerbrechen und Ihm in's Gesicht werfen, als daß ich ihn abgebe!"

„Folgen Sie diesem Mann," sagte der Lieutenant streng, indem er aus dem Vorraum einen seiner Leute herbeiwinkte. „Und der Herr Viconde da Bojador wird die Güte haben, sich von einem andern meiner Leute heimgeleiten zu lassen."

Da Bojador, der während des ganzen Vorgangs still geschwiegen hatte, ängstlich bewegt und wie es nur zu natürlich war, über dies Alles sehr beunruhigt, verbeugte sich schweigend.

„Das hier anwesende türkische Frauenzimmer," fuhr der Lieutenant fort, „wird in das Kloster der Salesianerinnen gebracht werden."

„Um Gotteswillen" — rief die Gräfin Juliane Bolagno aus — „man wird mich doch nicht darunter begreifen? Sie kennen mich, Herr Lieutenant Martinitz, Sie wissen, daß ..."

„Gnädigste Contessa, ich weiß nichts, als daß ich buchstäblich meine Befehle auszuführen habe."

„Aber das ist ja ganz entsetzlich!"

Der Lieutenant zuckte abermals die Achseln:

„Ich kann nichts thun, als die Herrschaften bitten, es nicht mich entgelten zu lassen.“

Der junge Herzog von Lothringen fand es am würdigsten, sich möglichst rasch und mit möglichst guter Miene in sein Schicksal zu fügen. Er grüßte mit einem leichten Kopfnicken und lächelnder Miene ruhig seine Schicksalsgenossen und ging.

Ein Trabant folgte ihm.

Trautson begann auf's Neue zu fluchen, aber es half eben nichts. Nachdem auch der Viconde mit seinem Trabanten an der Seite abgezogen war, mußte er sich wohl oder übel in sein Loos finden. Für den weiblichen Theil der Gesellschaft ließ Martinitz Sänften kommen.

Eine halbe Stunde später befanden sich Ablah, Fatimeh, Bahnesa — und Gräfin Juliane Bolagno, Kammerfräulein der durchlauchtigsten Erzherzogin, unter der Obhut der Priorin des Salesianer-Nonnenklosters.

Zweites Capitel.

Erzherzogin und Kammerfräulein.

Es mochte eine Viertelstunde später sein, als die Erzherzogin Maria Therese durch die Meldung überrascht wurde, daß des Prinzen Eugen von Savoyen Durchlaucht vor der Favorita vorgefahren sei und der Erzherzogin aufzuwarten wünsche.

Den Besuch des berühmten Feldherrn zu empfangen mußte die junge Dame zu jeder Zeit als eine große Ehre betrachten. Heute war sie viel zu gespannt auf Julianen's Rückkehr, auf das was Juliane Alles berichten würde, als daß sie nicht jeden Andern hätte abweisen mögen, um ungestört zu sein, wenn ihr Kammerfräulein von der waghalsigen Expedition in die Höhle des Löwen zurückkomme. Aber dem Prinzen von Savoyen öffneten sich alle Thüren, und auch die der Erzherzogin flog auf einen von der jungen Dame gegebenen Wink „à deux battants" vor ihm auf.

„Grüß Gott Ew. Liebden," rief ihm Maria Therese entgegen, indem sie aufstand und ihm die Rechte reichte, welche der alte Degen respectvoll an seine Lippen führte — „was bringen Sie mir? Denn ich sehe es Ew. Liebden am Gesichte an — Sie haben etwas, das nicht alle Tage vorkommt — etwas Neues — etwas Wichtiges...."

„Durchlauchtigste Erzherzogin, da sehen Sie zu viel," versetzte der Prinz, indem er sich Maria Therese gegenüber in den Lehnstuhl niederließ, auf welchen sie gedeutet hatte, — „was sollt' ich armer alter Mann meiner allerschönsten und holdseligsten Erzherzogin zu bringen haben? Nein, wer es wagt, sich in den beglückenden Lichtkreis zu drängen, dessen strahlende Sonne und lebenspendender Mittelpunct Ew. Liebden sind, der kommt nicht um zu bringen, sondern er will empfangen, er will etwas — haben!"

„Da haben nun Ew. Liebden in die galante Sprache der Courtoisie, für welche Prinz Eugen nicht minder berühmt ist, wie für seine Schlachten und Siege, etwas eingehüllt, was selten der Kern einer so verbindlichen Schmeichelei ist — eine Wahrheit nämlich. Es ist freilich nur zu gewöhnlich, daß Diejenigen, welche uns schmeicheln, etwas von uns wollen!"

„O, darüber klagen Ew. Liebden nicht," antwortete der Prinz Eugen lächelnd. „Es ist das immer noch ein Vorrecht Ihrer erhabenen Stellung, daß Diejenigen, welche etwas von Ihnen haben wollen, Ihnen wenigstens dabei schmeicheln. Uns andern Sterblichen, die wir keine Götter der Erde sind, begegnet es oft genug, daß man von uns sehr viel haben will und noch grob obendrein ist!"

Maria Therese lächelte. „Aber," sagte sie, „rechnet

sich denn zu den Göttern der Erde nicht der unbesiegliche Prinz Eugenio, der unwiderstehliche Kriegsgott ....“

„Ach, meine allertheuerste Erzherzogin, Sie sind sehr gnädig, mich mit dem weiland gepriesenen Gotte Mavors oder Mars zu vergleichen; in der That aber müssen Ew. Liebden, wenn Sie mich recht anblicken, gestehen, daß ich leider mehr dem von der Natur nicht so günstig behandelten Vulkano ähnlich sehe ....“

„Darauf darf ich gar nicht antworten,“ versetzte die Erzherzogin, „denn wollte ich es, so müßte ich fürchten, mit jedem Wort etwas zu sagen, was mir den unauslöschlichen eifersüchtigen Haß der unvergleichlichen Gräfin Lorel zuzöge.“

„Wagen es Ew. Liebden darauf immerhin — denn den Zorn meiner allergetreuesten und liebwerthesten Freundin gänzlich wieder zu versöhnen, brauchen Sie nur das zu thun, was ich eben von Ihnen zu bitten komme!“

„Und das ist, mein Prinz?“

„Eine ganz kleine Aufklärung zu geben.“

„Worüber?“

„Ueber die merkwürdigste aller Geschichten, die sich seit der letzten Türkenbelagerung in dieser geschichtenreichen Kaiserstadt ereignet hat.“

„Und die wäre?“

„Ach, ich sehe wohl, Ew. Liebden spielen die Ver-

schwiegene, von nichts Wissende gegen mich. Das ist sehr grausam. Denken Sie sich, wenn ich sogleich zur Lorel fahre, um meine gewöhnliche abendliche Spielpartie bei ihr zu machen; wenn dann Graf Windischgrätz, Graf Tessin, Gräfin Lorel, alle diese lieben alten Damen mit den Piquetkarten in der Hand da sitzen, brennend vor Neugier, welche Erklärung ihnen Prinz Eugen mitbringen werde, und wenn ich dann sagen muß: meine theuren Freunde, ich weiß nichts, ich begreife nichts, ich habe keine Ahnung...."

„Aber wovon sollen Sie denn eine Ahnung haben, Prinz?"

„Ja, wüßten Sie denn wirklich nichts, gnädigste Erzherzogin?"

„Ich begreife auch nicht im Entferntesten, wovon Ew. Liebden die Gnade haben mit mir zu reden!"

„Es ist aber doch Ihr vertrautestes Kammerfräulein, Gräfin Juliane, dabei!"

„Wobei?" fragte Maria Therese hoch aufhorchend — „was ist denn um's Himmels willen vorgefallen?"

Der Prinz Eugen erzählte nun, was ihm eben begegnet. Er war heute wie alle Tage in seinem Palast in der Himmelpfortgasse in seine Carrosse gestiegen, aber nicht sogleich zur Gräfin Batthiani, seiner Freundin, die auf der Freiung wohnte, gefahren, sondern eines andern

Weges, auf den die vier alten, in ganz Wien bekannten Isabellen mit dem rosafarbenen Sielzeug zu lenken es dem Kutscher bedeutende Anstrengung gekostet hatte. Denn die klugen Thiere glaubten am besten zu wissen, wohin sie um diese Stunde ihren Herrn zu bringen hatten, brachten sie ihn doch immer richtig an sein Ziel, sogar dann, wenn auch, wie nicht selten geschah, der Prinz im Wagen, der Kutscher auf dem Bock, der Heiduck am Schlag und die beiden Diener hintenauf eingeschlafen waren — die Gesellschaft zählte ja in der letzten Zeit ihres friedlichen Zusammenseins nicht weniger als 310 Jahre. Heute aber war, wie gesagt, Prinz Eugen nicht gleich nach der Freiung, sondern zuerst nach Trautson's Lustgarten gefahren. Wenn er jedoch gehofft hatte, hier sein Auge an jugendlicher Schönheit zu laben, so hatte er sich sehr getäuscht gefunden, als er in dem Pavillon Niemanden anders angetroffen, als eine alte Beschließerin, die ihm mit einem Schwall klagender Worte ihr Entsetzen geschildert, daß eine Trabanten-Abtheilung vor wenig Augenblicken in dies friedliche Revier eingebrochen sei und gefangen daraus eine Reihe von Persönlichkeiten abgeführt habe, deren Verhaftung eine vollständige Scala des Erschrecklichen und Entsetzlichen darstellte, wenn man Frau Afra das Verzeichniß hersagen hörte. Denn danach waren es ja gewesen niemand Geringeres als:

Drei echte Türkinnen.

Eine unechte Türkin, das hochgeborne Kammerfräulein Gräfin Juliane Bolagno.

Der gnädige Herr Viconde da Bojador y Roccaberti.

Der hochgebietende Herr General, Graf Veit Trautson, Excellenz.

Der durchlauchtigste Herzog, Franz Stephan von Lothringen.

Als Maria Therese den letzten Namen hörte, wechselte sie rasch die Farbe. Sie faßte sich mit Mühe und ihre Lippe zitterte, als sie den Prinzen hastig fragte:

„Und haben Ew. Liebden wirklich von der alten Person gehört, daß der Herzog von Lothringen in dem Pavillon gewesen?"

„Und daß er wie die Andern in Arrest abgeführt," antwortete der Prinz. „Und nun sagen mir Ew. Liebden, was kann dies zu bedeuten haben? Da Ihr Kammerfräulein bei der Gesellschaft ist, so habe ich mir vorgestellt, daß meine huldreichste Erzherzogin einen Schlüssel dazu haben müsse!"

„Ich versichere Sie aber, es ist mir Alles ein Räthsel," entgegnete die Erzherzogin. — „Der Kämmerer da Bojador, Trautson, der Herzog von Lothringen verhaftet! Das ist ja eine Geschichte, die die ganze Stadt in Bewegung setzen wird. In der That aber, etwas Unerklärlicheres ist nie

vorgekommen . . . Der Herzog von Lothringen verhaftet o mein Gott — wie ist das möglich — wer hat das befehlen können . . . ?"

„Nur Seine kaiserliche Majestät allerhöchstselbst," entgegnete der Prinz Eugen, indem er mit einem gewissen kaustischen Lächeln die ganz außergewöhnliche Bewegung beobachtete, in welche seine Nachricht die Erzherzogin versetzt hatte, und welche diese mit allem Aufgebot ihrer Kraft vor seinem Auge zu verbergen strebte.

„Beruhigen sich Ew. Liebden," sagte er dann: „es ist ganz gewiß ein Mißverständniß hier im Spiele. Wie würden sonst Seine kaiserliche Majestät etwas zu verfügen geruht haben, was so sehr die Rechte des Herzogs von Lothringen verletzt und so wenig mit der von Allerhöchstdemselben dem jungen Herzog immer gewidmeten Huld und Gnade zusammen zu reimen ist!"

Der Ton, in welchem Maria Therese auf diese Worte erwiderte, zeigte, daß dieselben plötzlich einen vollständigen Umschwung ihrer Stimmung hervorgebracht hatten, oder wenigstens, daß ein solcher Umschwung sich vollzogen hatte, während Prinz Eugen sprach. Nicht mehr Erschrockenheit, Staunen drückte sie aus, sondern jetzt plötzlich eine zornige Gereiztheit.

„Seine Majestät werden nicht auf Mißverständnisse hin solche Maßregeln ergreifen lassen," sagte sie. „Ich glaube,

Seine Majestät haben das Recht, es den jungen Herzog scharf empfinden zu lassen, daß es sich nicht schickt, mit solchen Geschöpfen zu verkehren, wie Trautson sie uns hierher zu verpflanzen für gut befunden hat; — daß ein junger Mann von so hoher Abkunft sich sehr, sehr tief erniedrigt, wenn er so völlig vergißt, was er seinem Namen schuldig ist! . . . . Wenn der Kaiser ein solches Wesen, das freilich an andern Höfen nicht so ungewöhnlicher Natur sein mag, aber hier, an unserm Hoflager, in unserm guten Wien, Gott sei Dank, etwas Unerhörtes ist . . . ."

„Aber, Ew. Liebden," unterbrach der Prinz Eugen die Erzherzogin, deren ganzes Gesicht sich bei ihren Worten geröthet hatte, „gehen Sie doch mit dem armen jungen Herzog nicht so erbarmungslos in's Gericht. Kann er denn nicht gerade so wie ich, ganz zufällig oder von der bloßen Neugier dorthin geführt sein?"

„Wenn das vorauszusetzen wäre," fiel die Erzherzogin ein, „so würde der Kaiser nicht haben sofort zu Maßregeln greifen lassen, deren Aufsehen erregender Charakter ihm nicht entgangen ist — das werden Ew. Liebden dem Kaiser von selbst zutrauen!"

„Das traue ich allerdings dem Kaiser zu, unserm erleuchteten und Alles wohl durchdenkenden allergnädigsten Herrn; was ich aber meiner gnädigsten Erzherzogin nicht zugetraut hätte," fuhr Prinz Eugen fort, indem er seine

klugen Augen mit dem durchdringenden Blick lächelnd auf Maria Theresia heftete — „das ist, daß sie gegen einen Angeklagten Partei nimmt, den, wie es scheint, die Strafe vor der Untersuchung getroffen hat!“

Maria Therese blickte ohne zu antworten auf den Boden.

„Also Sie wollen mich heimschicken, um nicht viel klüger als zuvor?“ fragte der alte Feldmarschall sich erhebend.

„Lieber Prinz Eugen,“ antwortete Maria Therese, indem sie dem Prinzen ihre Rechte hinstreckte — „glauben Sie mir, ich wollte, ich wäre auch nicht klüger als zuvor. Leider aber bin ich's, und ich fühle, es thut dem Herzen nicht wohl, so durch's Leben klüger gemacht zu werden!“

Prinz Eugen sah, daß bei diesen Worten die Wimper der Erzherzogin einen feuchten Glanz bekam. Er drückte leise die kleine volle Hand, die er geküßt hatte.

„Sind Sie denn wirklich klüger, Erzherzogin?“ sagte er dabei mit dem Tone tiefer Theilnahme.

Maria Therese wandte sich ab, um ihre Bewegung nicht zu zeigen.

„Vielleicht nur ein klein wenig ungerecht, ein klein wenig thöricht!“ setzte er hinzu. „Urtheilen Sie wenigstens doch nicht, bevor Sie untersucht, bevor Sie des Angeklagten Vertheidigung gehört haben! Ich halte den Herzog von

Lothringen für einen jungen Mann von irreprochablen Sitten!"

„Mag sein," antwortete Maria Therese, sich dem Prinzen wieder zuwendend und mit stolzer Entschlossenheit ihn anblickend — „aber die Sache ist nun 'mal so, daß ich, was mich angeht, den Angeklagten nie mehr anhören werde! Mir bleibt nichts übrig, als mich an die Voraussetzung zu halten, daß mein kaiserlicher Vater Niemandem Unrecht thut! — Doch nun entziehen Sie sich der schönen Lorel nicht länger. Behüte Gott Ew. Liebden!"

Sie nickte ihm huldreich zu und der Prinz Eugen fand sich von dem jungen Mädchen mit einer Würde entlassen, als wenn er aus einer Audienz bei dem alten majestätischen Kaiser entlassen worden wäre.

Niemand hat Maria Therese belauscht während der Stunde, welche sie nach des Prinzen Eugen Weggehen in völliger Einsamkeit zubrachte. Als ihre Oberhofmeisterin kam, um sie zur Abendtafel zu begleiten, fand die würdige alte Dame die Erzherzogin ohne Licht, obwohl es bereits dunkel war. Maria Therese sandte die Oberhofmeisterin fort, ohne ihr zur Tafel zu folgen; gleich darauf aber klingelte sie, ließ sich Licht bringen und setzte sich an ihren Schreibtisch.

Sie schrieb ein Billet an den Kaiser und bat darin um sofortige Auslieferung ihres verhafteten Kammerfräuleins.

Wieder eine Stunde verfloß und athemlos, raschen Schrittes trat Gräfin Juliane Bolagno in das Cabinet der Erzherzogin.

Sie hatte, auf den Befehl des Kaisers aus dem Kloster der Salesianerinnen geholt, sich nur die Zeit genommen, ihre Verkleidung abzustreifen.

„Bolagno!“ sagte Maria Therese, ihr entgegen eilend — „in welche Lage habe ich Sie gebracht!“

„O mein Gott,“ antwortete diese, „was habe ich erleben, was erfahren müssen!“

„Sie sind leichenblaß, armes Kind — Sie sehen zum Erschrecken aus — fassen Sie sich und erzählen Sie mir Alles.“

„Dann müssen Sie mir erlauben, mich zu setzen, aller Etikette zum Trotz, Durchlaucht — meine Kniee tragen mich nicht mehr!“

Maria Therese schob rasch mit eigener Hand ein Tabouret herbei.

Juliane Bolagno begann zu erzählen. Sie erzählte Alles. Sie erzählte die Scene welche sie mit Trautson gehabt; sie erzählte, wer plötzlich hinter dem Vorhang aus dem Alkoven aufgetaucht und sie gegen die drohenden Gesten des Grafen Veit zu schützen unternommen habe. Sie erzählte die Katastrophe, welche sie in das Kloster der Salesianerinnen geführt; sie erzählte von Bahnesa und konnte

nicht aufhören, gerade von ihr zu erzählen, von der jungen Griechin, die vertrauensvoll und rückhaltlos Juliane ihr ganzes Herz aufgeschlossen und nicht unterlassen hatte, in naivster Unbefangenheit dem Kammerfräulein zu schildern, welchen edlen und aufopferungsvollen Freund sie in ihrer Verlassenheit an dem spanischen Viconde gefunden habe.

Bahnesa hatte keine Ahnung davon gehabt, daß sie mit jedem ihrer Worte ihrer neuen Vertrauten einen Dolch in's Herz stieß. Diese aber hatte sich volle Revanche genommen. Sie hatte der Griechin ihren spanischen Freund mit Farben geschildert, wie sie nur die Rachsucht eines tödtlich beleidigten Frauenherzens finden kann.

Maria Therese hätte durch hundert Fragen die Mittheilungen ihres Kammerfräuleins unterbrechen mögen. Aber sie beherrschte sich.

Wie ein Knabe, der an einem Bache steht, auf die aufwärts schwimmenden Fische wartend, um sie mit dem Stachel zu spießen, ließ Maria Therese diesen Strom von Worten an sich vorüber rauschen, still harrend auf das, was ihr allein am Herzen lag, wofür allein der Egoismus der Leidenschaft ihr Sinn und Interesse übrig ließ — und was doch so selten in diesem Redefluß daher geschwommen kam — auf die Erwähnung, auf den Namen Franz Stephan's. Das aber, was sie wissen wollte, erfuhr sie dennoch zur Genüge: die Bestätigung der Thatsache, daß Franz Stephan von Loth-

ringen in den Pavillon Trautson's gekommen und dort auf den ausdrücklichen Befehl des Kaisers verhaftet worden sei.

Sie suchte dann Juliane Bolagno zu beruhigen. Wäre sie nicht mit ihrem eigenen Kummer so beschäftigt gewesen, so würde sie Beredtsamkeit genug gefunden haben, dies zu können. Ihr eigenes Gefühl dieser Stunde hätte ihr es leicht gemacht, die rechten Worte zu sprechen, welche ihren Weg zum Herzen des Kammerfräuleins gefunden hätten, die ja von ähnlichen Emotionen, wie sie selbst, bestürmt war; nur daß das, was Juliane Bolagno bestürmte, mehr den Charakter der Erbitterung und Entrüstung hatte, mehr die rachsüchtige Empörung der gekränkten Südländerin in sich schloß.

Das Zwiegespräch der beiden jungen Damen wurde nach einer Weile unterbrochen. Die Oberhofmeisterin kam zurück, und die Erzherzogin fand kein Mittel mehr, für den Rest des Abends allein zu bleiben. —

Juliane begab sich, von der Erzherzogin beurlaubt, in ihre Zimmer zurück. An der Thüre stand, ihrer wartend, Resi; statt ihre Gebieterin mit neugierigen Fragen zu belästigen, die sich Resi unter andern Umständen sicherlich erlaubt haben würde, flüsterte sie ihrer Contessa zu, daß der Viconde im Vorzimmer sei und auf sie warte.

Juliane erröthete bei dieser unerwarteten Mittheilung bis an die Haarwurzeln: aber es war kein Erröthen

der Verlegenheit; sie trat wenigstens sehr rasch und entschlossen ein und sagte mit fester Stimme, als sie in der That da Bojador in ihrem Vorzimmer auf- und abgehend erblickte:

„Hat der Kaiser Ihnen Stubenarrest in meinem Vorzimmer gegeben?“

„Nein, Juliane,“ versetzte der Viconde, — „ich habe mich von meinem Stubenarrest für eine Weile auf meine eigne Gefahr losgemacht. Einen kleinen Spaziergang in der Abendkühle schließt ein solcher Stubenarrest nicht aus, man muß nur eben Niemanden zu begegnen verstehen.“

„Und was wollen Sie hier, mein Herr Viconde? Ich finde es sehr seltsam, daß Sie für Ihre abendlichen Spaziergänge mein Vorzimmer gerade auszuwählen für gut finden?“

„Ich werde Ihnen ganz genau und ganz ausführlich sagen, was ich will,“ antwortete da Bojador, „nachdem Sie Ihre Resi werden fortgesandt haben!“

„Die Person, welche ich in diesem Augenblick von hier entfernt wünsche, ist nicht Resi!“ antwortete das Kammerfräulein.

„Juliane,“ sagte da Bojador, „auf diese Art und mit gereizten Redensarten kommen wir nicht weiter...“

„Ich sehe durchaus nicht die Nothwendigkeit ein, irgend weiter zu kommen; da ich von diesem Tage an jede

Beziehung unter uns, vorausgesetzt, daß je Beziehungen unter uns bestanden hätten, — als abgebrochen betrachte, so scheinen mir überhaupt alle weiteren Reden, gereizte oder ungereizte, überflüssig." Damit wandte Juliane Bolagno dem Spanier den Rücken und machte Miene, in ihr Wohnzimmer zu treten.

Aber der Viconde ließ sich nicht so rasch aus dem Felde schlagen; mit zwei Schritten stand er neben ihr und hielt sie zurück, indem er ihre Handwurzel ergriff.

„Halt, Juliane, — Sie müssen mich hören."

„Wer will mich zwingen," antwortete sie, indem sie mit zorniger Entrüstung ihren Arm loszumachen strebte.

„Ich — mit einem einzigen Wort."

„Mit einem Wort? — o das lassen Sie doch hören, das Zauberwort, mein Herr Viconde; — glauben Sie etwa, daß Sie immer solche unglückliche, leichtgläubige Geschöpfe wie Ihre arme bethörte Griechin vor sich haben, auf welche freilich Ihre Worte einen sehr großen Eindruck gemacht haben?!"

„O nein, Juliane," sagte mit einem gewissen Pathos der Viconde — „ich weiß sehr wohl, daß ich in diesem Augenblicke die Gräfin Juliane Bolagno vor mir habe, und daß für diese allein mein Wort die Macht hat, sie an diese Stelle zu bannen, wo sie mich anhören wird. Es gehört dazu eben das edle Selbstbewußtsein, der Stolz der

Contessa. Denn wenn Sie nicht bleiben, so nenne ich es einfach Feigheit, daß Sie mich nicht anhören wollen."

Juliane brach in ein erzwungenes Gelächter aus.

„Sie lachen?"

„Ueber den merkwürdigen Dünkel, womit Sie zu glauben scheinen, es könne von heute an noch irgend eine Tugend oder irgend ein Fehler bei mir in's Gewicht fallen, welchen Sie, Herr Viconde, mir anzudichten oder nachzusagen geruhen sollten!"

„Nun wohl, Juliane," fuhr da Bojador fort, „so gestehe ich meinen Irrthum ein und verzichte darauf, Sie durch ein so einfaches Mittel hier festzuhalten. Ich habe geglaubt, wenn ich Ihnen zeigte, daß ich die Maske der Entrüstung, die Sie gegen mich vornehmen, durchschaute ...."

„Maske?! Das nennen Sie Maske? meine tiefinnerste Empörung über die unerhörte Beleidigung, welche Sie mir zugefügt haben, über Ihre bodenlose, meineidige Falschheit ...."

„Hören Sie auf, holde Juliane — der Zorn entstellt nur Ihre schönen Züge und Sie bringen mich doch nicht dazu, mich durch ihn vernichtet zu fühlen, da Sie, wie Sie wohl wissen, gar kein Recht zum Zorne haben. Und darum nenne ich diese Entrüstung Maske, bloße Maske!"

„Aber weshalb, bei allen Göttern, sollte ich um eines Mannes wie Sie willen, mir die Mühe eines Maskenspiels machen, mein Herr Viconde? Das geht denn doch zu weit über die Grenzlinie hinaus, bis zu welcher meine schwachen Verstandeskräfte reichen!“

„Haben Sie nicht schon einmal heute zu einem anderen und zwar doch noch viel mühsamerem und gefährlicherem Maskenspiele sich bewogen gefunden — auch um eines Mannes von so grenzenlos tiefem Unwerth willen?“

„Um welches Mannes willen?“

„Nun, doch wohl aus argwöhnischer Eifersucht und das heißt am Ende, um Ihres unterthänigsten Dieners willen!“

Juliane brach abermals in ihr gezwungenes Gelächter aus.

„Welche bizarre Idee!“ sagte sie. „Glauben Sie wirklich, um Ihretwillen wäre ich in den Pavillon gekommen?“

„Nun, weshalb sonst?“

Juliane zuckte die Achseln und machte eine Miene unsäglicher Verachtung.

„Sie haben Ihren Zweck erreicht, Juliane,“ fuhr da Bojador, unbeirrt dadurch, fort; „Sie haben sich in das Geheimniß meines rein freundschaftlichen Verkehrs mit dieser jungen Griechin eingeschlichen — der Himmel weiß,

wer Sie auf die Spur desselben gebracht haben mag! — Im Besitz dieses Geheimnisses mußten Sie sich aber doch zweierlei sagen. Entweder mußten Sie annehmen, ich benutze meine Bekanntschaft mit dieser Griechin zu der Ausführung des Planes, von dessen Gelingen Sie mein Lebensglück abhängig gemacht haben. Dann lag für Sie auch nicht die mindeste Veranlassung vor, darüber entrüstet zu sein. Oder Sie konnten sich sagen, ich liebe dieses schöne Mädchen aus dem Hellenenlande, ich mache ihr den Hof, ich verfolge „ma bonne fortune" bei ihr. Auch dann jedoch dürften Sie mir nicht zürnen; denn wie Sie sich erinnern, meine theure Juliane, haben Sie, Sie selbst, feierlich aus unserer Verbindung das Element des Herzens und der Gefühle ausgeschlossen und an deren Stelle ausdrücklich die Intrigue gesetzt. Was also ist denn eigentlich mein Verbrechen?"

Gräfin Juliane wechselte die Farbe und biß sich zornig auf die Lippen.

„Und doch," fuhr da Bojador fort, „zeigen Sie mir Ungnade, Entrüstung, Verachtung, eine ganze Scala von Gefühlen, welche darauf berechnet sind, mich niederzuschmettern und zu vernichten. Sehen Sie, das ist, was ich Maske genannt habe, eine Maske, deren Annahme ich vorhin im Begriff war, als Feigheit zu bezeichnen."

„Ich hoffe, die Beredtsamkeit, welche Sie entwickeln,

Herr Viconde, wird nicht versiegt sein, wenn ich mir von derselben jetzt die Erklärung dieser für mich so schmeichelhaften Behauptung erbitten muß," sagte das Kammerfräulein mit spöttischem Ton.

„Sie haben gesehen," antwortete da Bojador, „daß ich in ein sehr schlimmes Imbroglio gerathen bin, in eine Lage, die ich freilich selbst nicht ganz überschauen kann, weil mir noch völlig dunkel ist, was eigentlich zunächst den Kaiser zu dem Gewaltschritt veranlaßt hat, der heute uns Alle betroffen. Wenn ich aber recht vermuthe, so ist es Klein gewesen, der mich auf's Heilloseste verschwärzt hat und dann droht mir die Aussicht, bei der ganzen Affaire zuletzt den Sündenbock abgeben zu müssen. Sie, Gräfin Juliane, sind klug genug, sich von einem solchen Unglücklichen zurückzuziehen, und um für dies muthvolle und hochherzige Betragen einen Vorwand zu haben, stellen Sie sich mir gegenüber wie tödtlich beleidigt durch mein Verhältniß zu jener Griechin, das Sie im Grunde gar nicht verletzen kann. Habe ich nicht Recht, ein solches Betragen feig zu nennen? Ihnen zu Liebe bin ich in meine fatale Lage gerathen. Nun reichen Sie mir auch die Hand, um mich daraus zu befreien. Das sind Sie mir schuldig."

„Meine Hand wird immer willig sein, Ihnen die Palme der Beredtsamkeit zu reichen," sagte Juliane bitter ironisch, „aber zu weiter nichts!"

Der Viconde ließ sich dadurch nicht irre machen. Er fuhr fort zu reden, und begann Julianen mitzutheilen, was er gethan, und was er beabsichtigt, um das Ziel zu erreichen, welches ihm von ihr selbst gesteckt worden. Sie konnte nicht anders als dieser Mittheilung die gespannteste Aufmerksamkeit schenken; da Bojador sah, daß er das Spiel gewinne. Ihre Entrüstung, ihr Zorn legten sich mehr und mehr: ihre beleidigte Frauen-Eitelkeit begann sich dem Troste zu öffnen, den er in seine Darstellung zu legen wußte; ihre Züge ließen nach und nach den Ausdruck der Verachtung und des Hochmuths fahren, welchen sie ihm bisher gezeigt hatte — aber sie verfinsterten sich plötzlich wieder, als der Viconde mit den Worten schloß:

„Und nun sehen Sie selbst, welches dringende Interesse wir haben, uns durch gemeinsame Anstrengungen aus der Lage zu retten, in welche wir gerathen sind!“

„In welche wir gerathen sind? Ich wüßte nicht, was ich zu befürchten haben könnte,“ sagte sie; „mag man meinem Erscheinen in dem verwünschten Trautson'schen Sommerhause eine Deutung geben, welche man will. — Die Erzherzogin hat mich hingesandt und sie muß mich vor allen üblen Folgen schützen, die etwa daraus entstehen könnten!“

„Als ob nicht von Ihrer Hand das Billet geschrieben wäre, welches den Herzog von Lothringen in den Pavillon

lockte; als ob er nicht desselben sich bedienen würde, um sich zu rechtfertigen; als ob nicht der ältesten Erzherzogin und einer Menge anderer Personen Ihre Handschrift bekannt wäre!"

„Was schadet es? habe ich es nicht blos auf Ihren Wunsch hin geschrieben, ohne eine Ahnung zu haben, was es bedeute?"

„Und das wollen Sie zu Ihrer Rechtfertigung vorbringen, um zugleich mir dadurch den Untergang zu bereiten — mir, dem der Kaiser den Auftrag gab, zu untersuchen, ob Lothringen in dem Pavillon verkehre und der dann darüber ertappt wird, daß er selbst den jungen Mann hinlockt?"

„Nun," fiel das Kammerfräulein mit boshafter Ruhe ein — „weshalb haben Sie mich zu etwas beredet, was Sie so unrettbar verderben muß?"

„Es ist einmal geschehen, theure Freundin — deshalb bleibt nichts übrig, als sich über die geeignetsten Schritte zu verständigen, um den Folgen zuvor zu kommen, die auch für Sie sehr unangenehm werden könnten, wenn man z. B. auf den Einfall käme, Ihren Versicherungen den Glauben zu versagen! —"

„Und was kann geschehen?"

„Nur Eines — unser Schicksal liegt in der Hand der Griechin!"

„Der Griechin? Was kann sie ...."

„Sie kann aussagen, daß das Billet von Ihnen auf ihren eigenen Wunsch geschrieben sei; daß sie in der That den Herzog von Lothringen habe um seine Verwendung ersuchen wollen; daß sie jedoch, nicht unterrichtet im Schreiben, Sie, Gräfin Juliane, habe bitten lassen, die Zeilen für sie aufzusetzen."

„Wird sie das erklären?"

„Ich glaube, sie wird es, wenn Sie selbst mit ihr reden wollen ...."

„Ich soll das thun?"

„Wer anders soll es? Ist es nicht Ihre Angelegenheit wie die meine — und ich, das wissen Sie, ich bin verhaftet!"

Juliane schwieg eine Weile.

„Aber was soll ich diesem Geschöpfe sagen, wenn es Aufklärungen verlangt?"

„Dann geben Sie ihm Aufklärungen. Ich denke, sie sind nicht schwer zu finden. Sie glaubt ja schon, daß ich für sie gehandelt, wie ich es für ihr Bestes gehalten; ich hatte noch eben Zeit, ihr diesen Schritt mitzutheilen, bevor die Ankunft Trautson's in seinem Pavillon mich zwang, — so rasch unsichtbar zu werden. Sie wird keine Schwierigkeiten machen."

Daß Bahnesa keine Schwierigkeiten machen werde,

war Julianen nicht so einleuchtend, wie dem Viconde. Sie wußte nur zu gut, daß sie selbst heute, während der Zeit, welche sie mit der Griechin im Kloster der Salesianerinnen zugebracht, Alles gethan hatte, um Bahnesa zu überzeugen, daß ihr treuer Freund und Beschützer nichts sei als der falscheste aller Männer. Sie hatte Bahnesa in einen Abgrund von Verzweiflung gestürzt, indem sie ihr mit rachsüchtiger Schonungslosigkeit alle ihre Neigung zu da Bojador, all ihr Vertrauen auf ihn, alle ihre frohen Zukunftshoffnungen, die auf der treuen Aufrichtigkeit des Viconde aufgebaut waren, aus dem Herzen gerissen, vernichtet, zertrümmert hatte. Sie sah im Geiste Bahnesa in ihrer kleinen dunklen Klosterzelle sitzen, versenkt in namenloses Leid, in all den Schmerz, dessen eine leidenschaftliche Frauennatur nur fähig ist. Und jetzt sollte Juliane sich zu ihr begeben, um ihre eigenen Reden Lügen zu strafen, um ihr wieder so ganz andere Vorstellungen zu erwecken: sie sollte ihr den Viconde wieder im Lichte des aufrichtigen Freundes darstellen, der in ihrem Interesse thätig gewesen .... wie war das möglich? .. Und wenn sie das Unmögliche that, wenn sie wirklich sich zu der Griechin begab, war dann vorauszusetzen, daß Bahnesa's naive Harmlosigkeit und kindliches Vertrauen so weit gehen würden, um ihr zu glauben? War sie so alles eigenen Urtheils, alles Mißtrauens baar, um sich auf Liebe und auf Haß,

auf Vertrauen und auf Argwohn stellen zu lassen, wie man eine Uhr auf eine beliebige Stunde stellt, oder ein Instrument stimmt auf eine beliebige Tonart?

Juliane mußte gegründete Zweifel daran hegen. Aber sie konnte den Grund dieser Zweifel da Bojador freilich nicht mittheilen. So mußte sie sich damit begnügen, ihm endlich zuzusagen, daß sie versuchen wolle, was er von ihr verlangte, — nur um dies peinliche abendliche Tête-à-tête in ihrem Zimmer, das, wenn es ausgekundschaftet würde, ja vernichtend für ihren ganzen Ruf war, zu Ende gehen zu sehen.

„Ich danke Ihnen, Juliane," sagte da Bojador, „daß Sie so viel für mich thun wollen. Zwar sind Sie viel zu klug, um nicht einzusehen, daß Sie es thun müssen, weil die Gefahr auch über Ihrem Haupte schwebt und weil Ihre Handschrift Sie jedenfalls blosstellt. Denn, wenn Sie auch unschuldig waren bei diesem fatalen Billet, so besitzt die Welt doch einmal die unangenehme Eigenschaft, alle Aufklärungen und Angaben, die von Jemanden kommen, der sich entschuldigen will, mit bedeutendem Mißtrauen aufzunehmen! Aber ich danke Ihnen dennoch. Und um dieses Dienstes willen, den Sie, sagen wir, mir erzeigen wollen, will ich mich anstrengen, die tiefen und grausamen Wunden zu verschmerzen, welche Sie mir geschlagen haben, indem Sie meiner Anwesenheit in Traut=

son's Lusthaus, meiner grenzenlos unschuldigen Bekanntschaft mit diesen Odalisken eine so bitterböse Deutung gaben!"

„Ich soll sie Ihnen zu guter letzt noch wohl abbitten, mein Herr Viconde," versetzte Juliane, indem sie einen Theil ihres früheren Zornes zurückkehren fühlte. „Nein, mein kecker Senhor, darauf warten Sie nicht, Sie würden um den besten Theil Ihrer Nachtruhe kommen, wenn Sie bis dahin hier ausharren wollten."

„Soll ich Ihnen denn schwören ..."

„Schwören? darin mögen Sie freilich in den letzten Tagen sich eine anerkennenswerthe Uebung angeeignet haben ..."

„Wie boshaft!"

„Aber ich erlasse Ihnen von ganzem Herzen den Beweis Ihrer Routine in diesem Artikel, wenn Sie mich mit etwas Anderem zu Dank verpflichten wollen."

„Was verlangen Sie?"

„Daß Sie jetzt augenblicklich gehen!"

Der Viconde da Bojador nahm seinen Hut und verbeugte sich.

„Ich gehe," sagte er, „mit der Ueberzeugung, daß wenn es zum Friedensschlusse freilich zwischen uns noch nicht ganz gekommen, doch die Punctationen als festgesetzt betrachtet werden dürfen! Ist's nicht so?"

Juliane antwortete nicht, sie schüttelte den Kopf und verschwand dann in ihrem Wohnzimmer. —

Der Vicomte stahl sich über die dunklen Corridore ungesehen in seine Wohnung zurück.

Drittes Capitel.

Franz Stephan von Lothringen.

Kaiser Karl der Sechste war seit langer Zeit nicht in einer so ungnädigen und verdrießlichen Stimmung gewesen, als an dem Morgen, welcher auf die geschilderten Ereignisse folgte.

Am Abende des gestrigen Tages noch hatte ihm der Lieutenant von der Trabanten=Leibwache, welcher seinen Befehl ausgeführt, Bericht erstattet. Als er zu seinem großen Aerger erfahren, daß da Bojador nicht nur, sondern auch Trautson von seiner strengen Maßregel betroffen, und daß wirklich auch der Herzog von Lothringen von dem Lieutenant in dem Pavillon gefunden worden, hatte er alle drei Herren um eine bestimmte Stunde an diesem

Morgen zur Audienz befohlen und zugleich dem Oberst-hofmeister einen Auftrag geben lassen. —

Trautson und da Bojador erschienen. Der Herzog von Lothringen erschien nicht.

Trautson gab in sehr bündig kurzen Worten Rechenschaft, was ihn veranlaßt hatte, die drei Odalisken von seiner Expedition mitzubringen; desto wortreicher wurde er, als er begann, vor dem Kaiser eine Fluth heftiger Anklagen auszuströmen. Der größte Theil derselben richtete sich wider da Bojador, den er in seinem Sommerhause versteckt gefunden, und der Rest wider die Behandlung, die er von einem Trabanten-Lieutenant in seinem eigenen Hause erfahren.

Der Viconde da Bojador vertheidigte sich wider die Beschuldigungen Trautson's mit scheinbar großer Ruhe. Er hatte ja einfach einem Befehle des Kaisers gehorcht, indem er sich in das Sommerhaus begeben, um dort den Beobachter zu machen!

Der Kaiser antwortete darauf weder durch ein Zeichen des Beifalls, noch der Mißbilligung. Mit düsterer Miene rührte er die kleine Silberschelle auf seinem Arbeitstische. Ein Officiant öffnete von außen die Thüre des Gemachs und ließ den Baron Klein eintreten.

„Rede Er jetzt, Klein," befahl der Kaiser.

Klein verlangte nichts Besseres. Er sprudelte eine

Fülle der giftigsten Anschuldigungen wider da Bojador hervor. Er sagte Alles, was er wußte und noch ein gut Theil mehr. Wenn man ihn hörte, so war es über alle Zweifel gewiß, daß die sämmtlichen Hofdamen als Türkinnen verkleidet sich mit sämmtlichen Hofherren Rendezvous gaben, und daß Trautson dazu seinen Pavillon herlieh. Da Bojador aber war der Anordner, der Leiter des Ganzen, der „Intendant des Menus-Plaisirs“ der Antecamera.

Als er geendet hatte, wandte sich der Kaiser zu dem Viconde:

„Verdefendire man sich dagegen, Viconde da Bojador.“

„Majestät,“ antwortete der Spanier mit der größten Sicherheit, „ich würde allerdings es unter meiner Würde halten, mich gegen Anschuldigungen zu vertheidigen, welche von dem Baron Klein ausgehen. Da kaiserliche Majestät allerhöchst selbst jedoch es befehlen, so bekenne ich, daß ich mir einen Scherz mit Eurer Majestät Hofnarren habe machen wollen, indem ich ihm zu verstehen gab, eine jener Odalisken habe ihr Herz an ihn verloren, und ihm dann Angst machte mit einem Nebenbuhler.“

Klein's Augen sprühten Blitze bei dem Wort Hofnarr, das so grenzenlos demüthigend für ihn war.

Aber auch der Kaiser schien es sehr ungnädig aufzunehmen. Seine Stirn runzelte sich.

„Er hat also Klein angegeben,“ sagte er, „der Herzog von Lothringen sei dessen Nebenbuhler bei den Odalisken...“

„Halten zu Gnaden, Majestät, dies Wort oder vielmehr dieser Name ist nicht über meine Lippen gekommen!“

Klein's ganzes Gesicht glühte, seine Füßchen trippelten, seine langen Arme bewegten sich wie Mühlräder vor innerer Aufregung, während er schrie:

„Majestät, es ist doch wahr, es ist wahr bei dem Worte eines Edelmannes, Majestät, ich will sogleich lebendig in die Hände des glühenden Teufels fallen, wenn es nicht wahr ist....“

Der Kaiser beschwichtigte mit einer gebieterischen Handbewegung den Wuthausbruch des kleinen Barons. Dann sagte er:

„Wir haben hier von Seiner Liebden, dem Herrn Herzoge von Lothringen, ein Schreiben erhalten, worin dieselben uns unterbreiten, in was maßen sie sich persuadiret gesehen, das Sommerhaus Graf Veit Trautson's mit Dero Besuch zu favorisiren, in Anbetracht, daß sie in Form dieses anbeiliegenden Biglietto's eine geheimnißvoll lautende Einladung dahin erhalten hätten.“

Indem der Kaiser so sprach, nahm er vom Tische

einen Brief und ein Billet auf; das letztere reichte er dem Viconde.

Es war das von Julianen's Hand geschriebene Briefchen. Da Bojador überflog es; dann sagte er mit etwas weniger Zuversicht: „Es scheint an des Herrn Herzogs Durchlaucht von einer der Odalisken abgesandt, um denselben zu bewegen, für sie bei Eurer Majestät unterthänigst zu interveniren.“

„So scheint es allerdings,“ sagte der Kaiser, „und da wir in die Versicherung des Herrn Herzogs Liebden keinen Zweifel setzen dürfen, wollen, oder mögen, ist das Erscheinen desselben im Sommerhaus Trautson's als völlig gerechtfertigt zu erachten — wie auch aus dem Biglietto unzweifelhaft herfürgeht, daß obgedachte herzogliche Liebden mit dem oder den Individuen, von denen dieses Schreiben an sie ausgegangen, in keinerlei früheren connexu gestanden sind!“

Der Kaiser wurde bei diesen Worten unterbrochen. Ein Officiant trat ein und überreichte Karl dem Sechsten ein ziemlich actenmäßig aussehendes Stück Papier, indem er ihm dasselbe auf einer kleinen Platte von Vermeille präsentirte.

„Des Oberhofmeisters Excellenz lassen allerunterthänigsten Respect vermelden,“ sagte der Officiant: „sie hätten die Vernehmung des türkischen Frauenzimmers nicht

von ihrem Justitiario bewerkstelligen lassen, sondern hochselbsten, um schärferer Eruirung des Casus willen, sich demselben unterzogen."

„Des Oberhofmeisters Excellenz sind sehr gütig," fuhr Trautson dazwischen: „Der Herr Graf Sinzendorf meinten wohl, ihrem alten Freunde Trautson bei dieser Gelegenheit etwas an's Leder flicken zu können!"

Der Kaiser winkte Trautson mit der Hand Schweigen zu. Dann warf er die Blicke auf das Actenstück und begann es halblaut zu lesen:

„Protocollum über die Vernehmung der im dahiesigen Jungfrauenstifte Salesianischen Ordens befindlichen . . . ." Das Weitere erstarb in dem unverständlichen Gemurmel, mit welchem Karl der Sechste die Seiten der Schrift herunterlas. Plötzlich jedoch zog er die Brauen, düsterer und drohender als je vorher, zusammen und erhob die Stimme; er las die folgende Stelle des Protocolls vor:

„Item befragt, ob Inquisitin sich beigehen lassen, ein anonymes Brieflein an des Herrn Herzogs von Lothringen Durchlaucht aufzusetzen und abzusenden?

„Deponirt Inquisitin wie folgt:

„Dieselbe sei allsolchen Vergehens in alle Wege nicht geständig, auch, da sie Schreibens völlig unkundig, dessen bei bestem Willen nicht einmal fähig. Jedennoch müsse sie um Vermerk ad protocollum ersuchen, wie daß am heu-

tigen Morgen dieselbe Dame, welche am gestrigen Abende mit ihr zugleich arrestiret, darauf aber nach etzlicher Stunden Verflöß wieder e clausura relaxiret worden, bei ihr in der Frühe erschienen sei und ihr das Ansinnen gestellt habe, auf etwa erfolgendes Befragen zu erklären: sie, Inquisitin, habe sich um gnädige Fürbitte an des Herrn Herzogs von Lothringen Durchlaucht brieflich zu wenden intendiret; was maßen aber sie selbst zu schreiben nicht vermögend, den Herr Viconde da Bojador, Kämmerer Seiner Majestät, ersucht, ein behufiges Schreiben an obgedachte Durchlaucht für sie aufzusetzen oder aufsetzen zu lassen: letztgenannter Herr Viconde nun habe, um dem Briefe den ductus weiblicher Handschrift zu geben, quästionirtes Schreiben von einer Dame des Hofes, das ist, ihr selbsten, der bei ihr erschienenen Person anfertigen lassen; welchem Ansinnen jedoch sie, die Inquisitin, sich in alle Wege refusiret, sintemal es nicht in Wahrheit bestehe, und sie niemalen den Gedanken gefasset, anmaßlicher Weise an einen durchlauchtigen Prinzen ein solches Schreiben sich beigehen zu lassen, um so weniger, als sie von demselben nie etwas vernommen und seiner hohen Person und erhabenen Charakters gänzlich unkundig und unwissend sei.

„Schließlich bittet Inquisitin auf's Demüthigste, daß man sie als eine gute Christin und unschuldige Person nunmehro gänzlich aller Haft entlasse, auch ihr gestatte,

nach ihrer Heimath zurückzukehren, allwo ihre Gefreundete sie ohne Zweifel, deß dürfe sie sich getrösten, bei sich aufnehmen würden."

„Es geht also zur Genüge hieraus hervor," fuhr der Kaiser fort, als er so weit gelesen hatte — „daß man des Herzogs von Lothringen Liebden in das Sommerhaus zu diesem türkischen Frauenzimmer zu kommen ersucht und verleitet hat, mittelst einer Apostille, die von dem Viconde da Bojador und der Gräfin Juliane Bolagno, unsrer ältesten Erzherzogin Tochter Kammerfräulein, verfertigt worden: welches uns um so mehr befremdlich zu erfahren, als wir just den Viconde selber beauftragt, uns über diese Angelegenheit aufzuklären" —

„Majestät", fiel der Viconde, dem die hellen Perlen des Angstschweißes auf die Stirn traten, hier ein —

Der Kaiser befahl ihm mit einem Wink der Hand Schweigen und fuhr, zu Trautson gewendet und als ob der Spanier gar nicht anwesend sei, zu reden fort: „Es geziemt sich unsrer Würde nicht, nach einer näheren Einsicht in die ganze hier gespielte Intrigue zu verlangen. Wir haben hinlänglich uns anitzo damit occupiret und befunden, daß Ihm, Trautson, allerdings für die widerfahrene Kränkung eine Satisfaction gebühret. Diese Ihm zu gewähren des festen Willens, entlassen wir hiermit den Viconde da Bojador y Roccaberti, als einen in alle Wege

unzuverlässigen Diener, des ihm übertragenen Ehrenpostens in unsrem Obristkämmererstab und gebieten ihm hinfüro Vermeidung unseres allerhöchsten Hoflagers, wo dasselbe sich befinden mag, bei unsrer Ungnade und anderer empfindlicher Pön."

Der Kaiser nickte dem Grafen Trautson zu, um ihm zu sagen, daß er entlassen sei; den unglücklichen Kammerherrn traf keiner seiner Blicke; nur die Schadenfreude des Barons Klein, der mit grimassirendem Gesichte sich an da Bojador's erstarrten Zügen ergötzte, fand er für gut zu dämpfen, indem er zu ihm gewandt halb unverständlich murmelte:

„Ihn, Klein, laß ich in den Narrenthurm sperren, wann Er noch einmal sich erdreistet, uns falsche und lügenhafte, Ihm suggestirte Angaben zu machen und uns freventlich in derlei gänzlich unwürdige und inconvenante Geschichten verstricken zu wollen!"

Damit hatte die Audienz ein Ende und die drei Herren entfernten sich mit sehr gemischten Gefühlen aus der Gegenwart der Majestät.

Als sie das Gemach des Kaisers verlassen hatten, natürlich, um sich hier sogleich nach drei verschiedenen Richtungen zu trennen, wurde Karl dem Sechsten gemeldet, daß der Prinz Eugen um die Gnade bitte, vorgelassen zu werden.

„Ew. Majestät geruhen in mir einen Abgesandten zu empfangen,“ sagte der Prinz, als er eingeführt war. „Ich komme mit einer Mission des Herrn Herzogs von Lothringen.“

„Und was lassen uns Seine Liebden, die wir selber und persönlich bei uns zu sehen erwartet hätten, durch Sie entbieten?“

„Etwas, das ich Ew. Majestät unterthänigst vorzutragen dem Herrn Herzoge nicht habe abschlagen dürfen, so schmerzlich es mir auch ist. Der Herzog von Lothringen betrachtet die ihm auf Ew. Kaiserlichen Majestät speciellen Befehl widerfahrene Behandlung als eine Verletzung seiner Rechte und seiner Würde als ein souverainer und unabhängiger Fürst — Majestät halten zu Gnaden, daß ich mich seiner Worte bediene ....“

„Reden Eure Liebden nur weiter.“

„Und in Folge davon,“ fuhr der Prinz Eugen fort, „sind dieselben des festen Willens, noch heute Ew. kaiserlichen Majestät Hoflager zu verlassen.“

Der Kaiser antwortete nicht, er blickte nur mit großen verwunderten Augen den Prinzen an, aber ohne den Ausdruck des strengen Unwillens zu zeigen, welchen Eugen erwartet hatte.

Nach einer stummen Pause sagte er:

„Ich glaube, lieber Prinz, der junge Mann hat Recht in dieser Resolution.“

„Ich kann keiner andern Ansicht sein, Majestät,“ versetzte Eugen.

„Auch,“ fuhr der Kaiser fort, „hätte ich keineswegs vermuthet, daß mein Arrestbefehl Seine Liebden treffen würde. Das zu erfahren ist mir höchlichst fatal gewesen!“

„Wenn Eure Majestät vielleicht, um ihm zu satisfaciren, vor dem ganzen Hofstaat dies erklären und dabei zu mehrerer Beruhigung des Herrn Herzogs, den Trabanten=Lieutenant wegen der Ueberschreitung seines Auftrags“ — —

„Nimmermehr! Der Officier hat strict seine Pflicht gethan,“ fiel der Kaiser ein.

„Auch,“ meinte Eugen, „wäre es nicht gewiß, daß der Herzog sich dadurch beruhigen ließe. Er hat seinen festen Willen gegen mich ausgesprochen, noch heute abzureisen und ich habe von ihm weiter keinen Auftrag, als dies Ew. kaiserlichen Majestät zu notificiren.“

„Er will also die Hoffnungen, die ihn an unser Hoflager fesseln, ohne weiters fahren lassen?“

„Diese Hoffnungen und noch mehr .... er hat eine edle Inclination für die Erzherzogin Maria Therese; aber er glaubt, daß die Ehre ihm gebiete, und mit einer Entschlossenheit, die ich nur achten kann, will er

auf nichts hören, als auf dies Gebot seiner fürstlichen Würde."

Der Kaiser schritt langsam einige Male im Gemache auf und ab.

„Ich hatte ihm nicht so viel Festigkeit und Stärke des Charakters zugetraut, Prinz Eugen," sagte er dann. „Dieses deutet auf ein willenskräftiges Ingenium, das nichts von dem, was es sich selbsten schuldig ist, aufgeben wird. Es deutet darauf, daß ein tüchtiger Sinn in dem jungen Herrn präponderiret."

„Und haben kaiserliche Majestät daran je Zweifel gehegt?" versetzte Eugen von Savoyen. „Der Herzog von Lothringen ist ein Prinz, wie es nicht gar Viele giebt; er ist ein Mann von redlichstem Herzen, von den reinsten Sitten und vom besten Willen beseelt, — daß nur das edelste Blut in seinen Adern fließt, das beweist er jetzt. Ich begreife wohl, daß man es auch eine zu tadelnde Hitze, eine große Unklugheit nennen könnte, so die glänzendste Zukunft in die Schanze schlagen zu wollen. Ich aber, Majestät, ich muß gestehen, daß ich es ritterlich, ja, noch mehr, daß ich es groß finde, wie der Herzog um seines Rechtes und seiner Ehre willen weder auf die Stimme der Leidenschaft hört, welche in seinem Herzen für die älteste Erzherzogin wohnt, noch auf die Stimme des Ehr=

geizes, welche ihm die Kronen und Ehren des Erzhauses Oesterreich vorspiegelt."

„Wir sind deß gern geständig, Ew. Liebden," antwortete der Kaiser, „daß eine solche Entschlossenheit unser ganzes väterliches Wohlgefallen erweckt."

„Aber ich zweifle, Majestät, daß bei der Stimmung, in welcher der junge Herzog sich befindet, der bloße Ausdruck dieses Wohlgefallens hinreichen wird, seine verwundeten Gefühle zu heilen und zu beschwichtigen!"

„Was meinen Eure Liebden?" fragte der Kaiser.

Prinz Eugen sah ihn mit seinen durchdringenden Augen lächelnd an:

„Ganz dasselbe, was Eure Kaiserliche Majestät in diesem Augenblicke denken."

„Nun," antwortete der Kaiser mit einem leisen Anflug von Lächeln, „wann zwei ganz dasselbe im selben Augenblicke denken, so soll es ja wahr sein, sagt man!"

Der Kaiser rührte die Klingel.

Ein Officiant trat aus dem Vorzimmer ein.

„Kündige Er unsern Besuch unsrer ältesten Erzherzogin an," befahl Karl der Sechste.

Zum Prinzen Eugen gewendet, sagte er dann:

„Begleiten uns Eure Liebden."

Der Officiant reichte dem Kaiser den kleinen dreieckigen mit einer Federgarnitur und mit schmalen Gold-

borten besetzten Hut und eilte dann, den ihm gewordenen Auftrag auszuführen.

Der Kaiser und Prinz Eugen folgten ihm auf dem Fuße. — —

Während dieser inhaltschweren Unterredung, welche im Gemache des Kaisers statt fand zwischen dem Haupte und dem rechten Arme Oestreichs, hatte die Erzherzogin Maria Therese ebenfalls eine Audienz ertheilt, und zwar war es Niemand anders als der Herzog Franz Stephan von Lothringen gewesen, der um diese Audienz gebeten hatte.

Die Erzherzogin hatte darauf ihre Oberhofmeisterin hinausgesandt und dem Herzoge die Gunst, um welche er sich beworben, kurzweg abschlagen lassen.

Aber Franz Stephan war nicht so leicht abzuweisen gewesen. „Er komme, um Abschied zu nehmen," hatte er der Erzherzogin sagen lassen; und darauf hin hatte die Oberhofmeisterin ihrer jungen Gebieterin bemerklich gemacht, „daß, weil seine Durchlaucht selber in dem Vorzimmer anwesend und nicht, wie es freilich schicklicher gewesen, hochdero Kammerherrn oder ad latus gegebenen Officier herübergesendet, es doch nicht wohl thunlich und der Courtoisie, welcher der Herzog sich versehen dürfe, gemäß, ihn wiederholt abzuweisen."

Maria Therese hatte darauf ihre Einwilligung

gegeben, den Herzog zu sehen. Sie empfing ihn mit einem Gesichte, auf welchem die Spuren ihrer inneren Bewegung nicht zu verkennen waren. Sie verachtete jede Verstellung und gab sich nie rechte Mühe, es weit in jener diplomatischen Kunst zu bringen, welche die Sprache gegeben betrachtet zur Verbergung der Gedanken, das bewegliche Mienenspiel des Antlitzes zur Verbergung der Empfindungen.

„Sie wollen Abschied nehmen?" fragte sie den Eintretenden lebhaft.

„Ja, Erzherzogin; leider muß ich es — auf immer! Ich bin dazu durch den nur zu deutlichen Wink gezwungen, durch den mir die kaiserliche Majestät ihre Ungnade ausgedrückt haben. Was ich hier verbrochen haben mag, weiß ich nicht. Ich muß glauben, daß ich das Opfer einer Intrigue bin. Wenn aber eine Intrigue hinreicht, den Kaiser zu bestimmen, meine fürstliche Ehre anzutasten, meine Rechte als unabhängiger Souverain zu verletzen . . . ."

„Sie nehmen die Sache sehr tragisch auf, Herr Herzog," fiel ihm Maria Therese stolz in die Rede.

„Ich nehme sie auf, wie mein Gefühl es mir gebietet."

„Es kommt darauf an, ob dies Gefühl das richtige ist."

„Und können Sie, gnädigste Erzherzogin, behaupten,

daß etwas Unrichtiges, Falsches in einem Gefühle ist, welches vor allen Dingen seine Ehre unangetastet erhalten will?"

„Das mag sehr ritterlich lauten," entgegnete die Erzherzogin — „aber wenn ein junges Mädchen in solchen Dingen eine Meinung haben darf, so würde ich glauben, daß vor dem Ritter der Christ kommt, und daß der Christ mit Demuth und Gelassenheit aufnehmen soll, was ihm sein Gewissen als eine Folge seiner eigenen Handlungsweise darstellen muß."

„Eine Handlungsweise, worüber das Gewissen uns Vorwürfe macht, pflegt man kürzer Schuld zu nennen. Haben Sie wirklich sagen wollen, ich habe eine Schuld begangen und mir sei ganz Recht geschehen?"

„Wenn ich es nun hätte?"

„Wirklich?"

„Was brauche ich zu wiederholen, was Sie, wie ich sehe, so gut verstanden haben?"

„Aber um des Himmels Willen — welche Schuld habe ich denn auf mein unglückliches Haupt geladen?"

„Ich bin Ihr Beichtvater nicht," versetzte Maria Therese kalt sich abwendend.

„Dann dürfen Sie mir um so weniger in's Gewissen reden, ohne mir zu sagen, was Sie dazu bewegt — berechtigt!"

Maria Therese erröthete. Sie fand ihre Lippen geschlossen durch den Charakter des Verdachts, den sie gegen den Herzog hegen mußte. Und doch drängte ihr ganzes Wesen, ihre ganze offne Natur sie, eine unumwundene Sprache zu führen und durch sie zu einer Verständigung zu kommen.

„Ich habe Ihnen schon einmal angedeutet,“ sagte sie endlich nach einer stummen Pause, „daß Ihre abendliche Abwesenheit aus Ihren Gemächern aufgefallen ist. Vielleicht steht dies mit der Ungnade des Kaisers, über welche Sie sich beklagen, in einiger Verbindung.“

„Unmöglich — das ist ganz unmöglich,“ fiel der Herzog erstaunt ein.

„Und doch muß ich es glauben!“

„Aber ich gebe Ihnen mein fürstliches Wort, daß meine abendliche Beschäftigung seit einiger Zeit nur darin bestanden hat, mir vom Baron Weber Vorlesungen im Staats= und Völkerrecht halten zu lassen. Da jedoch Baron Weber ein sehr ängstlicher Mann ist, und befürchtet, daß mein Vertrauen zu seiner Gelehrsamkeit und Erfahrung in diesem Fache ihm Neider bei Hofe erwecken könne, so haben wir diese Zusammenkünfte mit dem Mantel des Schweigens bedeckt.“

Die Erzherzogin sah den Redenden mit großen, verwunderten Augen an.

„Wie kann dies mit der Ungnade des Kaisers, mit meiner Verhaftung im Sommerhause Trautson's zusammenhängen?" fuhr der Herzog fort. „Es ist eben so räthselhaft, wie das Billet, welches ich gestern mit der Angabe, die Absenderin desselben erwarte mich in der Abendstunde in Trautson's Garten-Pavillon, durch einen fremden Lakaien überbracht erhielt. Ich begebe mich darauf harmlos dahin, wohin der Zettel mich zu kommen ersucht, und als ich komme — werde ich verhaftet!"

„Und dies Billet — wo ist es?" fragte Maria Therese.

„In den Händen des Kaisers."

Die Erzherzogin blickte in das Antlitz des jungen Mannes vor ihr. Niemals hatten die Züge eines Menschen mehr die vollständigste Unbefangenheit und Aufrichtigkeit ausgedrückt.

„Aber ..." fiel sie betroffen und schüchtern ein — „Ihr Verkehr in eben diesem Pavillon war doch schon früher beobachtet ..."

„Mein Verkehr in diesem Pavillon? Wer hat beobachtet, was nicht vorhanden war? Nennen Sie mir den, Erzherzogin, und wir werden bald auf den Grund dieser Intrigue kommen."

Die Erzherzogin schwieg. Sie mußte sich gestehen, daß der Herzog mehr von ihr verlange, als sie beantworten konnte. Sie wußte Niemanden als Ankläger zu nennen.

„Nennen Sie mir den, der mich einer Handlung oder irgend eines Dings bezüchtigen kann, wodurch ich verdient hätte, so mißhandelt zu werden, wie des Kaisers Majestät es zu thun für gut gefunden hat. Wo nicht, durchlauchtigste Erzherzogin, so gestehen Sie ein, daß ich vollen Grund habe, mich empört zu fühlen."

„Gesetzt, ich gestände dies Letztere ein," antwortete Maria Therese, indem sie abermals erröthete.

„So würde mir wenigstens," unterbrach sie der Herzog von Lothringen, indem seine Worte den Ton einer tiefen und innigen Rührung annahmen, „so würde mir wenigstens ein Trost werden bei dem nie heilenden und bittern Schmerz, womit ich von hier scheide. O gestehen Sie es offen und groß ein, Maria Therese — denn thun Sie es nicht — wahrhaftig, dann kommt eine Zeit, wo es Sie reut, daß der arme Franz Stephan so unversöhnt hat scheiden müssen, wo Sie etwas darum gäben, wenn Sie sich sagen könnten, Sie hätten ihm mit wenigen gütigen Worten Balsam auf sein ungerecht verwundetes Herz geträufelt. Denn, daß mein Herz blutet bei diesem Scheiden von Allem, was mir das Theuerste auf Erden — von meinem Lebensglück, von allen Hoffnungen, die ich gehegt, von allen stolzen Aspirationen, zu denen mein Geist sich aufgeschwungen — das, Erzherzogin, brauch' ich Ihnen nicht zu schildern und will es nicht schildern, weil etwas

zwischen uns steht, was Sie abhält, es mit der Huld und dem Wohlwollen anzuhören, die allein meine Sprache entfesseln könnten."

Der Herzog stand in größter Bewegung auf. Er wandte sich rasch ab, und die Erzherzogin glaubte eine Thräne an seinen Wimpern schimmern zu sehn, welche er durch sein hastiges Aufstehen verbergen wolle.

„Aber mein Gott," sagte sie tief erschüttert — „ich bin es ja nicht, der Sie fortsendet ..."

„Sie sind es nicht, der mich fortsendet? wer Anders sendet mich denn fort — wer ist es denn, der mir den Stachel meiner Ehrenkränkung so tief in die Seele treibt, als der Gedanke, daß Sie, Sie, Maria Therese, es von ganzem Herzen billigen, was Ihr kaiserlicher Vater wider mich gethan hat. — Mit dem Kaiser würde ich mich, da er gerecht ist und edel denkt, verständigen können, aber daß Sie irgend einen elenden Verdacht, irgend einen bösen Argwohn gegen mich hegen können, daß Sie mich in Ihrem Herzen auf diesen Verdacht hin verurtheilen konnten ohne mich zu hören — das, Erzherzogin, vermag ich nicht zu überwinden."

Maria Therese sprang auf. Sie streckte ihm ihre Rechte entgegen.

„Franz!" sagte sie mit einem unbeschreiblichen Tone,

der dem Herzog durch die Seele zitterte — „ich will es glauben, daß ich Ihnen Unrecht gethan.“ —

Er ergriff ihre Rechte und bedeckte sie mit Küssen.

In diesem Augenblicke trat rasch die Oberhofmeisterin ein: „Seine Majestät der Kaiser kommen.“

Die beiden jungen Leute fuhren auseinander; sie überließen ihren Blicken, das unterbrochene Zwiegespräch fortzuführen.

Die Flügelthüren wurden aufgerissen und der Kaiser, gefolgt von dem Prinzen Eugen von Savoyen, trat ein.

Der Kaiser blieb zwischen seiner Tochter und dem Herzoge stehen. Er sah in die gerötheten Gesichter, die sprechenden Augen Beider und über seine strengen Züge flog ein Licht, das ein herzgewinnendes Wohlwollen ausdrückte.

„Herr Herzog von Lothringen,“ sagte er dann, „Ew. Liebden haben uns am heutigen Morgen mit einem Schreiben zu favorisiren befunden, mittelst dessen Sie uns die Absicht ankündigen, unser kaiserliches Hoflager zu verlassen. Wir können allsolcher Intention jedoch um so weniger unsere gnädigste Einwilligung ertheilen, als wir, abgesehen von dem Verdruß, einen so distinguirten Cavalier aus unsrer allerhöchsten Nähe zu verlieren, die Obliegenheit einer vorherigen Reparation d'honneur allerdings auf uns lastend fühlen. Da wir nun unversehens gerade Ew.

Liebden allhier gegenwärtig finden, so wollen wir nicht länger säumen, uns mit denselben zu verständigen und also kurzweg Ew. Liebden befragen, ob dieselben es als eine hinlängliche Reparation aufzunehmen geneigt sein, wenn wir Sie durch dieses, von unsrem Herzen unzertrennliche Band auf immerdar an uns und unsern Hof unlöslich zu ketten beschließen?"

Der Kaiser nahm bei diesen Worten die Hand seiner Tochter und legte sie in die des Herzogs.

Die beiden jungen Leute blickten, keines Wortes mächtig, in das majestätische und in diesem Augenblick so mild lächelnde Antlitz des Kaisers. Dann beugte Franz Stephan seine Kniee, um die Hand, die ihm ein so unermeßliches Glück schenkte, an seine Lippen zu drücken, Maria Therese warf sich im Uebermaß ihrer Bewegung schluchzend an die Brust ihres Vaters.

Der Prinz Eugen bekämpfte seine Rührung, indem er neben die Gruppe trat und scherzend sagte:

„Gott segne Eure Majestät und diesen Bund, für den wir hier" — und dabei schlug der alte Kriegsheld an seinen Degen — „für's erste ja auch die beste pragmatische und praktische Sanction haben!"

„Diese pragmatische Sanction, Prinz Eugen," antwortete der Kaiser, „möge der Himmel Oesterreich noch lange erhalten. Und da Sie sich an diesem Morgen einmal in die

diplomatische Laufbahn geworfen haben, als bevollmächtigter Unterhändler des Herzogs von Lothringen, so hoffen wir, daß Ew. Liebden in der rühmlich betretenen Bahn löblich beharren werden und daß Niemand anders, als dieselben demnächst als Ambasciator vor uns erscheinen werden, um in feierlicher Audienz für den Herrn Herzog von Lothringen um die Hand unserer geliebtesten ältesten Tochter, der Erzherzogin Maria Therese, zu werben.

Viertes Capitel.

Ein Nachspiel.

Wir könnten hier den Faden unserer Erzählung fallen lassen, nicht allein weil wir glücklich angelangt sind an dem verhängnißvollen Schlußpuncte, an welchem die Erzählungen zu schweigen pflegen, mit einem wie das Hamlet'sche

The rest is silence

bedeutsamen Puncte; sondern auch weil in unserem Falle die weitere Erzählung überflüssig, ja, für unserer verehrten Leser wohlbegründetes Bildungsbewußtsein sogar verletzend sein würde. Denn könnten sie uns, wenn wir fortführen,

sie von den Helden unseres kleinen Dramas zu unterhalten, nicht zurufen: aber in der That, du traust uns einen großen Ueberfluß an Zeit und einen nicht geringen Mangel an geschichtlichen Kenntnissen zu, wenn du uns von den weiteren Schicksalen einer Prinzessin unterhalten willst, die als die unvergleichliche Kaiserin Maria Theresia uns Allen ja so bekannt ist, als hätten wir, nicht eines ihrer zahlreichen Bilder etwa, sondern sie selber leibhaftig gesehen, gekannt und sprechen hören und als wären wir von ihr selber auf den Gassen Wiens, wo sie an uns in einfacher Chaise vorübergerollt, um sich nach Schönbrunn zu begeben, mit ihrem zutraulich freundlichen Lächeln, ihren Wohlwollen ausstrahlenden Blicken begrüßt worden. Wir Alle kennen sie, diese große und edle Regentin, diese Mutter ihres Volkes, diese magna puerpera des Mönchs von Lehnin, diesen König, für den die Ungarn in den Tod gehen wollten, diese erleuchtete Frau, die bei der Theilung Polens klagte, daß sie nicht mehr „en vigueur" sei, um solch eine bedenkliche „Staatsaction" zu hintertreiben. Und auch das wissen wir, daß sie stets die zärtlichste, liebendste Gattin ihrer fröhlichen lotharingischen Lerche geblieben, obwohl diese nach der Hand, als sie zu reiferen Jahren gekommen, allerdings nicht mehr ganz so hell und lustig, wie einst, in den blauen Lüften schöner Hoffnungen und jugendlicher Aspirationen schmetterte: aber wahrlich nicht, weil etwa das

Leben, wie es sonst so seine Weise und boshafte Angewöhnung ist, diese Hoffnungen sammt und sonders zertreten, diese Aspirationen tückisch gedemüthigt hätte; sondern nur weil das Leben sie alle in einem Maße erfüllt hatte, wie sie nur je einem Menschen erfüllt worden sind; weil es den jungen länderlosen Prinzen, dem es eine Gattin wie Maria Therese, einen Brautschatz wie das Erbe von Oesterreich, einen Titel wie: „Wir Franz der Erste, erwählter Römischer Kaiser, durch Germanien König und allzeit Mehrer des Reichs" verliehen, so mit Glück überbürdet hatte, daß ihm darunter die Schwingen in der That müde sinken mußten. — —

In dieser Weise, wie gesagt, würden unsere Leser uns zurechtweisen, wenn wir uns anmaßten, sie von bekannten Thatsachen zu unterhalten. Aber neben unsern historischen Gestalten bewegten sich einige andere, welche, wenn auch keinenfalls unhistorischen und fictiven Charakters — dawider verwahren wir uns ausdrücklich bei dieser, den lautersten Quellen getreulich nacherzählten Geschichte — doch noch immer darauf harren, daß unsere vielthätigen Historiker endlich auch ihnen die verdiente Aufmerksamkeit zuwenden und nach so langer unverantwortlicher Vernachlässigung ihnen eine gründliche und gediegene, je nach Maßgabe ihrer respectiven Wichtigkeit ausführliche und bändereiche Bearbeitung widmen. Charaktere von so vielseitigen Verdiensten

und so ausgezeichneten Gaben des Geistes und Gemüths, wie wir in Veit Trautson, Don Perez Viconde da Bojador y Roccaberti und vor Allen in Baron Klein kennen zu lernen Gelegenheit hatten, sollten in der That nicht länger ohne ihre eingehende und erschöpfende Monographie bleiben. Und was Frau Afra und den Vex anbetrifft, so sind wir überzeugt, daß, wenn von diesen denkwürdigen Erscheinungen gesagt werden könnte, sie wären die Zeitgenossen des fabelhaften Aegypterkönigs Psammetich oder des Kaisers Kosroe I. gewesen, längst unsere Akademien Medaillen und Preise ausgeschrieben hätten für eine gründliche und auf Urkunden gestützte Untersuchung ihres Wirkens und Lebenslaufs; vorausgesetzt auch, es wäre nur noch ein Viertheil dessen von ihnen keilschriftlich oder palimpsestisch überliefert, was wir unsererseits jeden Augenblick bereit sind, den besagten Akademien, gegen einen namhaften Preis an goldenen Medaillen und so weiter, noch Ferneres zu suppeditiren und von beiden Individuen zu berichten.

Bis dahin aber, daß sich solche klaffende Lücken unserer historischen Literatur ausfüllen, legen wir hier einige vorläufige Angaben nieder, welche der forschenden Gelehrsamkeit späterer Zeiten vielleicht nicht unerheblich scheinen werden. Wir bitten unsere Leser, sich mit uns im Geiste zu versetzen auf eines der gesegnetsten Eilande, welches im fernen Osten die blauen Wogen umspülen, die von den

genannten Akademien das „Aegäische Meer" getauft worden sind: auf jene Insel, die — wir bleiben dem akademischen Stile treu — das Waldgebirge des Olympos krönt, deren Boden geweiht ist durch den Fuß der Sappho, des Alkäos und des weisen Pittakos — auf das alte Lesbos, das heute Metellino heißt, weil die alten Griechen seine Hauptstadt Mytilene nannten.

Es war etwa um das Jahr 1755, an einem schönen Herbstabende, als die Bewohner der kleinen lesbischen Stadt Hiero, Türken sowohl wie Griechen, sämmtlich aus ihren Häusern und Hütten gelockt waren und den Strand des Hafens bedeckten; während man an beiden Seiten des weiten Meerbusens, in welchen der Hafen auslief, fernhin einzelne Gruppen von Menschen beobachten konnte, die auf den felsigen Bergabhängen sich bewegten, sämmtlich von dem großartigen nnd imponirenden Schauspiele gefesselt, das sich ihren Blicken darbot. Außerhalb des Hafens nämlich auf der Rhede, welche der Meerbusen bildete, waren zwei große Orlogschiffe in einem Kampf begriffen.

Das eine dieser Kriegsfahrzeuge war eine schwerfällige Galeere mit grüner Flagge, in welcher sich ein silberner Halbmond mit einem Sterne darüber zeigte.

Das andere war eine Galeasse des hohen Ritter-Ordens vom heiligen Johannes von Jerusalem. Auf

der rothen Flagge glänzte das weiße achtspitzige Kreuz der Johanniter.

Das türkische Kriegsschiff war fortwährend in eine Wolke dichten Pulverrauchs gehüllt; es schien durch die Menge seiner Schüsse und durch den wahrhaft verschwenderischen Aufwand, den es an Pulver und Kugeln machte, ersetzen zu wollen, was ihm an geschickter Bedienung seiner Feuerschlünde und an Wirksamkeit seiner Schüsse abging.

Denn trotz der zahllosen Masse von Vollkugeln, die es um sich sprühte, sah man das Orlogschiff der Malteser nur wenig von seinem Takelwerk einbüßen, und konnte deutlich wahrnehmen, wie es sich dem Gegner unverzagt immer mehr näherte. Es hatte augenscheinlich die Absicht, sich mit dem Türken Bord an Bord zu legen und ihn zu entern.

Doch ward das Feuer des Türken darum nicht minder kräftig erwidert, und von Zeit zu Zeit sah man, wie bald eine Spiere, bald eine halbe Raa der mohamedanischen Galeere splitternd aus der Rauchwolke hervorflog, die das vielruderige Ungethüm umhüllte.

In dem Verhältnisse, wie die malteser Galeasse sich dem Feinde näherte, wurde aber auch das Feuer des letzteren wirksamer; eine volle Lage riß den ganzen Hintermast der Ordens-Galeere mit allem dazu gehörenden Tau- und Takelwerk fort.

Es war ein Kampf und ein Ringen voll drastischer

Spannung. Die beiden Gegner waren einer des andern durchaus würdig, ebenbürtig an Maß ihrer Kräfte sowohl, wie an der Hartnäckigkeit, womit sie Gebrauch von diesen Kräften machten.

Nach dem Schlag, welchen das Schiff der Johanniter erhalten hatte, schien es einen Augenblick unschlüssig zu werden, ob es seinen Plan, zu entern, aufgeben oder verfolgen sollte; vielleicht hatte es, was sich vom Lande aus freilich nicht gewahren ließ, zugleich einen beträchtlichen Verlust an Mannschaft erlitten.

Sein Geschützfeuer aber setzte es ununterbrochen fort; es begann endlich auch seine Bewegung gegen den Feind wieder aufzunehmen und zwar jetzt mit der vollen Kraft aller seiner Ruder.

In dem Augenblick aber, wo dies sichtbar wurde, wo die Entscheidung mit raschen Schritten sich nähern mußte, wo die Spannung darauf ihren höchsten Grad erreichte, trat eine Katastrophe ein, die das Schauspiel urplötzlich beendigte. Die Gewässer von Metellino sind verhängnißvoll für den Halbmond. Der Sieg der Griechen von 1821 hat es zuletzt dargethan. Die große Galeere des Sultans erkrachte mit einem Male wie ein Vulkan, wie eine in Trümmer gehende Welt, und schon als dies Krachen an das Ohr der am Strande versammelten Bevölkerung schlug, war das mächtige Orlogschiff gar nicht mehr auf dem Wasser=

spiegel vorhanden, sondern in Gestalt von zerrissenen Planken, Balken, Masten, Flammen nnd Trümmern hundert oder gar zweihundert Fuß hoch darüber.

Es war ein furchtbares Schauspiel. Das Meer wogte davon auf, als ob es von einem Orkan gefaßt sei und wälzte schäumende Wellen ringsum dem Strande der Bucht entgegen.

Als der wirbelnde, wogende Rauch, der die Explosion begleitet hatte, sich verzogen, sah man das Schiff der Malteser unbeweglich, nur noch mit einem Mast versehen, stumm daliegen. Ringsumher waren die Wellen mit Trümmern bedeckt.

Am Strande aber war die lebhafteste Bewegung entstanden. Alles was die Arme rühren konnte, stürzte den Booten und Fahrzeugen zu, die im Hafen oder an dem Ufer der Bucht entlang befestigt lagen, und eilte, sich dem Schauplatze des Ereignisses zu nähern — ob in der Absicht, gierig aufzufischen, was irgend von den Trümmern aufzufischen war, oder in dem menschenfreundlichen Gedanken an die Rettung der unzähligen Unglücklichen, die halbtodt zwischen den Trümmern umherschwimmen mußten, das blieb unausgesprochen. — —

Es war bereits tiefe Abenddämmerung geworden als von diesen Boten eines, das einen Mast mit dreieckigem Segel führte und mit zwei Männern besetzt war, zurück-

kehrte; es lief in eine kleine Ausbuchtung ein, welche vielleicht eine halbe Stunde von der Stadt Hiero entfernt war, und welche die Wogen des Meerbusens hatten entstehen lassen, indem sie sich hier in die Seite eines etwas vorspringenden verwitternden Felsens eingewühlt hatten, der jetzt überhängend den kleinen Landeplatz schützte.

Aus dem Hause, welches auf einer mit Olivenbäumen bedeckten Halde in der Nähe lag und den Anblick einer höchst poetischen Siedelei darbot, mit seiner Freitreppe, seiner offenen, auf kleinen Pfeilern ruhenden Gallerie, seinen Guirlanden von Maiskolben und getrockneten Früchten, — aus diesem Hause eilten zwei Frauen und mehrere Kinder dem anlegenden Schiffe entgegen, und zwischen ihnen und den zurückkehrenden beiden Männern erhob sich eine höchst lebhafte Unterhaltung, die durch wechselseitige Rufe schon auf beiden Seiten begonnen war, ehe man noch im Stande gewesen, wegen der Dämmerung des Abends sich recht zu erkennen, und wegen des Rauschens der Brandung sich zu verstehen.

Während dieser Unterhaltung waren alle Hände beschäftigt, die Fischerbarke ihres höchst mannigfaltigen Inhalts zu entleeren. Dieser Inhalt bestand aus einer Menge von Sachen der verschiedensten Art. Stücke Tau- und Segelwerk, Körbe mit Geflügel, eine Ziege, welche hart an ihren Wunden darniederlag, Kleidungsstücke, ein Paar vortreff-

licher großer persischer Teppiche, wollene Decken, Fässer, das Bruchstück eines Divans — alles wurde aus dem Bauch des Schiffleins hervorgehoben, das einen so wunderbar guten Fang gemacht hatte.

Die Kleidungsstücke, welche türkischen Schnitt hatten, die Fässer, ein Theil des Tauwerks, so weit es sich ganz schadhaft und in kurze Stücke zerrissen zeigte, die verwundete Ziege wurden am Ufer auf einen Haufen zusammengeworfen. Man legte auch die Körbe mit dem Geflügel dazu, aber erst nachdem man die Capaunen und Hühner, welche darin waren, herausgenommen und ihnen, um ihr Geschrei zu ersticken, rasch die Hälse umgedreht hatte.

Dieser Haufen war bestimmt, den türkischen Strandwächtern überliefert zu werden, sobald diese kommen würden, um Alles das zu reclamiren, was aus dem Schiffbruch von Sr. großherrlichen Majestät Galeere gerettet worden.

Alles Uebrige rüstete man sich in das Haus zu schaffen, da unsere Schifferfamilie offenbar der festen Ueberzeugung lebte, daß alle diese schätzenswerthen Dinge ihr von unmittelbarerem Nutzen sein würden, als dem Beherrscher der Gläubigen in Stambul.

Während jedoch die Kinder, beladen mit den leichteren Gegenständen, bereits auf dem Wege nach dem Hause waren und voraufeilten, faßte der ältere der beiden Schiffer

eine der Frauen am Arm und flüsterte ihr halblaut einige Worte zu, wobei er auf etwas im hintersten Raum seiner Barke deutete, das ungefähr wie ein Bündel Decken aussah.

Die Frau stieß einen leisen Ruf der Ueberraschung aus; dann wandte sie sich an die andere Frau, welche mit ihr gekommen, und beide stiegen noch einmal in das Schiff. Sie schlugen die Decken zurück und blickten in das Antlitz eines schlafenden Menschen, welches in der Dunkelheit des Abends von einer solchen Blässe erschien, daß man zu der Annahme geneigt sein mußte, der Schläfer sei in jenen Schlummer gefallen, aus welchem kein Erwachen ist.

Man suchte sich davon zu unterrichten, indem man ihn derb schüttelte. Dies brachte ihn dahin, ein Stöhnen wie der Angst und des Schmerzes auszustoßen. Nun faßte ihn der ältere Schiffer an den Schultern, sein Gehülfe sprang ihm bei, die beiden Frauen nahmen jede eines der Beine auf und so schaffte man den Unglücklichen zuerst zum Schiffe heraus und trug ihn sodann sachte die Anhöhe hinauf zu dem Hause auf der Halde.

Der kleine Zug mit dem Schiffbrüchigen verschwand im Innern der Wohnung. Gleich darauf kamen, mit Ausnahme der beiden Frauen, die sämmtlichen Mitglieder der Familie zurück und mit unglaublicher Hast wurde nun Alles, was von dem geretteten Gut noch geborgen werden sollte, bei Seite geschafft. — —

Als am andern Morgen die Sonne ihre hellen und warmen Strahlen in die kleine Schlafkammer sandte, welche in dem Häuschen auf der Halde das Fremden-, das Putz- und Empfangzimmer bildete und auf die offene Gallerie hinausging, beleuchteten diese Strahlen eine Gruppe von zwei, sich mit erstaunten Blicken groß und forschend anstarrenden Menschen.

Eine dieser Personen war eine Frau in reiferen Jahren, aber von immer noch schönen, regelmäßigen Zügen; in einem Costüme, welches sich von der gewöhnlichen griechischen Volkstracht nur durch die Feinheit und Sauberkeit der Stoffe unterschied, den kleinen Fez auf den braunen Locken, saß sie vor einem alterthümlichen Himmelbett, aus dessen Decken ein gelbes, charakteristisches Männergesicht sie anstierte, ein Antlitz mit dunklen, schmalgeschlitzten Augen und dunklem, von Grau stark untermischtem Haar, welches letztere so kurz geschoren war, daß man augenblicklich erkannte, dieser Kopf war daran gewöhnt, eine Perrücke zu tragen, obwohl weder eine Perrücke noch Kleidungsstücke irgend einer Art sich in dem Stübchen befanden.

„Valga mi Dios!“ sagte der Mann im Bett, nachdem er eine Zeit lang in das Frauen-Antlitz vor ihm gestarrt hatte — „ich weiß gar wenig davon, ob ich träume oder ob ich wache; ob ich in einer Kajüte zu Wasser oder in einem Hause auf dem festen Lande bin; ja, ich weiß kaum, ob ich

überhaupt noch auf dieser irdischen Welt oder bereits in einer andern bin, welches Letztere jedenfalls das Wahrscheinlichere ist; denn ich erinnere mich deutlich eines Augenblicks, in welchem ich mein letztes Paternoster in periculo mortis sprach und dann die Reise in das bessere Jenseits auch wirklich antrat . . . . so viel aber ist gewiß, ich habe dies Frauengesicht schon gesehen! . . . ."

„Ich verstehe nicht, was Du redest," antwortete die vor dem Bette sitzende Griechin auf diese Expectoration des Schiffbrüchigen, indem sie sich dabei der italiänischen Sprache bediente; „wenn Du aber," fuhr sie fort, „Deine Gedanken sammelst und nachsinnst, wo Du mich gesehen . . —"

„Bahnesa!" rief hier der Kranke aus, indem er versuchte, sich zu erheben, aber matt wieder in die Kissen zurücksank.

„So hieß ich einst," entgegnete die Griechin, „damals als Du mich kanntest, mein Freund zu sein betheuertest und mich täuschtest! Hier bei den Meinigen heiße ich Anastasia."

„Und Du erkennst mich wieder?" fragte der Fremde, ebenfalls in italienischer Sprache.

„Ich erkannte Dich gestern schon, als Du in dies Haus getragen warst und als die ersten Strahlen der Lampe auf Dein bleiches Gesicht fielen."

„Welches Wiedersehen!" sagte der Viconde da Bojador — „welches abenteuerliche Wiedersehn. Mußte ich

dazu in die Luft fliegen, um, statt in die tückischen Wogen in Deine weißen Hände zu fallen, Bahnesa, oder Anastasia!"

„Du bist darum nicht in die Hände einer Feindin gefallen!"

„Und doch warst Du einst meine Feindin! Deine Lippe hat das Wort gesprochen, woran alle meine Lebenspläne gescheitert sind."

„Ich habe immer nur die Wahrheit gesprochen. Es war nicht meine Schuld, daß Dein Leben an der Wahrheit scheiterte!"

Der Spanier schwieg eine Weile, indem er seine Augen schloß und mit der bleichen Hand über seine Stirn fuhr.

„Anastasia," sagte er dann, „ich bin sehr krank. Ich bin matt, ich bin gebrochen an allen Gliedern. Gieb mir zu trinken. Wein, Milch, Wasser — was Du hast."

„Ich werde Dir die warme Milch holen, die eben von den Ziegen gemolken ist. Das wird Dir wohl thun."

Sie ging und kam nach wenig Augenblicken mit einem Zinngefäß zurück, in welchem sie den Trank brachte, den der Spanier durstig schlürfte.

„Ich danke Dir," sagte er dann. „Es hat mir Labung gebracht. Und jetzt laß mir Zeit, mich zu besinnen, was mit mir geschehen ist. Wo bin ich?"

„Du bist in dem Hause meines Oheims, der Fischer,

Schiffer, Handelsmann, kurz Alles ist, was man sein kann, wenn man eine gute kleine Barke sein nennt und sie auf den Wellen zu lenken versteht. Er hat Dich auf dem Meere halb ohnmächtig und mit letzter Kraft gegen die Wogen ankämpfend gefunden und hat Dich in seine Barke genommen."

„Gott segne ihn dafür! Das ist vorderhand der einzige Lohn, den ich ihm bieten kann."

„Wie kamst Du auf die Galeere, die von den Christen in die Luft gesprengt wurde?"

„Ach, Bahnesa, da hätte ich viel zu erzählen. Am Ende bist Du es, die mich auf diese Galeere geschickt hat."

„Ich, Herr?"

„Nur Du!"

„Wie ist das möglich?"

„Um Deinetwillen hat der Kaiser mich von seinem Hofe fortgeschickt. Um dieser Ungnade willen hat mich das Kammerfräulein Contessa Juliana Bolagno mit meinen Ansprüchen auf ihre Hand abgewiesen. Um dieser Treulosigkeit willen bin ich schwermüthig und ein Philosoph geworden. Um mir die Schwermuth zu vertreiben und weil ich als Philosoph die irdischen Güter verachten gelernt hatte, habe ich mein väterliches Erbe verspielt und verzecht, was um so weniger Anstrengung kostete, als es nie sehr groß war. Da sich bei dieser Beschäftigung, wie Du denken kannst,

meine Weltverachtung unermeßlich gesteigert hatte, habe ich meine Seele dem Herrn gelobt und bin in einen Orden getreten, in welchem man Mönch ist und dennoch Cavalier bleibt. Ich bin in den Ritter-Orden der frommen und tapfern Herren von Malta getreten. Mit dem schwarzen Mantel und dem achtspitzigen Kreuze versehen, habe ich nach den Vorschriften des Ordens meine Caravane machen, das heißt wider den Erbfeind der Christenheit streiten müssen. Da mich aber das Loos traf, die erste Probe meiner Tapferkeit auf einem Ordensschiff abzulegen, welches sich im Uebermaß seines Muths und seiner Kampfbegierde vor einigen Tagen von einem türkischen Geschwader zusammenschießen und nehmen ließ, so bin ich als Kriegsgefangener an Bord einer Galeere des Großherrn gekommen. Hier harrte ich in ganz erträglicher Lage auf die Zeit, wo man mich und meine Schicksalsgenossen — denn noch zwei andre Ritter theilten mein Loos — gegen einige goldstrotzende Säcke aus der Ordenscasse friedlich auswechseln würde. Da begegnet sich unsere Galeere mit einem kreuzenden Kriegsschiff des Ordens. Mit ganz überflüssiger, mit unbegreiflicher Hartnäckigkeit faßt dieses Schiff den Entschluß, für die Schlappe von neulich Rache nehmen zu wollen. Es überschüttet uns mit Kugeln, ohne die Gefahr zu beachten, worin es so würdige Ordensglieder wie mich und meine Gefährten dadurch bringt. Das Ergebniß weißt Du; es

hat die bangen Ahnungen, welche bei den ersten über uns hinsausenden Wurfgeschossen mir das Herz beklemmten, nur zu vollständig gerechtfertigt. Unser ehrlicher Türke ist von den Geschützen der Christen in die Luft gesprengt worden. In diesem Augenblick wußte ich nicht, wen ich meinen eigentlichen Erbfeind nennen solle. Aber gewiß ist, wenn Dein Verwandter mich nicht aufgefischt hätte, so wäre ich jetzt da, wo ewiger Friede sowohl christliche wie türkische Erbfeinde vereinigt. Nun hast Du meine ganze Geschichte, Bahnesa, oder Anastasia. Und jetzt labe mich mit einem Bissen Speise; was meine Glieder angeht, so weiß ich nicht, ob sie gebrochen oder heil, und wie viele von ihnen ich wieder sehen werde, wenn ich erst die Kraft habe, die Anzahl derer, welche mir geblieben sind, mit einem Verzeichniß derjenigen zu vergleichen, die im Besitz eines unverstümmelten Menschen sein müssen. So viel aber ist gewiß, mein Magen ist heil, denn mich hungert."

Die Griechin ging noch einmal, um sein Verlangen zu befriedigen. Sie brachte ihm Brot, Obst, Käse; sie brach das Brot und legte, was er zu sich zu nehmen wünschte, vor ihn auf das Bett; seine Kräfte waren in einem ganz unbeschreiblichen Maße erschöpft; er betheuerte, nicht im Stande zu sein, eine Fliege zu tödten. An einigen Stellen seines Körpers begannen sich Schmerzen einzustellen; aber sein Geist war frei, seine Zunge so beweglich wie

je, und mit wunderbarem Glücke schien ihn das auffliegende Schiff in die Wogen geschleudert zu haben, ohne ihm einen innern Schaden, eine beträchtliche Verletzung zuzufügen.

„Wie ist der Himmel so blind in der Vertheilung der Schicksale," fuhr der Viconde nach einer Weile zu reden fort. „Weshalb mußte mich das seltene Loos treffen, auf einer türkischen Galeere in die Luft gesprengt zu werden, ein Loos, für das ich auch nicht die leiseste Regung der Dankbarkeit gegen meinen Schöpfer empfinde! Weshalb wurde es nicht z. B. meinem theuren Freunde, dem Baron Klein, zu Theil, dem ich es so von Herzen gegönnt hätte! Hätten ihn dabei die Wogen verschlungen, so wäre Niemand auf Erden gewesen, der es ein unersetzliches Unglück genannt haben würde; hätte er es überstanden, wie ich es überstanden habe, so wäre er aus Stolz über dieses unvergleichliche Erlebniß, über diese unerhörte Heldenthat um drei Schuh, das heißt bis zur Höhe eines gewöhnlichen Menschen gewachsen!"

„Und er lebt immer noch," fragte Anastasia, „dieser kleine Baron?"

„So viel ich weiß, ist sein leuchtender Stern nicht untergegangen, obwohl man ihn Anno 40, nach dem ewig beweinenswerthen Heimgang und Ableben Seiner kaiserlichen apostolischen Majestät, Kaiser Karoli Sexti, als

überflüssiges Stück der Raritätenkammer des alten Herrn vom Hofe beseitigt hat. — Was aber Trautson angeht, den fürchterlichen Veit Trautson, so ist er elendiglichen Todes verblichen in Folge eines allzu copiösen Frühstücks, welches er unmittelbar nach einem heftigen Anfall von Zorn unvorsichtiger Weise zu sich genommen. Aber was kümmern wir uns um sie! Du, Bahnesa-Anastasia, gutes Geschöpf, welches Du vor mir auftauchst wie eine Verkörperung der schönsten Tage meiner Vergangenheit, der kecken, leichtsinnigen Jugendtage, — noch hast Du kein Wort von Deinen Schicksalen erzählt."

„Du hast mich nicht nach meinen Schicksalen gefragt," antwortete Anastasia.

„So thue ich's jetzt! Auf welche Weise ist Dein Wunsch erfüllt worden, in die Heimath zurückzukommen?"

„Die Dame, so Deine Freundin war. . . ."

„Willst Du sagen Freundin oder Feindin? Das Letztere wäre richtiger. Diese schlaue Contessa Juliana hat mich auf eine unerhörte Weise verläugnet, sobald sie mich nicht mehr in dem Glanze erblickte, welchen einem armen Hofcavalier nur die Strahlen der allerhöchsten Gunst verleihen. Sie hat es verstanden, sich mit ihrer gewandten Zunge in ihrer Stellung zu erhalten, während ich als der Sündenbock ausgetrieben und den Dämonen der Wüste überliefert wurde. Daran siehst Du, Anastasia, wie

hienieden immer die Tugend belohnt und das Laster bestraft wird."

„Sie hat mich aus meinem Kloster geführt und zu der Erzherzogin gebracht," erzählte Anastasia weiter. „Die Erzherzogin hat viel mit mir geredet. Sie hat viel von mir gefragt. Sie hat mehr Dinge von mir erfahren wollen, als ich selbst kannte und wußte."

„Daran siehst Du, Anastasia, daß es Eigenschaften giebt, welche sich eben so stark ausgebildet auf dem Throne, wie in den Hütten finden. Wenn wir weibliche Neugierde zu diesen Eigenschaften zählen, so laufen wir nicht Gefahr, daß uns die Moralisten dies als eine unverantwortliche Verleumdung der weiblichen Natur anrechnen!"

„Dann hat mich Deine Freundin," berichtete Anastasia weiter, indem sie den Ausdruck, gegen welchen der Spanier so eben sich verwahrt hatte, nichts desto weniger beibehielt, ja ihn jetzt lächelnd betonte — „dann hat mich Deine Freundin zu einem großen Handelsherrn der Hauptstadt geführt, von dem sie sagte, daß er Schiffe besitze, welche seine Waaren in die Levante führten. Sie hat ihm den Wunsch der Erzherzogin eröffnet, daß er mich nach Metellino bringen lasse; er hat mich freundlich in sein Haus aufgenommen, seine Gattin hat mich wie ihre Tochter behandelt, und endlich bin ich unter dem Geleit eines alten

Dieners nach Triest gesandt und von dort auf einem Schiffe des Handelsherrn hierher, nach Hiero gebracht worden."

„Und hier?"

„Hier fand ich meine Gefreundeten; der Bruder meiner Mutter nahm mich froh in sein Haus auf; ich stehe seinem Weibe bei, ihre Kinder zu erziehen, ich sorge und helfe so wie ich es vermag. Die Kinder lieben mich und ich bin glücklich."

„Glücklich? Du bist glücklich?" wiederholte der Viconde mit einem bitteren Lächeln.

„Glaubst Du mir nicht?"

„Wenn Du es sehr wünschest, so antworte ich darauf mit einem „lauten und vernehmlichen Ja," und vermehre Dir dieses Glück, indem ich Dir schwöre, ich glaube daran. Aber, Anastasia, was hilft Dir die Selbsttäuschung? Du hast, als Du heimgekehrt warest, Dein Vaterland anders gefunden, wie Du es in der Fremde Dir geträumt hattest. Du fandest seinen Himmel weniger klar, seine Wellen weniger blau und seine Bewohner weniger tugendhaft und makellos, als sie in Deiner Erinnerung lebten. Seine Ziegenmilch hatte nicht ganz den Wohlgeschmack, das Fleisch seiner Lämmer nicht die weiche Saftigkeit, die Schüssel Deiner Muhme nicht die Sauberkeit, welche in Deinen Vorstellungen lebten und Dein Heimweh weckten. Der idyllische Frieden dieser Hütten trägt vielleicht auch nicht

den Charakter unbedingter und poetischer Harmonie, welche sich einst in Deinem sehnenden Herzen abspiegelte. Ich will damit nicht behaupten, daß Dein würdiger Ohm im Trunke sein Weib und seine Kinder schlage, oder daß Eure Nachbarn Euch Verleumdungen nachsagen, obwohl dies Erscheinungen sind, die nach langjährigen Beobachtungen dem festen Lande und den Inseln, so weit sie von Menschen bevölkert, gemeinsam. Aber das, Anastasia, wenn Du aufrichtig bist, wirst Du mir gestehen, daß Du Dich langweilst auf Deiner schönen Insel Metellino und daß Du das Leben hier unerträglich findest."

Die Griechin sah ihn mit ernsten Augen an und antwortete nicht.

„Komm mit mir, folge mir in das Abendland," fuhr der Viconde fort. „Der Großmeister unseres Ordens wird mir ein Ordensgut zur Verwaltung und zum Genusse übergeben. Ich habe bereits die Anwartschaft darauf. Es liegt in Spanien; ein stolzes und schönes Schloß, inmitten einer blühenden Landschaft, deren Gebieter ich sein werde, als Comthur des Ordens. Folge mir dahin. Du sollst mir mein Haus führen. Du sollst über mein Gesinde herrschen und ich und alle, die über meine Schwelle treten, werden Dich behandeln als wärst Du meine Schwester!"

Anastasia schüttelte den Kopf.

„Du willst nicht?"

„Nein.“

„Du willst ein Leben in Reichthum, Glanz und Ehre nicht mit dem Leben in dieser Hütte vertauschen?“

„Ich will es nicht.“

„Bekommt Dein Dasein nicht einen Zweck, einen Werth, wenn Du Dir sagen kannst, daß Du es an eine bestimmte und würdige Aufgabe setzest?“

„Ich arbeite, und dies giebt meinem Leben so viel Werth, wie ihm beschieden ist zu erreichen.“

„Aber weshalb willst Du nicht glücklicher werden, als Du bist, weshalb mir nicht folgen?“

„Ich könnte sagen, weil Du mich einmal betrogen hast, vertraue ich Dir nicht mehr. Aber dies wäre nicht die Wahrheit. Ich glaube Dir, daß Deine Verheißungen jetzt Dein Ernst sind.“

„Nun also!“

„Ich will Dir nicht folgen, weil Du mir fremd geworden bist. Deine Reden gefallen mir nicht. Vor Deinen in Spott getauchten Worten fürchte ich mich. Das Herz, aus dem sie quellen, stößt mich ab.“

Der Viconde lachte bitter auf.

„Also ich gefalle Dir nicht mehr! Du bist wenigstens offen, Anastasia! So müssen wir also allein fertig zu werden suchen, ich in meinem Ordensschloß und Du als Magd Deines Oheims. Wir haben uns wenigstens wieder-

gesehen und können in Frieden scheiden. Es fragt sich jetzt nur noch für mich, auf welche Weise diese Trennung zweier ruhiger Seelen stattfinden wird? Wie werde ich diese Insel verlassen können?"

„Du gehörst unserem Herrn, dem Padischah," entgegnete Anastasia. „Mein Oheim muß Dich den Strandwächtern ausliefern, wenn sie kommen in Empfang zu nehmen, was von dem zerstörten Schiffe gerettet ist."

„Diese Aussicht ist nicht tröstlich!"

„Nein; die Strandwächter würden Dich mißhandeln, weil die Türken wegen ihrer Niederlage gereizt sind. Deshalb habe ich meinen Oheim bewogen, solches Schicksal von Dir abzuwenden," fuhr die Griechin fort. „Auf der Rhede liegt das Schiff Deines Ordens noch immer vor Anker" —

„Man wird darauf bemüht sein, die Schäden auszubessern, welche es im Kampf erhalten hat — so weit wenigstens, bis es sich aus diesen Gewässern entfernen kann," fiel der Viconde ein.

„Mein Oheim," fuhr Anastasia fort, „hat meinen Bitten nachgegeben und wird Dich in der Stille der nächsten Nacht heimlich an das Christenschiff bringen, wenn Du es willst."

„Dein Oheim ist ein Ehrenmann," versetzte da Bojador. „Ich werde in Zukunft mir lieber die Zunge ab-

beißen, als wieder Vermuthungen aufstellen, welche verletzend sind für den Ruf seiner fleckenlosen Moralität! Der Befehlshaber des Schiffs wird ihn reich belohnen."—

Was Bahnesa versprochen hatte, geschah. Der Vicomte erholte sich im Laufe des Tages so weit, daß er um Mitternacht, als Alles ringsumher in der Nähe des kleinen Hauses in tiefer Ruhe begraben lag, sich erheben und verkleidet in einen Fischeranzug, einen Nachen besteigen konnte. Glücklich erreichte er in diesem Fahrzeuge das Ordensschiff, das am anderen Morgen mit Sonnenaufgang die Gewässer von Lesbos verließ.

Anastasia stand, mit der Hand ihre Augen gegen die Strahlen der Morgensonne schützend, unter der offenen Vorhalle ihres Hauses. Sie blickte dem langsam fortziehenden Schiffe der Malteser nach, bis es um das äußerste Vorgebirge verschwand. Ihr Herz schlug ruhig dabei und mit dem Gefühle eines tiefen inneren Friedens eilte sie, die Arbeit des Tages zu beginnen. —

Die Novizen.

Erstes Capitel.

Es war im Jahre 1770. Der Kaiserhof hatte das schöne Sommerschloß von Schönbrunn bezogen, und das Hoflager belebte nicht nur die hohen Räume dieser kaiserlichen Residenz, sondern auch den weiten grünen Park, dessen Linden dufteten, und dessen Wasser, Springbrunnen, Cascaden rauschend und plätschernd in der Sonne funkelten. Denn im Jahre 1770 übte die Sonne noch während der Sommermonde die süße Gewohnheit des Daseins, während sie heutzutage — grade als ob auch die Himmelsgrößen von unserer Wander- und Reiselust ergriffen seien — Wochenlang ohne Urlaub abwesend ist, wie auf Vergnügungsfahrten durch schönere Gegenden, als unser langweiliges und absterbendes Planetensystem, begriffen. Also die Sonnenstrahlen funkelten in den Fontainen, daß es hell durch die grünen Gebüsche schimmerte und reich gekleidete Herren in gestickten Seiden- und Sammtröcken, elegante Damen in wespenschlanken Taillen und langen, weit um die Hüften gebauschten Atlasroben, von einem

Duftkreis von Eau de Maréchal umwallt, belebten in einzelnen Gruppen die Gänge und Alleen.

Ein auffallend reich gekleideter Mann, im Habit Français, mit einem Degen, dessen Griff mit kleinen Edelsteinen besetzt war, hatte sich auf einer der Bänke unter den überall hin vertheilten, weiß leuchtenden Stein-Gestalten aus der heitern griechischen Götterwelt niedergelassen. Er blickte ein Berceau hinab, welches sich vor ihm öffnete und mit seinen hohen grünen Thorbogen in eine Hauptallee einmündete.

Der Fremde hatte ein fein geschnittenes aristokratisches Gesicht, aber es trug in hohem Maße das Gepräge, welches die Physiognomien des lebenslustigen vorigen Jahrhunderts kennzeichnet. Die Fatiguen des Wohllebens und der Strapazen des Ueberflusses hatten ihm ihre Spuren aufgedrückt; es war offenbar etwas aufgedunsen von den kleinen Erholungen und Erfrischungen, die unser Cavalier sich auf dem sauern irdischen Lebenswege gestattet haben mochte, den er schwerlich anders als in anmuthigem Menuettschritt zurückgelegt hatte. Zurückgelegt, sagen wir, denn in der That, es war nicht mehr der rosige Schimmer der Jugend, was seine Wangen röthete, sondern eine verdächtige Carmintinte, und das Schwarz der schön gezeichneten Brauen war eben zu glänzend schwarz, um irgend Jemanden Neid einzuflößen. Der Schnitt seiner Kleidung, die

wohlgepuderte Perrücke verriethen französischen Ursprung. Französisch waren auch die lebhaften Bewegungen und kurzen unartikulirten Ausrufungen des alten Seigneurs, der offenbar ungeduldig Jemand hier erwartete und etwas von jener Natur Ludwig's XIV. zu haben schien, welche sich in dem bekannten zornigen: „J'ai failli attendre" Luft machte.

Endlich tauchte eine Gestalt am andern Ende des Berceau's auf; es mußte jedoch nicht die erwartete sein, denn die Züge des Harrenden verloren nichts von ihrer bisherigen Spannung. Plötzlich aber stand er rasch auf und ging lebhaften Schritts dem Ankommenden entgegen. Der Letztere war ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, von vollkommen schönen Zügen und von einer merkwürdigen Anmuth in seiner ganzen Haltung und in jeder Bewegung. Er war sehr sorgfältig gekleidet, aber weniger auffallend als der ältere Herr. In der That mußte es um so passender erscheinen, daß er zu seinem Anzug von elegantestem Schnitt nach der neuesten Pariser Mode wenigstens dunkle Farben gewählt, weil das kleine seidene Mäntelchen, das so coquett über seinen Rücken hinabflatterte, wie ein breites Seidenband von den Flechten eines jungen Mädchens, ihn sogleich als einen geistlichen Herrn verrieth, und weil die violetten Strümpfe noch obendrein nichts Geringeres, als seine Ansprüche auf die bischöfliche Würde an den Tag legten.

„Ah, siehe da, mein vortrefflichster Herzog und Vet-

ter!" rief dieser zierliche Kirchenfürst beim Anblick des ältern Herrn in französischer Sprache aus, indem er ihm zugleich lebhaft die Rechte entgegenstreckte. „Willkommen in Wien!"

„Ah, mein Prinz," antwortete der Andere freudig, „wie glücklich verschafft mir der Zufall, was meinen Bemühungen bisher mißlang: mit Ihnen zusammenzutreffen, Monseigneur!"

„Mit großem Bedauern," versetzte der Erste, indem er den ältern Herrn zu der Bank zurückführte, welche dieser verlassen — „mit großem Bedauern habe ich schon zweimal beim Nachhausekommen erfahren, daß der Herzog von Brancas bei mir vorgefahren sei. Ich hatte mir vorgenommen, Ihnen noch heute meinen Gegenbesuch abzustatten. Aber nun sagen Sie mir, mein Vetter, was führt Sie hierher?"

„Hierher? auf diese Bank führt mich die Absicht, meinen Sohn zu erwarten, dem ich hier ein Rendezvous gegeben habe und der mich höchst respectwidrig warten läßt — oder wollen Sie wissen, was mich überhaupt nach Wien führt? Da ist es wieder mein Muster von einem Sohn .... ich rede von meinem jüngsten Sohne, denn Sie wissen, daß ich meine beiden ältesten leider kurz nacheinander verlor ...."

„O ich weiß, welches Unglück Sie betroffen hat; der

Eine fiel im Duell, und der Andere starb in demselben Jahre an einer Gehirnentzündung."

„In der That ist es so," versetzte der Herzog von Brancas; „das heißt der Aelteste starb in Folge eines Sturzes mit dem Pferde, und der Andere am Nervenfieber. Es ist sehr schön von einem Rohan, daß er die Schicksale seiner entfernten Vettern so genau im Auge behält. Die beiden trefflichen jungen Leute, welche ihrer Erziehung als Grandseigneurs alle Ehre machten, sind dahin, und nun habe ich nur noch diesen Jüngsten, dieses Phänomen, das ich der Kirche bestimmt hatte. Er war acht Jahr alt, als er seine Mutter verlor, und da ich mich damals gerade in Italien aufhielt, übergab ich ihn einem Kloster in Bologna zur Erziehung. Späterhin, zur Zeit meiner Gesandtschaft hier am Wiener Hofe, brachte ich ihn nach der Abtei Mölk, wo er auf dem besten Wege war, ein Muster von christlicher Tugend und Frömmigkeit zu werden, und wo er wahrscheinlich zu den übrigen großen Illustrationen des Hauses Brancas auch die einzige, welche diesem noch fehlt, gefügt haben würde. Sie wissen, Monseigneur, wir besitzen keinen Heiligen in unserm Stammbaum!"

„Das ist also vorüber," antwortete lächelnd der Prinz Louis von Rohan, denn Niemand geringeres als der berühmte Bischof von Straßburg und spätere Cardinal — halsbandgeschichtlichen Andenkens — war es. „Das ist

also vorüber, denn Sie werden ihn jetzt nöthiger zum Stammhalter Ihres Hauses brauchen, als ihn die Kirche, der es ohnehin daran nicht mangelt, zum Heiligen braucht."

„Gewiß, und deshalb bin ich hergekommen. In der That war es hohe Zeit, daß ich ihn aus seiner Zelle hervorholte. Glauben Sie, daß dieser unschuldvolle Jüngling mir beinahe den Gehorsam aufkündigte, als ich ihm sagte, er müsse das Brevier von sich werfen, um sich statt dessen eine hübsche junge Frau auszusuchen?"

„Welches Original! Vielleicht dachte er, man könne, wenn auch nicht zweien Herren, doch sehr wohl zweien Herrinnen, der Kirche und seiner Dame, dienen."

„Wenn er das Beispiel eines gewissen bischöflichen Vetters aus dem größten Hause Frankreichs vor Augen gehabt hätte — wer weiß!" — antwortete mit neckendem Lächeln der Herzog. „So aber," fuhr er fort, „war es die reine Blödigkeit, durch seine klösterliche Erziehung ihm eingeflößt."

„Und jetzt?" fragte der Prinz von Rohan.

„Jetzt bin ich hier, um ihn eine standesgemäße Heirath schließen zu lassen. Er hat die Ehre, mit den Rohans verwandt zu sein, und kann deshalb mit Recht die höchsten Ansprüche machen."

„Herzog, Sie sind so über alle Maßen verbindlich für mich, daß ich auf den Gedanken komme, Sie haben

irgend einen Streich gegen mich vor. Sind Sie etwa von meinen guten Freunden in Paris nach Wien abgeschickt, um mir hier einen Querstrich durch meine schwierige Negoziation zu machen?"

„Monseigneur! Selbst im Scherze thut mir eine solche Aeußerung wehe. Ich bin einzig hier, um für meinen Sohn Theodor eine passende Partie zu finden, denn in Frankreich ist das durchaus unmöglich."

„Weshalb denn?"

„Weil man ihn auslachen würde. Denken Sie, er versteht weder ordentlich französisch zu sprechen noch galant zu sein. Das Letztere hat er im Kloster nicht gelernt und das Erstere verlernt. O, wäre er ein Stück von einem Roué, meinethalben ein vollkommnes mauvais Sujet, wenn er nur parliren und kokettiren könnte und Esprit hätte, ich würde mit Stolz auf ihn blicken. . . . ."

„Sehr väterlich! also kann er nichts als deutsch reden und moralisiren?"

„Das Letztere ist der Hauptjammer. Von der kolossalen Tugend dieses wahren Gotteslammes haben Sie gar keinen Begriff. Jede in die Welt eingeführte junge französische Dame ist vollkommen lasterhaft im Vergleich mit ihm."

„Vielleicht," fiel Rohan lächelnd ein, „findet gerade deshalb eine unserer galanten Damen ihn pikant. Die

Gegensätze berühren sich nicht allein, sie ziehen einander auch an."

„Nein, nein, nein," versetzte Brancas, „darauf kann ich nicht rechnen; das einzige Mittel ihn zu verheirathen ist, daß man für ihn irgend eine im Kloster erzogene junge Deutsche auswählt, und so männliche und weibliche Tugend, eine vollkommen der andern würdig, sich gegenseitig belohnen läßt. Für eine Deutsche ist er auch klug genug!"

„O, Sie thun den deutschen Frauen Unrecht. Ich ziehe sie den unsrigen in gewisser Beziehung sogar vor. Es hat doch etwas Angenehmes, sich sagen, wenigstens ohne Fadheit den Glauben hegen zu können, daß man höchst wahrscheinlich der einzige Geliebte einer schönen Frau sei; denn bei diesem Punkte hört die Freigeisterei sogar bei mir auf."

„Glauben — Freigeisterei — das lautet, als ob Sie von einem Kultus redeten — ist der Umgang mit Frauen Ihnen ein Kultus?"

„Nun, einen muß man doch haben," antwortete lachend der Prinz, „wenn man violette Strümpfe trägt, und — mein Freund und Gönner, König Stanislaus von Polen, schreibt es mir noch gestern — sogar der rothe Hut bei der nächsten Creirung in Aussicht steht!"

„Ah, in der That?" fiel der Herzog von Brancas ein — „so wünsche ich von Herzen Glück zu dieser Auszeich-

nung, welche Sie übrigens nicht für Ihre Consequenz erhalten, Monseigneur."

„Und weshalb nicht?"

„Weil Sie heute sehr moralisch den Frauen nur Einen Liebhaber gestatten und das letzte Mal, wo wir uns im Salon von Madame Jeanne Vaubernier trafen, laut behaupteten, man müsse den Frauen so viel Freiheiten verstatten wie den Männern!"

„Im Salon der Dubarry!" rief Rohan auflachend aus. „Ist da etwas Anderes als höchste Toleranz am Platze?"

„Monseigneur, ich bitte Sie, schweigen wir von ihr," fiel hier Brancas ein — „dort kommt mein Sohn, der bei dem bloßen Namen dieser Frau Krämpfe empfindet."

„Ah, ich bin begierig, seine Bekanntschaft zu machen. Sie werden begreifen, daß für Jemanden, der wie ich aus Paris kommt, dieser Charakter den Reiz vollständiger Neuheit hat."

„Sie werden wenigstens an ihm zu loben finden, daß er das, was er ist, ganz ist. Darin liegt sein Verdienst — was man ist, muß man vollkommen sein, geistlich oder weltlich!"

„Ist das ein Stich für mich?" fragte Monseigneur.

„O, Sie sind vollkommen — als Prinz von Rohan!" antwortete der Herzog von Brancas sich verbeugend.

„Wahrhaftig ... aber lassen wir den Krieg," erwiderte der Prinz, „da ist Ihr Sohn."

In der That hatte jetzt der junge Mann, welcher durch das Berceau heraufgekommen war, die beiden plaudernden Herren erreicht. Er war bildhübsch, hatte rosige Wangen, die nur etwas zu sehr an das Mädchenhafte erinnerten, und lange Wimpern an den Lidern, welche, niedergeschlagen, ein Paar träumerische dunkle Augensterne bedeckten. Sein Anzug war modisch und elegant, aber seine Haltung verrieth, daß er sich nicht wohl darin fühlte, und der leichte Galanterie-Degen wurde ihm augenscheinlich beim Gehen unbequem. Auch war die Verbeugung, welche er seinem Vater und dann dem Prinzen machte, ziemlich eckig und schwerfällig.

„Monseigneur, mein Sohn!" sagte der Herzog von Brancas vorstellend.

„Wie gefällt Ihnen die Welt, mein junger Freund?" fragte Rohan mit einem Tone, in welchem der junge Mann etwas zu vernehmen schien, was ihn einschüchtern mochte. Er antwortete nicht, sondern blickte mit seinen sanften Augen bald auf den Fragenden, bald auf seinen Vater.

„Theodor, ich bitte Dich, Monseigneur, dem Prinzen von Rohan, Antwort zu geben," hub der Letztere verweisend wieder an.

„O lassen Sie ihn," fiel Rohan lächelnd ein. „Es war Unrecht von mir, gleich bei der ersten Bekanntschaft eine Gewissensfrage an meinen jungen Vetter zu stellen. Wählen wir einen Gegenstand von geringerer Bedeutung. Was sagen Sie von den Wiener Damen?"

Theodor von Brancas schien nicht größere Lust zu haben, diese Frage zu beantworten, als die erste. Erröthend wendete er sich ab. Aber im selben Augenblicke erfaßte sein Vater ihn heftig an der Schulter und wendete ihn Rohan wieder zu.

„Theodor!" rief er mit dem Tone lebhaften Vorwurfes aus.

„Ja, ja," sagte Rohan, „diese Frage müssen Sie mir wirklich beantworten. Denn da Sie eine wählen sollen, muß ich das schon aus Familien-Interesse wissen."

„Ich habe kein Urtheil darüber!" stieß Theodor von Brancas kurz heraus.

„Dann ist es das Allernöthigste, daß Sie sich eines darüber bilden. Ich biete dazu mit Vergnügen meine Mithülfe an. Darf ich Sie in die liebenswürdigsten Kreise der Hauptstadt einführen?"

Theodor schwieg, auf den Boden blickend, abermals, so daß Brancas einfiel:

„Ich nehme im Namen dieses ungeschickten Jungen Monseigneurs Anerbieten mit tiefstem Danke an."

„Ich will aber nicht!“ sagte Theodor schmollend, ohne aufzublicken.

„O Tugend!“ lachte Rohan.

„Verzeihen Sie, mein Prinz...“ rief der Herzog von Brancas, der über das Betragen seines Sohnes vollständig verlegen wurde, aus.

„O, er ergötzt mich über alle Beschreibung,“ unterbrach ihn der Prinz; „aber weshalb“ — wendete er sich an Theodor — „weshalb wollen Sie die Bekanntschaft liebenswürdiger und distinguirter Damen nicht machen?“

„Weil sie mich verspotten würden, wie Sie es thun,“ antwortete Theodor, wieder ohne aufzusehen.

„Ich?! Sie verspotten?!“ fiel hier der Prinz von Rohan ein, mit dem Ausdruck des aufrichtigsten Erstaunens. „Nein, mein junger Freund, daran denkt meine Seele nicht, die ganz wohl Ihre Gefühle begreift. Nehme ich nicht noch heute eine bedeutend höhere Stellung in dem Stande ein, welchem Sie sich bisher angehörend fühlten? Müssen meine Gefühle den Damen gegenüber deshalb nicht um so viel schüchterner sein, als ein Bischof über einem Novizen steht?“

Bei diesen Worten warf Theodor unter seinen langen Wimpern her auf Rohan einen mißtrauischen Seitenblick.

„Dieser Blick,“ flüsterte der Prinz zu dem Herzog gewendet, „war mein Bisthum Straßburg werth.“

Der Herzog von Brancas aber lächelte nur gezwungen und antwortete nicht. Die Rolle, welche sein Sohn spielte, wurde ihm offenbar peinlich; sie verletzte seine Eitelkeit so, daß er sie zu beendigen beschloß und zu dem Ende das Gespräch auf einen andern Gegenstand lenkte.

„Sie sehen, es ist nichts aus ihm herauszubringen," sagte er, indem er aufstand und dadurch das Zeichen zum Fortgehen gab — „sagen Sie mir lieber, Monseigneur, wenn Sie Ihr diplomatisches Geheimniß einem verschwiegenen Vetter zu Gefallen in so weit lüften dürfen ..."

„Also Sie wissen ..."

„Wer wüßte nicht," antwortete Brancas, „daß Sie mit dem geheimen Auftrage unseres Hofes hier sind, die Kaiserin Maria Therese zur Einwilligung in eine Verbindung unsres Dauphin mit der geistreichen Erzherzogin Marie Antoinette zu bewegen."

„In der That, ich darf es Ihnen gestehen, weil ich dem glücklichen Ziele meines offiziösen, aber noch nicht offiziellen Auftrags ziemlich nahe bin," versetzte der Prinz von Rohan. „Die Kaiserin ist sehr geneigt, auf die Wünsche unsres Königs einzugehen, die Erzherzogin gehorcht ihrer Mutter als wohlerzogene Tochter, nur unser Dauphin hat seinen kindischen Widerwillen gegen diese Ehe noch nicht ganz besiegt. Am Ende wird man sich nicht übermäßig viel daran kehren."

„Er ist aber doch die Hauptperson bei der Sache," meinte Brancas.

„Die Hauptperson? In der Ehe ist die Frau die Hauptperson," sagte Rohan.

„In der Ehe! Aber vorher kommt es doch auf den Willen des Mannes an!" bemerkte der Herzog.

„O, die Männer wollen am Ende immer!"

„Das kommt Ihnen so vor, Monseigneur, weil Sie nicht heirathen dürfen," neckte der Herzog.

„Weshalb sagen Sie mir das? Glauben Sie, ich hörte es gern? Es ist sehr unangenehm für einen Mann, und am allerunangenehmsten für einen Rohan, sich sagen lassen zu müssen, daß man etwas nicht darf!"

„Welch ein Mensch," flüsterte hier Theodor mit moralischem Entsetzen vor sich hin.

„Aber wenn nun der Dauphin in der That nicht will?" fuhr der Herzog fort.

„Dafür lassen Sie seinen Großpapa sorgen. Ich habe heute Nachmittag eine Audienz bei der Kaiserin, welche hoffentlich den Abschluß herbeiführen oder doch sehr nahe bringen wird. Gleich nachher muß ich einen Courier nach Paris absenden. Aber eben fällt mir ein, der junge Peyronnet, der von mir ausersehen war, mit so guter Botschaft abzugehen, ist an einer Indigestion, welche die Wiener Küche ihm bereitet hat, krank geworden. Ich

habe Niemanden anderes, denn es muß ein durchaus zuverlässiger Mensch sein, und weiß der Himmel, wie es zugeht, die Edelleute in meinem Gefolge taugen seit je alle nichts. Wie wäre es, wenn wir Ihren Sohn abschickten?"

Der Herzog drückte seine Dankbarkeit für dies Anerbieten des Prinzen aus, aber er lehnte es ab, weil eine solche Reise sich nicht mit dem Zwecke vertrage, zu welchem er mit seinem Sohne in Wien sei."

„Hat das nicht Zeit bis zur Rückkehr?" sagte Rohan; „ich meine, nach Ihrer Theorie kommt ein Freier nie zu spät."

„Ja, lassen Sie mich reisen, Papa," flüsterte hier Theodor flehentlich, indem er seines Vaters Arm anstieß.

„Nun, meinetwegen!" meinte der alte Herr. „Es ist freilich eine unschätzbare Gelegenheit, Dich dem Könige vorzustellen."

Rohan's Lippen umzuckte ein maliziöses Lächeln. Er dachte, wie dankbar man ihm daheim am Hofe sein werde, wenn er zur allgemeinen Belustigung ein solches Original dorthin sende. Deshalb widersprach er auch den ferneren Einwürfen, die der Herzog von Brancas wegen der Unbeholfenheit seines Sohnes machte, und überlegte dabei den Brief, den er dem Novizen an einen Freund in Versailles mitgeben wollte, um ihn dem Ge-

spötte der unbeschäftigten Herren des Oeil du Boeuf und der Antichambre zu signalisiren.

In diesem Augenblicke wurde unsre Gruppe von einem Herrn eingeholt, welcher lustwandelnd hinter ihnen her geschritten kam und nach gegenseitiger Begrüßung sich ihnen anschloß, da er sowohl den Prinzen, wie den Herzog zu kennen schien. Theodor aber fühlte sich so unbehaglich in dieser Gesellschaft, daß er absichtlich stehen blieb, wie um einen wasserspeienden Triton am Ausgang des Berceau's zu betrachten. Als er sah, daß alle drei sich entfernten, ohne ihn weiter zu beachten, seufzte er tief auf. Er war außer sich über die neueste Bekanntschaft, die er gemacht hatte .... über diesen Rohan! Ein Kirchenfürst und solche Frivolität! Solche Sitten! Wäre Theodor nicht durch seine unübersteigliche Schüchternheit zurückgehalten worden, er hätte wahrhaftig alle Rücksichten bei Seite gesetzt und ihm seine ganze Entrüstung gezeigt!

Die geschilderte Begegnung war für ihn ein Stachel mehr zur Ausführung seines heimlichen Entschlusses. Dieser war kein anderer, als bei der nächsten Gelegenheit seinem Vater durchzugehen und in sein stilles Kloster zurückzufliehen, wo er sich vor solchem Aergerniß sicher fühlen durfte. „O," sagte er sich, und dabei leuchtete ein Strahl männlichster Entschlossenheit auf seinem schönen, sanften Gesichte auf — „meinem Berufe zu folgen, daran

soll mich Niemand hindern, nicht die ganze Welt, die ich verachte, denn sie ist ein Sodom und Gomorrha! Was soll ich unter diesen Menschen, die mich verspotten und die ich hasse! Ja, geben Sie mir nur Ihre Depeschen, Monseigneur, ich werde sie Ihnen treulichst in Paris abliefern, aber von dort kehre ich nun und nimmer hierher zurück, sondern geraden Weges nach Bologna, denn nach Mölk darf ich leider nicht — dort würde mein Vater mich augenblicklich suchen und wiederfinden!"

„Myrrha, Myrrha!" rief in diesem Augenblick eine helle, silberne Mädchenstimme dicht neben ihm — und mit einem Tone ängstlicher Sorge noch einmal: „Myrrha, Myrrha!"

Theodor blickte erschrocken um und wurde dunkelroth bis unter die Haarwurzeln, als er ein hastiges, sehr hübsches, junges Mädchen in seiner Nähe gewahrte. Sein erster Gedanke war, die Flucht zu ergreifen, aber er sah, daß sie ein Paar Thränen in den Augen hatte: darüber erfaßte ihn ein unbeschreibliches Mitleid, und er blieb wie angewurzelt stehen.

„Mein Herr, verzeihen Sie, entschuldigen Sie" — redete die junge Dame ihn an — „haben Sie nicht einen kleinen Bologneser gesehen?"

Theodor wurde bei dieser Anrede noch einmal so

roth, wie er gewesen war, und mit zur Erde gerichteten Blicken antwortete er:

„Ich bin auf der Hintzinger Straße vielen Menschen begegnet — aber es ist mir Niemand als kleiner Bologneser aufgefallen!“

„Gehen Sie, es ist abscheulich, daß Sie mich noch verspotten,“ versetzte das junge Mädchen, „Sie sehen doch, daß ich außer mir bin!“

„Ich Sie verspotten!“ rief Theodor, dem jungen Mädchen näher tretend, mit dem Tone ungeheucheltster Aufrichtigkeit aus — „das verhüte die Mutter Gottes! Ich bedauere von Herzen, daß ich Ihnen von dem kleinen Buben keine Nachricht geben kann.“

„Buben? Ich suche ja keinen Buben, ich suche einen Hund,“ rief das junge Mädchen aus.

„Einen Hund?“

„Wissen Sie denn nicht, daß man, wenn man von Bolognesern spricht, immer Hunde meint?“

„Nein, das wußte ich nicht,“ versetzte Theodor von Brancas, und mit einem schüchternen Anlauf zu einem Scherze, fügte er hinzu: „ich war schon im Begriff, mich selbst Ihnen als Bologneser anzubieten, denn ich bin lange Zeit in Bologna gewesen.“

„In Bologna? Sie waren auch in Italien?“

„Ja, in einem Kloster!“

„Sind Sie dort erzogen? Ich bin zu Verona im Kloster erzogen — o parliamo italiano!“

„Ne sono contentissimo!“ fiel Theodor wie elektrisirt ein — „ah la cara lingua!“

„La prima del Mondo!“ sagte die junge Dame, deren Wangen sich jetzt ebenfalls höher gefärbt hatten.

„Ich habe leider Manches vergessen in den sechs Jahren, welche ich seitdem zu Mölk im Kloster zubrachte.“

„Schon so lange sind Sie wieder hier?“ fragte das junge Mädchen. „Ich habe Verona erst vor sechs Monaten verlassen — mit schwerem Herzen!“ — Und dabei hob ein Seufzer ihre siebzehnjährige Brust.

„Nicht wahr?“ antwortete Theodor bewegt. „Solch ein italienisches Kloster! Die braven Mönche!“

„Die guten Nonnen!“ echoete sie. „Wie lange sind Sie aus dem Kloster zu Mölk?“ hub sie dann wieder an.

„Seit vier Wochen erst,“ versetzte Theodor von Brancas. „Meine beiden älteren Brüder sind gestorben, und deshalb will mein Vater, daß . . . daß ich . . .“

„Nun?“

„Daß ich bei ihm bleibe!“ sagte Theodor jetzt sehr rasch.

„Natürlich!“ meinte die Kleine altklug: „auch sind Sie da bei weitem nicht so zu beklagen, wie ich es bin — mich ruft nur der Einfall der Kaiserin, die meine Pathe

ist und die durchaus will, daß ich erst einige Jahre lang die Welt sehe, bevor ich mich für das Kloster binde.... aber horch, hörten Sie nicht einen Hund bellen? Ueber mich selbst habe ich das Thierchen ganz vergessen — und doch, weiß Gott, was meine Cousine mit mir anfängt, wenn ich ihr den Hund nicht wiederschaffe...."

„Ist sie eine böse, alte Frau?" fragte Theodor voll Theilnahme.

„O nein, eine junge, ganz junge Frau — aber böse dennoch, launisch und zornig. Sie schilt alle Welt außer Myrrha, er bekommt allein süße Worte von ihr zu hören."

„Aber mir fällt ein — ich habe ihn doch gesehen," rief nun Theodor freudig aus. „Trägt er nicht ein blaues Halsband?"

„Mit silbernen Schellchen!"

„Dann war er es — dort drüben in der Allee bin ich ihm begegnet, als ich hierher kam — es ist aber schon eine gute Weile."

„O das thut nichts — ich finde ihn hoffentlich doch noch!" Damit eilte das junge Mädchen pfeilschnell davon.

„Lassen Sie mich Ihnen die Stelle zeigen," rief Theodor hinter ihr drein. Im nächsten Augenblick hatte er sie eingeholt, und die beiden Novizen eilten in größter Hast neben einander durch die kiesbestreuten Alleen dahin.

Zweites Capitel.

Während die beiden jungen Leute hinter den Stämmen der hohen Linden des Parks verschwanden, öffneten geschäftige Lakaienhände die beiden Flügel einer Glasthüre, welche aus dem ersten Stockwerk des Schlosses auf einen Treppenperron führten. Drei Damen traten heraus, um über die breiten Stufen hinab in den Garten zu schreiten, in welchen sie der sonnige Glanz des Morgens lockte. Die Vorderste war ein junges Mädchen, nicht viel älter als unsre Novize, aber größer und schlanker gebaut als sie, und wenn auch nicht gerade schöner, doch von auffallend edlen und vornehmen Zügen. Das zurückgestrichene, ungepuderte blonde Haar, das über dem Wirbel mit einem von einer Reihe Perlen besetzten Kamm festgehalten wurde, ließ die schöne, noch kindlich vorgewölbte Stirn frei. Um die Flügel der feinen, etwas gebogenen Nase lag ein Zug von stolzem Muthe, beinahe Uebermuthe, und derselbe Anflug ungetrübten Selbstbewußtseins charakterisirte die frischen, fröhlich leuchtenden Augen von hellem Blau.

Das junge Mädchen war Marie Antoinette, Erzherzogin von Oesterreich, königliche Prinzessin von Ungarn und Böhmen.

Ihr zur Seite ging die Gräfin Caroline von Wiprechtstein, und hinter ihr kam eine ältliche Dame, die Hofmeisterin, Baronin von Virneburg.

Die junge Erzherzogin sprach sehr lebhaft. Sie war voll Freude, in der Gräfin Caroline, oder Lini, wie sie sie nannte, ihre vertrauteste Freundin und Gespielin wieder zu sehen. Denn Caroline von Wiprechtstein hatte sich vor wenig Monaten mit einem viel älteren Manne vermählt und war am gestrigen Tage von ihrer Hochzeitsreise zurückgekehrt. Marie Antoinette forderte ihre Lini ein Mal über das andre zum Erzählen ihrer Reise-Erlebnisse auf, und doch ließ sie sie mit ihrem eigenen fröhlichen Geplauder gar nicht zu Worte kommen.

„Und nun noch einmal: so erzähle doch, Lini?“ sagte sie wieder: „Du warst in Paris; Du ließest Dich am Hofe vorstellen . . .?“

„Meine Vorstellung bei Hofe,“ fiel die junge Gräfin ein, „traf unglücklicher Weise gerade mit der der Dubarry zusammen, und Ludwig XV. war so ungehalten darüber, daß keine von uns gegenwärtigen Damen neben der neuen Gräfin stehen wollte, daß er an mich keine Sylbe richtete und nach ein Paar Minuten wieder zum Saal hinausschoß. Gott behüte jeden christlichen Hof vor solcher unsaubern Maitressenwirthschaft!“

Bei diesem Worte machte die Hofmeisterin erschrocken

der Gräfin sehr lebhafte Zeichen hinter dem Rücken der Erzherzogin; aber Gräfin Caroline schien sie geflissentlich zu übersehn.

„Wie sieht die Dubarry aus?“ fragte Marie Antoinette neugierig.

„Bah, sie hat röthliches Haar und ein Gesicht voll Sommersprossen.“

„Die Person interessirt Sie ja sicher nicht, Kaiserliche Hoheit!“ fiel die Hofmeisterin ärgerlich ein.

„Leider interessirt sie mich sehr,“ versetzte die Erzherzogin. „Soll ich denn nicht den Dauphin heirathen? und beherrscht die Gräfin Dubarry nicht gänzlich meinen künftigen Schwiegerpapa und König?“

„Also ist diese Heirath wirklich arrangirt? Ich wollte es nicht glauben,“ fragte die Gräfin Lini lebhaft. „In Paris sprach man freilich schon allgemein davon ....“

„Und was sagte man in Paris darüber?“ unterbrach die Erzherzogin.

„Nun, mancherlei,“ erwiderte die Gräfin und warf dabei einen sprechenden Blick auf die Baronin von Virneburg, der hinlänglich andeutete, daß die Gegenwart derselben ihre Lippen schließe.

„Liebe Baronin, dort unten steht der Lakai, wollen Sie nicht die Güte haben, und mir durch ihn mein Mantelet holen lassen?“

Die Baronin wandte sich, um den Befehl Marie Antoinettens zu vollziehen, aber sie legte dabei, Carolinen zugekehrt, mit sehr ausdrucksvollem Mienenspiel den Finger auf den Mund.

„O ich verstehe Deine Zeichensprache, alter Argus," lachte die Gräfin spöttisch ihr nachsehend, — „aber ich sage doch, was ich sagen muß ...."

„Nun schnell, Herzenslini — rede, was sagten die Pariser zu der projektirten Heirath?"

„Wenn Sie mich verriethen!"

„Ich Dich verrathen?! Du bist ja meine einzige Freundin ... sind wir nicht seit Jahren unzertrennlich gewesen, und wen habe ich sonst, der nicht zuerst an die politischen Rücksichten denkt und dann erst an mein Lebensglück? Selbst meine gute Mutter... aber verschwenden wir die Augenblicke nicht, sprich Lini — zuerst sage mir die Wahrheit über den Dauphin — wie sieht er aus? Er ist gutgeartet, fromm ..."

„Gutgeartet und fromm!" fiel Caroline mit leiser Ironie ein.

„Er ist noch sehr jung — ein Jahr kaum älter als ich, sieht er noch kindisch, knabenhaft aus?"

„Nein, er sieht viel älter aus, als er ist, wie zwanzigjährig, aber er ist dick, bleich und hat ein melancholisches Wesen."

„Nach dem, was Du sagst, scheint mir, daß Du diese Heirath nicht wünschest . . . was hast Du wider sie?“

Caroline antwortete nicht gleich.

„Ich liebe Sie so sehr, Erzherzogin . . .“ sagte sie dann zögernd . . .

„O Du spannst mich auf die Folter!“ fiel die lebhafte Erzherzogin ein.

„Nein, aufrichtig, es schmerzt mich, meine schöne, angebetete Freundin, meine süße, strahlende Erzherzogin an einen Mann weggegeben zu sehen — der sie nicht will!“

„Der mich nicht will?“ rief Marie Antoinette wie erstarrt vor Ueberraschung aus. „Und warum will er mich nicht?“

„Weil er, wie jeder Thronfolger, populären Ideen huldigt, und eine Allianz mit Oestreich den Franzosen tief verhaßt ist. Der Herzog von Choiseul wird blos deshalb, weil er der Stifter dieser Verbindung ist, verabscheut und „l'Autrichien“ genannt . . . .“

„Populäre Ideen, Allianz mit Oestreich — und deshalb hat er einen Widerwillen gegen mich? Aber mein Gott, von Allen dem hat man mir ja keine Sylbe gesagt!“

„Nun, der König hat geschworen, daß er den Trotz seines Enkels brechen werde, und . . .“

„O er soll es nicht nöthig haben," fiel die Erzherzogin, welche ein Paar rasche Schritte in stolzer Heftigkeit voraus gemacht hatte, hier ein — „er soll es nicht nöthig haben. Marie Antoinette von Oestreich braucht keinen erzwungenen Gemahl. Gelobt sei Gott, daß wir das zu rechter Zeit erfahren. Heute noch erkläre ich meiner theuren Mutter, daß ich nun und nimmer nach Frankreich gehe! O sie sollen es erfahren, daß in meinen Adern nicht umsonst neben dem langsamen Habsburgischen Strom die rasche Lebensquelle der Lothringer fließt!"

„Verrathen Sie aber um Gottes willen nicht der Kaiserin, daß ich es war, welche Ihnen diese Nachricht mitgebracht hat," bemerkte ängstlich die Gräfin Caroline. „Auch müssen Sie dem armen Dauphin nicht zürnen, er hat Sie ja nie gesehen — er theilt ja nur das Vorurtheil des Volkes, und da alle Erbprinzen nun einmal mit dem Volke sympathisiren . . ."

„Ja, wie mein Bruder Joseph!" unterbrach Marie Antoinette — „aber," sagte sie, dies Thema rasch verlassend, — „so würde mir ja auch das französische Volk nur Widerstreben und Feindlichkeit zeigen?"

„O das Volk! das wird Ihnen hoffentlich gleichgültig sein!"

„Sage das nicht, Lini! Ich habe zwar nicht die Sympathie meines Bruders Joseph, im Gegentheil, ich

fürchte das Volk, und diese Furcht stammt noch aus meiner ersten Kindheit. Ich mochte fünf oder sechs Jahre haben, da reiste ich mit meinen Eltern nach Ungarn. Der Kaiser und die Kaiserin saßen mit meinem ältesten Bruder im ersten Wagen, wir andern Kinder folgten mit unsren Hofmeistern und Damen im zweiten und dritten Wagen. In der ersten Ungarischen Stadt wurden wir dicht umdrängt. Die Freude, welche sonst die Menschen verschönert und ihre Züge verklärt, verzog die Gesichter dieser lebhaften Nation zu häßlichen Grimassen. Als sie sich an den Schlag unsres Wagens drängten, glaubte ich, sie wollten uns Kindern etwas zu Leide thun, und wie gar ihre wilden Eljenrufe erklangen, da brach ich in Angstrufe aus und schrie wie wahnsinnig nach meiner Mutter! — Deshalb," fuhr Marie Antoinette nach einer Pause wie unter der Einwirkung eines innern Schauders fort — „deshalb träume ich seitdem immer, wenn ich leide und aufgeregt bin, von wüthenden Volksmassen, die mich aus dem Wagen reißen und tödten wollen — und seitdem ergreift mich überall, wo viel Volk beisammen ist, eine unüberwindliche Furcht."

„Vor dem französischen Volke können Sie in der That unbesorgt sein," meinte Caroline verächtlich. „Das schmiegt und biegt sich vor jedem Wappen auf einem Kutschenschlage."

In diesem Augenblicke wurde die Gräfin von Wiprechtstein unterbrochen: das junge Mädchen, welches wir früher kennen lernten, eilte rasch herbei, einen allerliebsten Bologneserhund mit langem seidenweichen Haar auf dem Arm. Sie hatte augenscheinlich die Damen hastig wieder aufgesucht, und doch blieb sie wie erschrocken oder ängstlich jetzt in einer geringen Entfernung von ihnen stehen.

„Nun — was giebt es denn, Resi?" rief ihr die Gräfin Caroline entgegen.

„O nichts!" antwortete Resi.

„Was läufst Du so im Park umher?" fragte jene mit hartem Ton.

„Myrrha war weggelaufen, und da habe ich ihn gesucht."

„Es schickt sich nicht für ein junges Mädchen, so allein ...."

„Ich war nicht allein!" fiel Resi der Gräfin schüchtern in's Wort.

„Und wer war bei Dir?"

„Ein junger Mann hat mir suchen helfen — ich traf ihn in der Allee dort ...."

„Das wird immer besser," meinte die Gräfin. „Wer war es?"

„Er sagte," berichtete Resi, „sein Vater sei der Herzog von Brancas!"

Bei diesem Worte lachte die junge Erzherzogin laut und fröhlich auf.

„O da kannst Du stolz sein, liebe Resi," sagte sie — „dann bist Du das erste Frauenzimmer, mit welchem dieser junge, ungeleckte Bär ein Wort gewechselt hat. Was hat er gesagt?"

„O nichts, gar nichts mehr — er ging nur neben mir und half mir den Hund suchen."

„Das kann ich mir denken — das ist ein Original, Lini," fuhr Marie Antoinette fort. „Denke Dir einen zwanzigjährigen Menschen, der bis jetzt im Kloster steckte, häßlich ist zum Entsetzen . . ."

„Haben Sie ihn gesehen?" fragte Caroline lebhaft.

„Ich — wie hätte ich ihn sehen sollen? Du weißt ja, daß ich erst diesen Winter am Hof erscheinen soll, und ich kenne deshalb noch Niemand — aber man hat mir erzählt, daß er gräßlich aussehe."

„Wie lächerlich" — sagte Resi hier lächelnd für sich — „ich weiß das besser!"

„Und dann," fuhr die Erzherzogin fort, „soll er so dumm, so dumm sein, daß es in's Wunderbare geht. Dies Prachtexemplar nun will sein erlauchter Vater, der Herzog Hektor Achilles von Brancas, wie er Jedermann, der es hören mag, erzählt, mit einer Erbin aus unserer Crême vermählen. Deswegen ist er mit ihm hier. In

Frankreich weiß er wohl, findet er keine Frau für einen solchen Sohn; aber für eine Deutsche ist er gut genug . . . . Schade," setzte sie neckend hinzu, „daß er nicht drei Monate früher kam, da hätte er gleich ein Juwel noch frei gefunden."

„O er wäre schön angelaufen," meinte Caroline; „aber," fügte sie hinzu, „die Anmaßung des alten Franzosen verdiente doch eine exemplarische Strafe. Man sollte ihn auf irgend eine Weise mystificiren — ihm eine falsche Braut anhängen und ihn nachher auslachen!"

„Ja, ja," versetzte Marie Antoinette, „denke Dir etwas aus, Lini, diese üppigen und unerträglichen Franzosen zu bestrafen. Hätte ich nur auch diesen Dauphin hier, um ihn zu demüthigen und ausgelacht nach Hause zu schicken!"

„Einstweilen," sagte Caroline lachend, „rächen wir uns an seinem Vasallen!"

„Du mußt etwas ausdenken — Du warst ja immer so fruchtbar an guten Späßen!"

„Wie wär's," schlug die junge Frau vor — „wenn ich Vater und Sohn zur Brautschau bestellte und dann mich ihnen mit schüchternster Blödigkeit als eine frisch aus dem Kloster gekommene Erbin und Braut vorstellte?"

„Das wäre köstlich, charmant — wie wir lachen würden!"

„Aber ich bedürfte einer Tante, einer Duenna . . .“

„Nimm Resi dazu — staffire sie gepudert und gemalt als alte Madame aus — wir haben das ja so oft gethan . . .“

„Nein, Resi ist zu ungeschickt,“ meinte die Gräfin; „das Einladungsbillet kann sie, während ich es diktire, schreiben, damit Niemand meine Hand erkennt, aber sie ist zu weiter Nichts zu gebrauchen.“

„Wenn ich nur auf eine halbe Stunde meinem Argus entschlüpfen könnte — ich hätte die größte Lust, die Rolle selbst zu übernehmen,“ sagte Marie Antoinette.

„O nichts leichter als das,“ meinte Caroline; „wie oft sind wir während des Mittagsschläfchens der Baronin Birneburg in das Glashaus geeilt und haben dort mit Ihren Brüdern hinter den großen Orangenbäumen Versteckens gespielt. Ohnehin ist das die beste Stunde, wenn die Baronin schläft, nach der Tafel — es ist dann schon Dämmerung . . .“

„Soll ich es wagen?“

„Was ist dabei zu wagen? Ich hole Sie ab, die treue Lori hält Wache . . .“

„Und doch, wenn . . .“

„Seit wann sind Sie so ängstlich, Erzherzogin?“

„Nun wohl,“ sagte Marie Antoinette. „Es ist mir dabei, als rächte ich meine eigene Ehre an diesen über=

müthigen Franzosen. Ihr Dauphin hält sich für zu gut, der Tochter des Kaisers seine Hand zu reichen — aber der blödsinnige Novize, meinen Sie, sei gut genug für eine hochgeborne Oestreicherin. Ah, nous verrons!"

„Still, um Gotteswillen, da kommt die Baronin," mahnte die junge Frau.

Die Hofmeisterin trat zu den Damen. Sie entschuldigte ihr langes Ausbleiben, für welches man ihr sehr bereitwillig Verzeihung angedeihen ließ. Sie hatte das Mantelet selbst holen müssen, weil der Lakai nicht gewußt hatte, wo es sich befinde; und indem sie sich zu den Gemächern ihrer Erzherzogin begeben, war sie einer Dame der Kaiserin begegnet. Diese hatte ihr im Auftrag Maria Theresia's die Weisung ertheilt, ihre Schutzbefohlene zur Kaiserin zu geleiten, da die Letztere ihre Tochter sprechen wolle, bevor der französische Unterhändler, der Prinz Rohan, heute bei ihr zur Audienz gelassen werde.

„Also eilt es," bemerkte die Baronin von Virneburg drängend.

„O es eilt durchaus nicht," sagte Marie Antoinette. „Meine Antwort wird meiner hohen Mutter schwerlich sehr erfreulich sein..."

„Königliche Hoheit, ich bin entsetzt" — rief die Hofmeisterin einen Schritt zurücktretend aus. —

„Ja entsetzen Sie sich nur," fuhr die Erzherzogin

aufgeregt fort — „ich will es Ihnen einstweilen im Vertrauen sagen: Ich werde den Dauphin von Frankreich mit einem Korbe heimschicken. Meine geliebte Mutter wird ihren kleinen Schwan, wie sie mich immer nennt, nicht zwingen, in diesem trüben Wasser zu schwimmen; Schwäne sind für reine Fluth geschaffen. Frankreich taugt nicht für mich, ich nicht für Frankreich — ich habe das immer dunkel gefühlt; Gott sei Dank, daß ich es heute klar zu erkennen gelernt habe. Also zu meiner Mutter! Auf Wiedersehen, theure Lini!"

Und nach diesen Worten, die Marie Antoinette mit einem Tone von Hoheit und Stolz gesprochen hatte, daß das junge Mädchen, welches so eben noch mit ihrer Freundin einen lustigen Streich ausgesonnen, gar nicht in ihr wieder zu erkennen war, schritt sie an der Seite ihrer Hofmeisterin in das Schloß zurück.

Drittes Capitel.

In den späten Nachmittagsstunden machte der Prinz von Rohan dem Herzoge von Brancas seinen Gegenbesuch. Dieser fand den sonst so übermüthigen Rohan auffallend ernst und in gedrückter Stimmung. Er kam von der Audienz bei der Kaiserin, und Brancas bedurfte keines großen Scharfsinnes, um zu sehen, daß Maria Theresia's Eröffnungen für den französischen Unterhändler nicht sehr erfreulicher Art gewesen sein konnten. Auch gestand Rohan es gern ein. Die junge Erzherzogin hatte rund heraus erklärt, sie wolle den Dauphin nicht, und da sie früher ganz anderer Neigung geschienen, so hatte die Kaiserin diese plötzliche Gesinnungsänderung ihrer Tochter fremder Einflüsterung Schuld gegeben. So lag es denn nahe, an Gräfin Caroline Wiprechtstein zu denken, die, eben aus Paris gekommen, die Erzherzogin am Morgen gesprochen hatte, und von der die Hofmeisterin gehört, wie sie Maria Antoinetten von der Vorstellung der Dubarry bei Hofe erzählt. Die Kaiserin hatte das Rohan sogar angedeutet und zugleich sich ziemlich mißfällig über diese junge Dame, welche sie frischweg eine Intrigantin genannt, geäußert.

Die beiden Herren waren deshalb denn auch ziemlich klar darüber, wem das neue Hemmniß, daß sich der Er-

füllung der Wünsche Ludwig's XV. gegenüber aufthürmte, zu danken sei. Die Wiprechtstein wurde am selben Tage mit der Dubarry in Versailles vorgestellt: Der König hatte an diesem Tage mit keiner einzigen der vorgestellten Damen gesprochen, weil sie alle sich von seiner Geliebten weit entfernt gehalten. Er hatte also auch mit der jungen österreichischen Gräfin nicht gesprochen, und — was war klarer als das — diese nahm jetzt Revanche! Das waren die Folgerungen der beiden mit allen Ereignissen ihres heimischen Hofes vertrauten Männer. Während nun Brancas Rohan beglückwünschte, daß das Schiff seiner Verhandlungen an keiner ernsteren und härteren Felsklippe als der Malice einer intriganten jungen Frau angelaufen, wodurch er ja in die angenehme Nothwendigkeit versetzt sei, en passant eine hübsche neue Eroberung zu machen und diese kleine Gräfin zur Raison zu bringen — während deß trat der Kammerdiener des Herzogs von Brancas ein und überbrachte zwei Briefe, welche eben abgegeben waren.

Brancas warf einen Blick auf die Adresse. „Seltsam," sagte er dann — „zwei Briefe zugleich von einer und derselben Hand!" Er erbrach den ersten; als er ihn überflogen, lächelte er und reichte ihn Rohan hin. Dieser las:

„Mein Herr Herzog!

„Eine Dame, die so glücklich ist, Tante einer jungen, schönen und reichen Nichte aus einer der ersten

Familien der Kaiserstadt zu sein, wünscht das ihr anvertraute junge Mädchen, welches so eben das Kloster, in dem es erzogen wurde, verlassen hat, passend zu verheirathen. Sie erfuhr vor einigen Tagen, daß der Herr Herzog von Brancas sich mit seinem Sohne in derselben Absicht hier aufhält, und schlägt dem Herzoge deshalb vor, sich Morgen Abend beim Beginne der Dämmerung, nach sieben Uhr, in der Allee des Schönbrunner Parks einzufinden, die nach dem Hause des Elephanten führt. Die Dame wird mit ihrer Nichte dasselbe thun, und wenn die jungen Leute bei der ersten Bekanntschaft keinen Widerwillen gegen einander empfinden, mit dem Herzog das Nähere besprechen. Im Falle Herr von Brancas dies Anerbieten annimmt, wird er gebeten, die Adresse dieses Briefes am Fuße der Apollostatue, rechts in der großen Schloßavenüe von Schönbrunn, noch heute niederzulegen.

„Am morgigen Abend ist die Losung:

„Discretion et Circonspection."

Glücklicher Brancas — oder vielmehr glücklicher Theodor!" rief Rohan lachend aus. „Die schönsten Partien werden Ihnen auf den Händen präsentirt."

„Spotten Sie nicht eher als bis Sie auch diese mysteriösen Zeilen gehört haben," fiel Brancas ein — und

las nun dem Prinzen den zweiten Brief, den er unterdessen erbrochen und überblickt hatte, vor.

„Gnädigster Herzog!

„Mit diesen Zeilen zugleich wird ein anderer Brief in Ihre Hände gelangen. Er ist die Veranlassung des meinigen; er ist von meiner Hand unter fremder Diktée geschrieben —“

„Zeigen Sie her, Brancas,“ unterbrach den Lesenden der Prinz — und nachdem er beide Briefe verglichen hatte, setzte er hinzu:

„Das ist richtig — es ist unverkennbar dieselbe Handschrift.“

„Und enthält,“ fuhr Brancas zu lesen fort — „die Aufforderung zu einem Rendezvous in der Allee, welche nach dem Hause des Elephanten führt. Dies Rendezvous ist aber nichts weiter als eine Mystifikation. Man will sich mit Ihnen und mit Ihrem Sohne einen Spaß erlauben. Das junge Mädchen, von dem in jenem Briefe die Rede ist, soll von einer jungen, eben von ihrer Hochzeitsreise zurückgekehrten Frau gespielt werden, die Rolle der Tante von einer noch jüngeren und noch vornehmeren Person. Die beiden Damen stehen so hoch, daß ich in Ihrem Interesse, gnädigster Herr, Ihnen rathe, etwaige Entdeckungs= oder Vergeltungsversuche

ja nicht zu machen. Wollen Sie einfach sich darauf beschränken, die Adresse nicht an der Statue des Apollo niederzulegen, die beiden Damen werden dann zu Hause bleiben und Alles zerfällt in sich selbst. Ich schließe diesen Brief mit den Worten, mit welchen der andere endet: Discretion et circonspection!

„Nur unter dieser Bedingung

„ein zuverlässiger Freund."

„Charmant!" rief Rohan aufspringend — „dieser zuverlässige Freund ist zuverlässig eine Freundin, denn einen Mann werden die Damen nicht in's Geheimniß gezogen haben."

„Weshalb nicht?" fragte der Herzog.

„O sie wissen zu gut, daß wir in solchen Angelegenheiten nicht schweigen können."

Brancas war weit davon entfernt, die Sache so scherzhaft zu nehmen. „Abscheulich!" sagte er. „Wer mögen diese beiden Damen sein?"

„Eine von der Hochzeitsreise zurückgekehrte junge Frau?" bemerkte Rohan; „kommen wir da nicht sogleich wieder auf unsere Gräfin zurück, die Freundin der Erzherzogin, welche bei dieser so wenig von ihrer discretion gezeigt hat? Und welche andere auch könnte es wagen, Brancas? Eine

andere wäre ja auch nicht sicher, daß Sie, mon cousin, sie nicht auf der Stelle erkennten, da Sie hier in der Gesellschaft lebten, bei Hofe vorgestellt wurden, in die Theater gingen . . . . ."

„Es ist wahr," sagte Brancas — „aber die andere, die noch jüngere und vornehmere Person?"

Rohan antwortete eine Weile nicht.

„Wenn sie es wäre!" sagte er dann nachdenklich, wie für sich — doch schüttelte er gleich darauf den Kopf.

„Sie denken an die Erzherzogin selber!" hub der Herzog von Brancas wieder an. „Es ist nicht möglich. Ihre Mutter läßt sie zu ängstlich bewachen, als daß ihr Muße zu solchen Escapaden bliebe."

Rohan antwortete wieder nicht.

„Was soll ich aber thun?" fuhr Brancas fort. — „Ich kann die beiden schelmischen Gräfinnen doch nicht ohne Weiteres straflos lassen, wie mein gutmüthiger „zuverlässiger Freund" es will! Das geht nicht, ma foi, dazu ist der Anschlag zu impertinent!"

„Bewahre," nahm Rohan eifrig das Wort: „Sie müssen sich augenblicklich in den Park begeben, um die Adresse an der bestimmten Stelle niederzulegen. Lassen Sie anspannen — oder nein, es ist besser: Sie gehen; ich will Ihnen auf dem Wege Gesellschaft leisten, wenn es Ihnen genehm ist, mon cousin!"

„Gut, gehen wir — ich will mich zum Ausgehen ankleiden — unterdeß denken Sie einen Plan aus, mein erfinderischer Prinz, der mich an diesen Dämchen rächt — ich weiß, Ihnen ist das ein Leichtes . . . .“

Der Herzog von Brancas schellte bei diesen Worten seinem Kammerdiener und begab sich mit demselben in sein Toilettenzimmer.

Rohan ging unterdessen auf und ab, mit bewegtem Mienenspiel. Seine Phantasie war offenbar in lebhaftester Thätigkeit. In alle Verhältnisse und Ereignisse der beiden Höfe, des heimischen und dessen, dem sie in diesem Augenblicke so nahe waren, eingeweiht, hatten unsere beiden großen Herren, wie wir sahen, ihren Scharfsinn nicht lange angestrengt, um ihren Verdacht auf eine Dame dieses Hofes zu werfen. Aber sie konnten sich auch sehr wohl darin irren. Und was Rohan jetzt ausfindig zu machen strebte, das war Etwas, was für den einen wie für den anderen Fall paßt und einen Triumph verhieß. Im Falle er recht gerathen, durfte er die Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen, ohne seine officiösen Absichten zu fördern: im Falle des Irrthums mußte es eine Demüthigung für die zwei fraglichen Damen: und in beiden Fällen mußte es eine Genugthuung, ein Vergnügen für ihn selbst werden.

Endlich blieb der Prinz plötzlich stehen und rief mit

frohlockendem Tone durch die offenstehende Verbindungsthüre in des Herzogs Toilettenzimmer:

„Ich hab's, ich habe es, mein theurer Vetter ....“

„Nun — was haben Sie?“

„Wollen die Damen mit uns Komödie spielen — eh bien — zahlen wir mit gleicher Münze! Sie, mon cousin, haben dabei die leichte Mühe, ganz einfach sich selbst zu spielen — ich aber spiele — Ihren Sohn!“

„Sie, Monseigneur?“

„Ich! Glauben Sie, ich sei nicht im Stande, dies schüchterne Lamm darzustellen?“

„Louis von Rohan, der bei einer jungen Dame den Novizen spielt — wahrhaftig,“ lachte Brancas laut auf, „da würden alle unsere Pariser Freunde ihre halbe Jahresrente als Entree zahlen!“

„Und doch würden sie sich täuschen, wenn sie erwarteten, ich würde die Rolle mit der unvergleichlichen Anmuth und der feinen Naivetät spielen, welche allein sie für ein so großes Opfer entschädigen könnte. Wirklich, Brancas, ich komme ganz aus der Uebung des Frauenverkehrs hier.“

„Sie, Monseigneur!“ rief der Herzog von Brancas ungläubig lächelnd aus.

„Ja, ja; Sie glauben nicht, mein vortrefflichster Vetter, wie hier in Deutschland mein Renommée bei den Frauen mich genirt! Denn selbst die Wienerinnen, welche trotz

ihrer tugendhaften Kaiserin von allen Deutschen noch die galantesten sein sollen, sind im Allgemeinen ängstlich mir gegenüber. Jede Frau glaubt sich compromittirt, wenn sie in einer Gesellschaft mehr als drei Worte an mich richtet, ohne daß ein Dritter zuhört."

„Ich entbehre dadurch ganz und gar den Reiz kleiner Liaisons; denn entweder die Frauen stürzen sich mir auf Tod und Leben an den Hals, oder sie fliehen vor mir. Leidenschaften werden mir auf diese Weise immer noch dann und wann zu Theil — aber keine pikante Tändelei, keine gracieuse Freundschaft, keine rosenrothen zweifelhaften Verhältnisse! Und ich habe seit je das Unglück, die wahrhaft entsetzliche Eigenschaft gehabt, daß von dem Augenblicke an, wo eine Frau mir ihre Liebe gestanden hat, sie jedes Interesse für mich verliert. Nur der Zweifel des Siegs macht uns Männern ja eigentlich den Sieg wünschenswerth!"

„Vortrefflich bemerkt, Sie übermüthigster, verwöhntester aller Sieger!"

Mit diesen Worten trat der Herzog umgekleidet in das Empfangszimmer zurück, und die beiden Herrn machten sich nun auf den Weg in den Schönbrunner Park, um die fragliche Adresse am Fuße der Apollo-Statue niederzulegen.

Auf dem Hinwege scherzten beide viel über die Scene, welche sie für den folgenden Tag erwarteten. Im Parke

war bereits Alles still. Das kleine Blatt wurde an dem Piedestal der Statue auf den Boden geworfen, Rohan bückte sich dann, um es ein wenig in die unterste Steinfuge einzuschieben, damit der Wind es nicht entführen konnte. Während er damit beschäftigt war, ließ sich jenseits eines dichten Gebüsches etwas wie ein leichter, auf dem Kies der Pfade knirschender Schuh vernehmen. Brancas wollte sehen, wer es sei, aber Rohan hielt ihn zurück. —

„Bleiben Sie," sagte er — „man beobachtet uns — tant mieux, wir sind sicher, daß unsre Adresse an ihre Adresse kommt!"

In der That waren die beiden abendlichen Spaziergänger beobachtet, aber nicht von der Seite, von welcher sie es voraussetzten. Wer hinter dem Gesträuch lauschte war nämlich Niemand anders als Resi. Resi wohnte bei ihrer Cousine, der Gräfin Caroline ganz in der Nähe, in der Hietzinger Sommerwohnung, welche Graf Wiprechtstein bei seiner Rückkehr von der Hochzeitsreise bezogen hatte. Aus dem Garten dieses Hauses konnte man zu jeder Zeit durch ein Hinterthürchen in den Kaiserlichen Park kommen. Diesen Weg hatte Resi jetzt unbemerkt gemacht, um mit ihren jungen Gedanken, welche seit dem Morgen in einer ganz eigenthümlichen Bewegung und Unruhe waren, eine halbe Stunde allein zu sein. An der Apollostatue war sie zuerst vorüber gegangen. Zu ihrer Freude hatte

sie gesehen, daß an ihrem Fuße nichts Weißes schimmerte. Als sie aber dann die beiden Männer, welche sie nicht kannte, wahrgenommen, war sie, um ihnen nicht zu begegnen, in einen Seitenpfad geschlüpft. Da sah sie zu ihrem Erschrecken, daß der von ihr gegebene Wink ohne Frucht bleiben sollte: sie sah durch eine Lücke der Gebüsche, wozu die beiden Herren gekommen. Als diese sich dann wieder entfernten, kam ihr der kühne Gedanke, hinzugehen und das Blatt fortzunehmen. Ihr Herz klopfte heftig auf bei dieser Versuchung . . . es war in der That ein kühnes Wagniß. Denn wenn nun bei ihrer Cousine die Rede darauf gekommen; wenn diese sie wohl gar gefragt hätte, ob sie das Blatt gesehen, hätte sie dann nicht lügen müssen? Und doch . . . während sie noch so stand und sich besann, sah sie einen Lakaien rasch herankommen — sie erkannte ihn, es war ein Diener ihrer Cousine; er war augenscheinlich als Wächter aufgestellt und bis jetzt irgendwo in der Nähe verborgen gewesen. Er nahm das Blatt auf und ging damit eilig in der Richtung fort, wo ihre Cousine wohnte.

„Es ist zu spät," sagte sich Resi: „Nun kann ich nichts mehr thun, als Theodor mündlich warnen — wann ich ihn nur treffen kann? Er soll mir nicht von meiner spöttischen Cousine verhöhnt werden, das leide ich nicht, das darf ich nicht leiden, das ist Pflicht der Menschenliebe, und seiner

mich anzunehmen, ist doppelte Pflicht für mich! Ist er nicht Novize wie ich gewesen? In Italien erzogen wie ich? Dem Kloster entrissen wider seinen Willen grade wie ich? Allein und ohne Freund in dieser Welt wie ich? O es ist klar, wir müssen zusammen halten. Auch die Schwachen sind stark, wenn sie nur einig sind . . . „und damit zog sich Resi nachdenklich aus dem Park zurück, eifrig grübelnd, wie es anzustellen, daß sie Theodor vor dem Streich behüte, der ihm gespielt werden sollte.

Viertes Capitel.

Es war um die Zeit der anbrechenden Dämmerung am anderen Tage. Aus einer Seitenthüre des Schlosses schlüpften zwei Frauengestalten hervor, welche beide trotz der warmen Jahreszeit einen weiten verhüllenden Ueberwurf trugen.

Sie vertieften sich in die Alleen des Parks.

„Nur rasch," sagte die eine, „Alles geht gut; Sie sehen aus, als wären Sie zwanzig Jahre wenigstens älter, theure Erzherzogin, und was die gute Virneburg angeht,

so schlummert sie in tiefster, seligster Ruhe: Lori bewacht sie und vor der Allee wird Resi Schildwacht stehen."

„Und dennoch habe ich beinahe den Muth verloren!" flüsterte im raschen Fortschreiten die klangvolle Stimme Marie Antoinettens — „ich glaube, wir thun nicht Recht — mein Gefühl sagt es mir — o komm', Lini, laß uns umkehren!"

„Warum nicht gar! An der Schwelle umkehren, wäre das meiner stolzen entschlossenen Erzherzogin würdig?"

„Wenn meine Mutter Etwas davon erführe," hub diese wieder an. „Wie oft hat sie mir nicht gesagt: „es gibt nur eine einzige Lebensregel, mein Kind, sie heißt: thue nie Etwas, dessen Entdeckung Dich beschämen würde."

„Und dennoch schrieb sie einmal an die Pompadour!" fiel in unbedachtsamer Raschheit Gräfin Caroline ein.

„Das ist häßlich von Dir!" antwortete Marie Antoinette lebhaft. „Meiner armen Mutter einen Schritt vorzuwerfen, der ihr innerlichst widerstrebte und den sie nur that in der dringendsten Noth des Vaterlandes! Wie stand sie allein, von allen deutschen Fürsten verlassen! Ihr blieb nichts Andres übrig als das Bündniß mit Frankreich und es gab keinen andern Weg dazu als die Pompadour. So that sie diesen schimpflichen Schritt für ihr Volk, für ihre Kinder" —

„Verzeihen Sie mir das vorschnelle Wort," unterbrach

die Gräfin sie hier — „ich weiß ja, Ihre hohe Mutter schrieb an die Pompadour, um die Oestreicher zu retten. Sie helfen mir jetzt die Oestreicher an den üppigen Franzosen rächen — und deshalb kommen Sie!"

Damit zog Caroline die widerstrebende Erzherzogin fort und beide eilten dahin an den Ort des Rendezvous.

Dieser war bald erreicht. Es war eine dunkle, von den hohen Linden ganz überwölbte Allee, die zu einem rings mit festen Pallisaden umsäumten Hause führte, in welchem der zur zoologischen Sammlung des Schönbrunner Parks gehörende große Elephant seinen Aufenthalt angewiesen erhalten hatte. Als die zwei Damen etwa die Mitte dieses Ganges erreicht hatten, nahten sich ihnen zwei Männergestalten.

„Discretion!" sagte die erste mit einer tiefen respektvollen Verbeugung.

„Et circonspection!" antwortete mit einer Stimme, der man eine kleine Beklommenheit sehr wohl anmerkte, Marie Antoinette.

„Ganz auch meine Meinung," versetzte, sich abermals verneigend, der Herzog von Brancas. Dann sich zu seinem Begleiter umwendend, der sich schüchtern hinter ihm zu verbergen schien, sagte er vorstellend:

„Mein Sohn Theodor!" —

und flüsterte dann diesem, laut genug, um von den Damen gehört zu werden, ein väterlich verweisendes:

„Mache doch Dein Compliment!"

zu.

Das Compliment fiel so komisch eckig aus, daß Marie Antoinette darüber alle Heiterkeit und zugleich auch allen Muth zurückkommen fühlte.

„Meine Tochter Pauline!" sagte sie jetzt ebenfalls vorstellend, wobei Gräfin Caroline, die Augen niederschlagend, zwei Knixe machte.

„Darf ich um Ihren Arm bitten, Madame?" begann der Herzog von Brancas wieder, indem er der Erzherzogin den seinigen bot.

Marie Antoinette nahm ihn nicht.

„Wir wollen hier im Hintergrunde eine Weile auf und abwandeln," sagte sie voranschreitend; „wir dürfen doch des Anstandes halber die jungen Leute nicht ganz allein lassen."

„O mit meinem Theodor dort dürfen Sie Ihre Nichte ohne alle Sorge ganz allein lassen!" fiel mit tückischem Tone der Herzog ein, und schritt an der Seite der Erzherzogin weiter die Allee hinab.

Die Gräfin Caroline war auf ihrem Platze geblieben.

„Monsieur!“ sagte sie jetzt mit der verzagtesten Stimme von der Welt.

„Mademoiselle!“ antwortete ihr gegenüber mit einem Tone so zitternd vor Blödigkeit, daß sie, um nicht in Lachen auszuplatzen, sich abwandte und der Bank, welche sie neben sich gewahrte, zuschritt, um sich darauf zu setzen.

„Spielen Sie gern Volant?“ fragte sie dann mit dem naivsten und kindlichsten Tone, der ihr zu Gebote stand.

„Nein, Mademoiselle!“ antwortete weinerlich ihr Gesellschafter.

„Tanzen Sie gern?“

„O nein!“

„Reiten Sie gern?“

„Nein, Mademoiselle — ich habe es nie versucht!“

„Fechten Sie gern?“

„Nein, nein!“

„Wenn wir auf diese Weise fortfahren,“ sagte die Gräfin Caroline, die jetzt ihr Lachen nicht mehr unterdrücken konnte — „so wird sich unsre Unterhaltung nicht beleben und wir werden uns gar nicht näher kennen lernen.“

„Wünschen Sie denn das?“ fragte mit lamentabler Stimme der junge Mann.

„Meine Tante und Ihr Vater wünschen es!“

Die einzige Antwort hierauf blieb ein tiefer, tiefer Seufzer.

„Weshalb seufzen Sie so entsetzlich? Wenn das Zusammensein mit mir Sie so unglücklich macht, so will ich aufstehen und Ihren Papa zurückrufen.“

„O nein, lassen Sie den Herzog wo er ist!“ antwortete Rohan rasch mit unverstellter Stimme, während er sich neben die Dame auf die Steinbank setzte, und dabei sehr fest ihre Hand ergriff.

Gräfin Caroline schwieg und fixirte ihn eine Weile; da er ihren Blick sehr offen aushielt, zog sie ihre Hand zurück.

„Ich bin ganz überrascht, indem ich Sie näher betrachte,“ sagte sie dann. „Erstens sind Sie gar nicht so häßlich, wie man Sie mir geschildert hat — und zweitens sehen Sie auch nicht aus, als wenn Sie eben aus dem Kloster kämen. Ihre Blicke haben durchaus nichts Klösterliches, mein Herr.“

„Man hat mir leider von jeher gesagt,“ antwortete Rohan mit der ganzen Weinerlichkeit seines früheren Tones, „daß mein Aussehen mit meiner geistlichen Bestimmung in so ärgerlichem Widerspruche stehe!“

„Da diese Bestimmung jetzt verändert ist,“ meinte Caroline, „so ist das ja recht gut: wir hätten dann nichts weiter zu thun, als Ihr Benehmen noch etwas zu bilden.“ —

„Uebernehmen Sie das?“ sagte Rohan wieder rasch, und mit schmeichelnder Zärtlichkeit im Tone.

„Wünschen Sie denn das?“ fragte jetzt Caroline, indem sie, um ihn zu parodiren, ganz den Ton nachahmte, mit welchem er vorhin dieselben Worte gesprochen hatte.

„Ach ich bin sehr unglücklich!“ seufzte Rohan betrübt.

„Wirklich? — o sagen Sie mir, was Ihnen fehlt,“ lautete Carolinens theilnahmvoller Zuspruch.

„Ach, meine unglückliche Gemüthsart — ich bin so schüchtern“ —

„Aber mein Gott, worin hindert Sie denn Ihre Schüchternheit?“

„Ich möchte Sie so gern ansehen,“ sagte Rohan weinerlich.

„So fassen Sie Muth,“ antwortete Caroline, trostreich seine Hand ergreifend.

Rohan begann jetzt ein überaus komisches Mienenspiel. Er blickte die Gräfin Caroline von der Seite an, dann wieder zu Boden, dann wieder zu ihr empor, bis sie laut auflachte.

„Erst machen Sie mir Muth — und dann lachen Sie mich aus!“ sagte er betrübt und vorwurfsvoll.

„Wenn das nicht zum Lachen ist! Aber da Sie jetzt das Wagestück über sich gebracht und mich angeblickt haben — wie finden Sie mich?“

„Schön — sehr schön — aber . . . .“

„Nun, aber?“ fiel Caroline beinahe gereizt ein.

„Auch nicht nach der Klosterregel!“

„Man hat mir leider von jeher gesagt,“ versetzte Caroline, ihn abermals parodirend, „daß mein Aussehen mit meiner geistlichen Bestimmung in so ärgerlichem Widerspruche stehe. — Meine Bestimmung,“ fuhr sie dann lachend, mit ihrer natürlichen Stimme fort, „ist übrigens nicht das Kloster, das fühle ich.“

„Sie haben Recht,“ antwortete Rohan, „Sie dürfen sich der Welt nicht entziehen — auch ich muß es Ihnen gestehen — auch habe ich Sie schon einmal in der Welt gesehen.“

„Wo?“ fragte Caroline etwas erschrocken.

„Vor einigen Wochen, in der Oper in Paris.“

„Ich bin nie in Paris gewesen,“ fiel sie rasch ein.

„Das ist gut,“ sagte der Prinz von Rohan, indem er zärtlich sein Haupt an ihre Schulter legte und ihre Taille umfaßte — „denn Paris soll sehr sündhaft sein!“

Gräfin Caroline Wiprechtstein wollte aufspringen.

„Welche schlechte Manieren haben Sie, Monsieur!“ sagte sie dabei — „ich werde meine Tante rufen!“

„O bleiben Sie,“ sagte er, sie am Arme zurückhaltend — „ich wußte ja nicht, daß sich das nicht schickt — du lieber Gott, ich bin so unerfahren.“

„Die Unschuld verliebt sich in mich ohne es zu wissen!" sagte sich die junge Frau und behielt beruhigt ihren Platz.

„Sie glauben nicht," fuhr er fort, „wie drückend es einer schönen jungen Dame gegenüber ist, so unerfahren zu sein — o ich fühle recht wohl, wie unangenehm ich Ihnen sein muß."

„Unangenehm? Bewahre — ich schätze das grade an Ihnen — bin ich nicht auch ein Klosterkind, eine Novize?"

Rohan ergriff noch einmal ihre Hand; er erhob andächtig die Augen zum Himmel und sagte:

„Ja, die Engel im Himmel müssen sich über uns freuen."

„Wie lange denkt Ihr Herr Vater in Wien zu verweilen?" fragte sie, mit Mühe ihr Lachen verbeißend.

„Bis nach unserer Vermählung," versetzte Rohan leise und zärtlich — „o Mademoiselle, nach unserer . . ." er brach mit einem Seufzer ab.

„Nun so ganz gewiß ist doch die Sache noch nicht!" sagte sie, ihm ihre Hand entziehend.

„Nicht gewiß? — Glauben Sie, ich würde diese Hand, o diese Hand missen wollen?" antwortete er, ihre Hand mit Küssen bedeckend.

„Lassen Sie mich!" sagte die junge Frau etwas beängstigt von der Leidenschaftlichkeit dieser Demonstration.

„O wir sind ja für einander bestimmt," rief Rohan

aus, indem er sie kräftig festhielt — „und bedenken Sie, daß ich einundzwanzig Jahre alt bin und noch nie eine Frauenhand in der meinen gehalten habe ...."

„Ich wünschte, Ihr Vater und meine Tante kämen zurück," sagte Caroline, immer unruhiger werdend.

„Ich wünschte es keineswegs!" meinte der verkappte Novize. —

„Da gehen sie vorüber, ich will sie rufen!" Mit diesen Worten wollte Caroline sich erheben.

Aber Rohan drückte, eng ihre Taille umschlingend, sie wieder auf die Bank nieder.

„Sie bringen mich in Verzweiflung," sagte er dabei im allerbetrübtesten, demüthigsten Tone, „wenn Sie mir nicht erst ein Pfand unseres baldigen Wiedersehens geben."

„Nun so sagen Sie, was Sie wollen!" antwortete Caroline hastig, in der Hoffnung, sich durch irgend ein zartes Andenken die Freiheit von diesem seltsamen Klosterzögling, in welchem die fromme Zucht noch soviel wilde Natur gelassen zu haben schien, zu erkaufen!

„Den Verlobungskuß!" versetzte Rohan mit seiner ganz unverstellten Stimme und großer Bestimmtheit.

„Was fällt Ihnen ein?" rief Caroline erschrocken aus.

„Mein Vater hat mir aber gesagt, das sei so Sitte, und Sie würden es sehr übel nehmen, wenn ich unterließe, das zu fordern!"

„Später, später, wenn Sie in das Haus meiner Tante kommen," fuhr Caroline ängstlich abwehrend fort.

„Bei allen Heiligen, so lange kann ich nicht warten, ich will den Verlobungskuß jetzt, hier auf der Stelle — … o seien Sie mitleidig und barmherzig gegen einen armen, fern den Reizen und Genüssen der Welt aufgewachsenen Novizen — einen —" und dabei hielt Rohan sie fest umschlungen und preßte sie an seine Brust — „einen schüchternen, bangen, furchtsamen, blöden, zitternden Knaben …."

„Lassen Sie mich los, mein Herr — Sie sind unverschämt trotz aller Ihrer bescheidenen Redensarten …"

„Weshalb wollen Sie mich verlassen? Werden Sie mir nicht angehören?"

„Ich werde aus Angst um Hülfe schreien …."

„Angst vor mir? Vor dem Lamme, der Taube, dem scheuen Reh …"

„Lassen Sie die Thierwelt in Ruhe, und lassen Sie auch mich gehen," antwortete Caroline, indem sie fortwährend rang, ihre Hände los zu bekommen, und während ihr Athem stockte vor Anstrengung und Angst.

„Bemühen Sie sich nicht — Ihre Händchen werden nur roth vom Ringen — und den Verlobungskuß will ich nun einmal — so — sehen Sie — und so — …."

Bei diesen Worten wandte Rohan mit Gewalt den Kopf der Gräfin Caroline sich zu und bedeckte ihren Mund

mit leidenschaftlichen Küssen, indem er zugleich ihre Lippen dadurch schloß, so daß sie nicht um Hülfe rufen konnte. Endlich gelang es ihr, einen lauten Schrei auszustoßen.

Nach wenig Augenblicken, welche Rohan mit großer Gleichgültigkeit gegen das, was folgen konnte, eifrig zu benutzen fortfuhr, kamen der Herzog von Brancas und die Erzherzogin aus der Dämmerung der Allee heran.

„Theodor, Theodor! Was machst Du?" rief der Herzog von Brancas mit einem Tone aus, dessen lachende Heiterkeit sich nicht verkennen ließ.

„Ich bitte meine Braut um den Verlobungskuß!" antwortete Rohan ganz ruhig.

Aber mit dem zornigsten Tone von der Welt sagte die junge Erzherzogin, indem sie Carolinens Arm, wie um sie zu befreien, ergriff:

„Mein Herr! Was wagen Sie!"

„Welcher Mensch!" rief Caroline aus, weinend vor Zorn, aber noch immer von Rohan festgehalten.

„Herr Herzog," sagte Marie Antoinette, jetzt vollends empört — „Sie sind ein Mann von Ehre — befehlen Sie augenblicklich Ihrem Sohne sich zu entfernen!"

Der Herzog von Brancas zuckte die Achseln.

„Mein Sohn ist mündig," sagte er, „und hat so ziemlich seine eigenen Gewohnheiten, an denen ich nichts ändern kann. Ueberdem finde ich ihn gar nicht so schuldig.

Weshalb sollte er nicht die Verlobung, zu welcher Sie uns herbestellt haben, auf den Lippen seiner reizenden Braut besiegeln? Aber in der That, wenn ich auch wollte, ich kann ihm nicht befehlen."

„Nun," fiel ihm Marie Antoinette sich hoch aufrichtend und mit starker Stimme in's Wort — „so will ich ihm befehlen! — Lassen Sie augenblicklich diese Dame los!"

Rohan gehorchte. Er ließ die Gräfin von Wiprechtstein los und sich zu der Erzherzogin wendend, sagte er mit einer tiefen ehrfurchtsvollen Verbeugung:

„So kann nur eine künftige Königin zu mir reden — und ich gehorche!"

Marie Antoinette erschrak bei diesen Worten, welche ihr zeigten, daß sie erkannt sei. Sie fand im Augenblick keine Antwort, und durch einen neuen Zwischenfall wurde sie derselben auch überhoben.

Es erschien nämlich eine neue Person auf dem Schauplatze des Ereignisses — eine Person, welche mit raschen Schritten herankam und die keine andere war, als ganz dieselbe, deren Namen hier so eben so keck mißbraucht wurde. Theodor hatte seit dem vorigen Tage einen unbeschreiblichen Reiz darin gefunden, in den Alleen des Parks von Schönbrunn zu lustwandeln, und machte eben wieder eine Abendpromenade darin. Nun hatte er aus der Ent-

fernung den Stimmenwechsel gehört und auch seinen Namen zu vernehmen geglaubt. Deshalb war er herbeigeeilt, und stand nun plötzlich vor der Gesellschaft, sich schüchtern verbeugend.

„Entschuldigen Sie, mein Vater ... und Sie, Prinz Rohan!" sagte er; „ich glaubte meinen Namen rufen gehört zu haben ..."

„Ah, Sie sind es!" fuhr Marie Antoinette, als sie den Namen Rohan's vernahm, in ihrer ganzen früheren Entrüstung fort — „aber ich hätte es mir denken sollen. Nur ein Mann am Hofe war schutzlosen Frauen gegenüber eines solchen Benehmens fähig! ... Sie sprachen vorhin von einer künftigen Königin ... die künftige Königin von Frankreich aber, mein Herr Prinz von Rohan, Bischof von Straßburg und Sr. Allerchristlichsten Majestät vertrauter Bevollmächtigter — befindet sich nicht am Kaiserlichen Hoflager zu Schönbrunn — darauf mein Wort — ich bitte, lassen Sie es sich gesagt sein!"

Damit wandte sie sich voll Stolz und Hoheit zum Gehen — aber in dem Augenblick, in welchem sie den Arm ihrer Freundin, der Gräfin Caroline nahm, stieß sie auf ihre athemlos herbeigeflogene Kammerfrau, welche ihr ängstlich entgegenrief:

„Um Gotteswillen, Königliche Hoheit, die Baronin ist erwacht ..."

„Kommt sie hierher?“ fragte Caroline mit stockendem Athem.

„Nein, was das Schlimmste ist,“ versetzte die Kammerfrau, „sie sind zu Ihrer Kaiserlichen Majestät geeilt, um ihr zu melden, daß die Erzherzogin nicht in ihren Zimmern sei!“ —

„Dann sind wir verloren!“ wehklagte die Gräfin.

„Ja, das ist schlimm,“ fügte die Erzherzogin ruhig hinzu, „aber Alles, dem wir entgegen gehen, ist nicht so schlimm“ — und sie sagte das mit einem Blick unsäglicher Verachtung auf die beiden Herren, welche sie zurückließ — „als was wir hier verlassen.“

Fünftes Capitel.

Marie Antoinette irrte, wenn sie den Prinzen Rohan durch die Hoheit ihres Benehmens und durch ihre Worte für gedemüthigt hielt.

„Mort de Dieu!“ sagte er den Damen nachblickend, „das ist eine Königin! Aechte Race, wenn ich eine kenne! Sie hat sich vortrefflich aus der Affaire gezogen. Hat sie uns nicht ausgescholten, wie ein paar Schulbuben?

Bravissima! zu dieser Schnur kann Louis quinze sich Glück wünschen."

„Louis quinze?" bemerkte Brancas kopfschüttelnd. „Ich meine, sie hat es Ihnen deutlich genug gesagt, daß sie den Dauphin nicht will?"

„O! jetzt muß sie wollen, ich setze meine Ehre daran," antwortete Rohan zuversichtlich.

„Nun in der That," meinte der Herzog, „das heißt Ihre Ehre auf ein gefährliches Spiel setzen. Ich wenigstens bin sehr neugierig, wie Sie es anfangen wollen, sie mit sich auszusöhnen."

„Sie mit mir auszusöhnen!" versetzte der Prinz stolz und mit vollendeter Süffisance, „die Kleinigkeit wollen wir zu Hause abmachen, wenn sie erst in Frankreich ist — dann wende ich mich an die schöne Frau und an die hat sich Louis von Rohan selten in seinem Leben vergebens gewandt. Jetzt aber habe ich es mit der Prinzessin zu thun, jetzt muß ich dem Dauphin Vergebung auswirken — nicht mir!"

„Wir werden sehen! Ich fürchte, wir haben hier den ganzen Heirathsplan verdorben!"

„Verdorben? Im Gegentheil, zu Stande gebracht," antwortete der Prinz; — „lassen Sie mich nur sorgen. Was wäre denn Diplomatie, wenn nicht die Kunst, die

Unbesonnenheiten des Feindes zu benutzen und die eigenen vergessen zu machen."

„An meiner Bewunderung wird es Ihnen nicht fehlen, Monseigneur," sagte Brancas.

„So kommen Sie, ich muß Toilette machen für die Abendgesellschaft der Kaiserin!"

Damit schob der Prinz seinen Arm in den des Herzogs und beide verließen den Park.

Die verhängnißvolle Allee, die zum Hause des Elephanten führte, verödete jedoch damit noch keineswegs. Denn erstens blieb Theodor von Brancas zurück, und nachdem er eine Weile, in Gedanken verloren, dagestanden hatte, ohne enträthseln zu können, was diese Scene bedeute zwischen Rohan, seinem Vater und der zürnenden Erzherzogin — denn daß sie es sei, hatte er ja gleich bei den ersten Worten voll Hoheit und Stolz, die er von ihr vernommen, errathen können, — nachdem er, wie gesagt, eine Weile sich darüber vergebens den Kopf zerbrochen, hörte er neben sich einen leisen schüchternen Schritt und aufblickend gewahrte er Resi. —

Damit wir es gleich gestehen — Resi kam nicht erst in diesem Augenblicke: Resi hatte bereits eine kleine Weile in der Nähe gestanden, denn Resi hatte gelauscht!

Jetzt trat sie aus den Gebüschen, hinter welchen sie sich versteckt gehalten, hervor, und schüchtern sagte sie:

„Sind Sie es? O sagen Sie mir, was bedeutete das? wer war der Herr, der so eben mit Ihrem Vater — denn einer war ja wohl Ihr Vater? — hier war und gegen den die Erzherzogin so heftig wurde?“

„Es war der Prinz von Rohan,“ antwortete Theodor.

„O mein Gott, so habe ich den Namen recht gehört! wenn ich nur wüßte, wie alles dies zusammenhängt,“ sagte sie äußerst beklommen.

„Was ist Ihnen, Fräulein, Sie sind ja so ängstlich als ob Myrrha wieder verloren wäre!“

„O ich fürchte, es ist viel mehr verloren als Myrrha, ich fürchte, ich darf meiner Cousine nie mehr vor die Augen kommen; und daran,“ setzte Resi, ihre Lippen zum Schmollen aufwerfend, hinzu — „daran ist weiter Niemand Schuld als Sie!“

„Als ich?“ —

„Als Sie!“ —

„Erklären Sie mir, wie kann ich hier etwas verbrochen haben?“

„Nun, verbrochen haben Sie auch nicht gerade Etwas,“ antwortete Resi, die zu fühlen schien, daß sie wohl schon zu viel gesagt und die jetzt die Erklärung, welche Theodor forderte, zu umgehen suchen mochte. Aber Theodor ließ nicht nach mit Fragen. Und so gestand sie

ihm denn endlich, „daß man vorgehabt, sich mit seinem Vater und ihm einen Scherz zu machen, daß sie dies nicht habe zugeben wollen, weil er,“ sagte sie, „ihr so ehrlich habe Myrrha suchen helfen, und daß nun sein Vater und Rohan doch zu dem Rendezvous gekommen, und daß eine arge Geschichte daraus werde, da Rohan den Damen sicherlich gesagt haben werde, daß sie verrathen seien. Und von wem, das werde ihre Cousine schon sich selber sagen. Rohan ist vielleicht im Stande gewesen,“ fügte Resi hinzu, „ihnen das Billet zu zeigen, welches ich an Ihren Vater schrieb!“

Theodor fühlte sein Herz frohlocken bei dem, was Resi sagte; denn dies ungeahnte Wohlwollen seiner jungen Freundin für ihn erfüllte ihn mit einer ganz eigenthümlichen Glückseligkeit, worüber er sogar im ersten Augenblick ihren Schmerz vergaß. Er suchte sie zu beruhigen, indem er sie versicherte, daß alle Parteien bei dieser Angelegenheit wahrscheinlich für das Beste halten würden, unverbrüchliches Schweigen darüber zu beobachten.

„Ja,“ sagte Resi, „wenn das auch wäre, so fürchte ich doch, daß es ihnen Allen nichts mehr helfen wird. Denn als ich hierher ging, trat gerade die Hofmeisterin der Erzherzogin in die Gartenthür, welche aus den Zimmern der Prinzessin in den Park führt. Sie erkannte mich, rief mich herbei, und in großer Aufregung fragte

sie mich, ob ich nicht wisse, wo die Erzherzogin sei, oder wo meine Cousine sei, welche vor einer Stunde bei jener in deren Zimmer gewesen. Ich stammelte erschrocken eine Antwort und wollte forteilen, aber die Baronin ließ mich nicht und fragte so lange, bis ich ihr, wie ich fürchtete, zu viel gesagt hatte! Nun aber hörte ich vorhin, wie die Kammerfrau der Erzherzogin sagte, daß die Baronin von Virneburg gleich zur Kaiserin geeilt sei. Brühwarm überbringt sie ihr, was sie mir durch ihre Fragen ausgepreßt hat. — Denken Sie sich, welche Geschichte das geben wird; und wenn meine Cousine hört, daß . . . o mein Gott, wohin flüchte ich mich!" unterbrach sich das geängstigte junge Mädchen in Thränen ausbrechend.

„Um Alles in der Welt, weinen Sie nicht!" beschwor Theodor sie, indem er lebhaft ihre Hand ergriff — „hören Sie auf zu weinen, ich kann Sie nicht weinen sehen!"

Resi hatte ihre Thränen plötzlich getrocknet. Ein überaus rascher Gefühlswechsel schien nur noch aufrichtige Verwunderung in ihrer Seele gelassen zu haben, als sie die Augen zu Theodor aufschlagend naiv fragte:

„Sind Sie mir denn gut?"

„Und wie gut — o Resi, wie gut!" antwortete der junge Mann.

„Ist es möglich?"

„Mein Leben gebe ich für Sie, Resi!“

Resi umschlang seinen Hals und legte ihren Kopf auf seine Schulter.

„Dann fürchte ich meine Cousine nicht mehr!“ sagte sie.

Theodor hätte beinahe vor Glück die Besinnung verloren. Er athmete ein paar Mal tief auf — dann aber wagte er es — er legte den Arm um ihre zarte Gestalt — und dann wagte er noch mehr — er sagte:

„Resi — mein Vater will ja, daß ich mich verheirathe — lasse mich Dich heirathen und wir haben dann Niemand und nichts mehr auf der Welt zu fürchten?“

Resi entwand sich ihm bei diesen Worten. Sie legte ihren leichten Arm in den seinen und flüsterte:

„Führe mich jetzt heim, Theodor!“

Sechstes Capitel.

Etwa zwei Stunden später war der Prinz von Rohan in Begriff, sich in die Abendgesellschaft der Kaiserin Maria Theresia zu begeben, als ihm ein Billet überbracht wurde.

„Vom Herrn Herzog von Brancas,“ meldete der Kammerdiener, der es überreichte.

Rohan öffnete es hastig und las folgende Zeilen:

„Wahrhaftig, Monseigneur, die Zeit, in welcher Wunder geschehen, ist noch nicht vorüber. Sie haben heute die Rolle meines Sohnes gespielt: und denken Sie sich, dadurch ist ein geheimer Rapport zwischen den beiden Doppelgängern entstanden. Mein Sohn ist als ein wahrer kleiner Rohan en herbe nach Hause gekommen. Er ist verliebt; er hat Declarationen gemacht; er hat im Sturm ein Herz erobert; er will augenblicklich heirathen! Sie wissen, sein glücklicher Vater verlangt nichts besseres. Vor allen Dingen aber eile ich Ihnen dieses mitzutheilen, weil seine Geliebte unsere freundliche Warnerin, weil sie die Nichte der Gräfin Caroline von Wiprechtstein ist. Ich bin überzeugt, daß Sie diesen Umstand bei Ihren ferneren strategischen Plänen werden zu benutzen wissen!

Ich bin, Monseigneur
ganz Ihr
Brancas.“

„Das vereinfacht unsere strategischen Pläne allerdings außerordentlich!“ sagte Rohan lächelnd für sich hin, steckte das Billet zu sich und ging, um seine Carrosse zu besteigen. Nach einer halben Stunde hielt sie vor dem Landhause der Gräfin von Wiprechtstein. Rohan ließ sich

bei ihr melden; und da er mit Recht fürchtete, daß Gräfin Caroline den gewiß überaus unerwarteten Besuch werde abweisen lassen, so schritt er mit kecker Miene hinter der meldenden Kammerfrau her. Als die Letztere ihrer Herrin seinen Namen nannte, sah sie zu ihrer großen Indignation, daß dies sehr überflüssig war, denn der französische Herr stand bereits auf der Schwelle des Wohnzimmers der Gräfin.

Caroline von Wiprechtstein fuhr erblassend auf — Rohan bemerkte, daß ihre Augenränder geröthet waren. Auf einem Schemel in der Ecke saß Resi, und das arme Kind schluchzte so heftig, daß sie es sogar jetzt vor den Augen des Fremden nicht unterdrücken konnte.

„Sie, mein Prinz?! Sie kommen zu mir?“ sagte Gräfin Caroline mit dem Ausdruck aufwallenden Zorns — und dann wandte sie sich rasch zu Resi und hieß sie in befehlendem, hartem Tone auf ihr Zimmer gehen.

Resi verschwand.

„Ich komme zu Ihnen, Gnädigste,“ antwortete, als sie allein waren, Rohan mit einer tiefen ehrfurchtsvollen Verbeugung; „ich komme zu Ihnen, Abbitte zu leisten — und ich hoffe, Sie werden mir Ihre volle Verzeihung nicht vorenthalten. Sie ließen mich glauben, ich habe es mit einer Novize zu thun — wollen Sie mir zürnen, daß ich den Irrthum nicht augenblicklich einsah?“

„Sie fügen noch Spott zu der Beleidigung, Monseigneur; in der That ich weiß nicht, was mich abhält, die Klingel zu ziehen und . . .“

„O ich weiß, was Sie davon abhält, Gräfin; das gemeinsame Interesse.“

„Sie irren sich; ich wüßte nichts, was zwischen mir und dem Herrn Prinzen von Rohan gemeinsam wäre!“

„Bekämpfen Sie Ihren Unwillen gegen mich, schöne Frau,“ antwortete Rohan mit einem Ausdruck lächelnder Ueberlegenheit, welcher die Gräfin empörte. „Gewiß,“ fuhr er fort, „haben wir ein gemeinsames Interesse: — Sie sind bedroht von dem Zorn der Kaiserin, ich habe das Unglück gehabt, den der Erzherzogin zu erregen. Aber ich weiß einen Weg, beide zu entwaffnen; sollten Sie sich nicht gefallen lassen, auf diesem Wege eine kurze Strecke mit mir zu wandern?“ —

Caroline schwieg. Sie war zu hochmüthig, einzugestehen, wie sehr er Recht hatte, als er sie vom Zorne der Kaiserin bedroht nannte: einzugestehen, daß ihr die Baronin von Virneburg vor einigen Stunden, als sie die Erzherzogin in ihre Gemächer zurückbegleitet, zu verstehen gegeben, sie, die stolze, am Hofe beinahe aufgewachsene, nur für den Hof lebende Frau Gräfin von Wiprechtstein werde am folgenden Tage officiell die Weisung erhalten,

sich nie mehr am Hofe blicken zu lassen und sich auf die Güter ihres Mannes zurückzuziehen.

„Sie geben mir Recht," fuhr Rohan deshalb, in ihren Mienen lesend, fort. „Nun hören Sie. Sie sind es, der ich die plötzliche Abneigung der Erzherzogin Marie Antoinette gegen die Verbindung mit dem Enkel meines Königs verdanke. Alles stand auf's Beste, bis zu dem Augenblicke, wo Sie von Ihrer Reise zurückkamen und die Erzherzogin sprachen. Nun wohl, lassen Sie Ihre gewandte Zunge die Lanzenspitze jenes Gottes sein, die allein die Wunden heilte, welche sie geschlagen hatte. Sagen Sie Ihrer jungen Königlichen Freundin, daß Alles, was Sie ihr erzählt, eingegeben worden sei von dem Verlangen, sich für die unfreundliche Behandlung zu rächen, welche Ihnen von meinem Könige bei Ihrer Vorstellung in Versailles widerfahren sei: oder, wenn Sie lieber wollen, von dem Verlangen, die Erzherzogin hier und in Ihrer Nähe zu halten. Sagen Sie ihr, daß Sie aber jetzt, wo Sie fürchten müßten, vom Hofe verbannt zu werden, wo also das Schicksal Sie ohnehin von Ihrer jungen Freundin losreiße, wo die Unwahrheit, welche Sie gesprochen, Ihnen keinen Vortheil mehr bringe, daß Sie jetzt die Wahrheit reden und gestehen wollten, wie Sie den Dauphin verleumdet hätten ...."

„Und so etwas Unwürdiges wagen Sie mir zuzu=

muthen? Ich soll meine Freundschaft für die Erzherzogin verrathen, soll..."

„Sie sollen Ihre Freundschaft für die Erzherzogin bewähren, sollen sie vor dem Unwillen der strengen Mutter schützen, sollen sich selbst vor dem Zorn der Kaiserin sicher stellen."

„Und wie soll das geschehen?" fragte Caroline von Wiprechtstein.

„Erlauben Sie mir vorher eine andere Frage. Was beabsichtigen Sie mit Ihrer liebenswürdigen Nichte anzufangen, dem armen Kinde, welches ich vorhin hier in Thränen aufgelöst fand?"

„O die kleine Schlange, die uns verrieth, wie sie mir selbst gestanden — sie soll augenblicklich in ihr Kloster zurück."

„Wie hart Sie sind, gnädigste Gräfin! Aber lassen wir das bei Seite gestellt. Kommen wir zur Sache zurück. Wollen Sie meinen Wunsch erfüllen? Den Preis habe ich Ihnen schon genannt; er heißt: die Wiederkehr der vollen Gunst der Monarchin; Lösung alles Zwiespalts in schöner Harmonie. Ich verpfände Ihnen mein fürstliches Wort dafür, Gräfin — es wird Ihnen genügen."

Gräfin Caroline schwieg. Ihre Brust hob sich unter einem tiefen Seufzer.

„Ich sehe, Sie willigen ein!" fuhr Rohan fort.

In der That, Caroline mußte, wenn Rohan halten konnte, was er versprach, einwilligen, so verächtlich sie auch seinen Vorschlag im ersten Augenblick zurückgewiesen hatte. Das Schicksal, vom Hofe verbannt zu werden, war für sie etwas Entsetzliches: Dazu kam, daß sie nicht wußte, wie den Vorwürfen und dem Zorn ihres Mannes begegnen, wenn dieser ihre Ungnade erfuhr und die Gründe derselben ihm kund wurden!

Rohan las in ihren Zügen, daß er gewonnenes Spiel hatte. Er erhob sich aus dem Sessel, den er vorhin, ohne ihre Einladung abzuwarten, eingenommen hatte.

„Also wir sind einverstanden," sagte er. „Machen Sie Toilette, gnädigste Gräfin, und dringen Sie, ohne sich abweisen zu lassen, bis zur Erzherzogin vor. Die Virneburg kann Ihnen eine Unterredung mit Marie Antoinette nicht wehren; die gute alte Dame muß es ja für Etwas wie ein letztes Abschiedswort halten! Ist es Ihnen dann gelungen, das, was Sie der Erzherzogin wider den Dauphin eingeredet haben mögen, ihr wieder auszureden, willigt die Erzherzogin in die französische Verbindung ein, weil ich nur unter dieser Bedingung den allgemeinen Friedensstifter mache — nun wohl, dann erscheinen Sie im Abendzirkel . . . ."

„Ich? wo denken Sie hin!" fragte die Gräfin. „Die Kaiserin . . . ."

„Wird Sie voll Huld aufnehmen, wenn Sie an meiner Seite vor sie treten.“

„Und das wollen Sie wirklich bewerkstelligen? Auf welche Weise?“

„Wäre es nicht besser, daß Sie dies bis zum entscheidenden Augenblick mein Geheimniß sein ließen? Die Zeit drängt!“

„Verlangen Sie denn, ich soll thun, was Sie wollen, ohne daß ich eine Bürgschaft für Ihre Versprechungen habe?“

„Wie — das fürstliche Wort eines Rohan ist keine Bürgschaft für Sie, Gräfin von Wiprechtstein!“

„Nun wohl,“ sagte Caroline mit einem raschen Entschlusse aufspringend und ihrer Kammerfrau schellend.

Hätte sie auch nicht so dringende Gründe gehabt, Rohan's Vorschlag anzunehmen — der Gedanke, daß man ja am Ende Marie Antoinette doch wohl überreden werde, in diese französische Heirath, die Alle wünschten, zu willigen; daß sie deshalb ihrer erlauchten jungen Freundin eine Wohlthat erweise, wenn sie derselben ihr Schicksal in versöhnenderm Lichte zeige — dieser Gedanke gab den Ausschlag.

„Gehen Sie,“ sagte sie deshalb jetzt ganz eifrig. „Ich will thun, was Sie verlangen. Also wir sehen uns dann im Salon der Kaiserin!“

„Sie werden mich auf meinem Posten finden!“ Mit dieser Versicherung verbeugte sich Rohan und ging.

„Zu Hofe!“ befahl er draußen seinem Lakai, der den Wagentritt vor ihm niederschlug. —

In den Zimmern der Kaiserin drängte sich ein guter Theil alles dessen, was die Auszeichnung genoß, zu den abendlichen Spielpartien der Monarchin Zutritt zu haben.

Maria Theresia saß am Tarocktische in einem der hinteren Salons ihrer Gesellschaftsräume. Rohan hielt sich möglichst lange in den vorderen Gemächern im Gespräch mit Herren und Damen auf, welche er kannte, und vermied so, von der Kaiserin früher erblickt zu werden, als er es wollte. — Er scherzte mit der sorglosesten Heiterkeit; doch flog sein Auge unvermerkt von Zeit zu Zeit voll Spannung dem Eingange zu. Endlich, nach einer vollen Stunde des Harrens, erblickte er, was er so ängstlich erwartete. Gräfin Caroline von Wiprechtstein erschien im Hofkleide von gelbem großblumigem Damast, das ihm vollständig sonnig entgegenleuchtete, unter der Portière des Eingangszimmers: auch auf ihren hübschen und nur etwas zu brünetten Zügen lag ein sonniger Ausdruck, der Rohan das Beste weissagte.

Während sie durch die Mitte des ersten Salons rauschend daher schritt, nahte sich ihr der Prinz.

„Ich habe meine Aufgabe gelöst, wenn es mir auch

nicht leicht geworden ist," flüsterte sie ihm zu. „Thun Sie jetzt das Ihre."

„Sie sind anbetungswürdig!" antwortete er; „nähern wir uns der Majestät."

Sie begaben sich beide nacheinander in das Spielzimmer der Kaiserin.

Auf der hochgewölbten Stirn der großen Monarchin lag düsterer Ernst. Man hatte sie lange nicht so einsilbig gesehen, wie an diesem Abende. Doch schien sie in ihre Karten vertieft, und blickte nur selten flüchtig über dieselben hinüber auf die Gruppen der leise sich unterhaltenden Anwesenden. Einer dieser Blicke streift endlich die Gräfin Caroline: groß und verwundert haftete er einen Augenblick auf derselben, die an der Thür stehen geblieben war und sich anscheinend sorglos mit einer Bekannten unterhielt.

Dann hoben sich noch mehrmals rasch nacheinander die Augenlider der Kaiserin und kehrten zu derselben Gestalt zurück. Es war als wolle sie sich überzeugen, daß ihre Sinne sie nicht täuschen, daß es wirklich und wahrhaftig die Gräfin von Wiprechtstein sei, welche den Muth habe, heute Abend in den Gemächern der Kaiserin zu erscheinen!

Caroline entgingen diese Blicke nicht. Ihr Herz

pochte dabei in krampfhafter Bewegung; eine innere Angst schnürte ihr beinahe die Kehle zu. —

Die Kaiserin hatte endlich ihr Spiel beendigt: mit einer gewissen unmuthigen Raschheit warf sie die Karten fort, und erhob sich.

„Es ist Zeit! kommen Sie!" hörte Caroline in diesem Augenblicke Rohan's Stimme neben sich flüstern: sie wandte sich zu ihm, und nahte an seiner Seite der gefürchteten Gebieterin, die so mild, so gut, und wieder so unerbittlich strenge sein konnte. — Caroline hatte bei diesem kurzen Gange Mühe, sich aufrecht zu halten, so wankten ihre Knie.

„Ah, mon Prince!" sagte Maria Theresia Rohan fixirend, und zwar so, daß es schien, sie bemerkte Caroline, so dicht diese neben ihm war, gar nicht.

„Majestät," begann der Prinz, während die übrigen Anwesenden sich, der Etiquette gemäß, außerhalb des Gehörkreises zurückzogen — „Die Frau Gräfin von Wiprechtstein und Allerhöchst Dero unterthänigster Diener werden von einer gleichen Absicht zu den Füßen der Kaiserin geführt; die Gräfin will dort im eignen und ich im Namen meines Vetters und Freundes, des Herzogs von Brancas, eine Bitte niederlegen."

„Reden Sie!" sagte die Kaiserin mit einem Tone,

der jetzt sehr entfernt war von der gewöhnlichen Huld, welche sie Rohan zu zeigen pflegte.

„Es handelt sich," fuhr der Prinz, unbeirrt dadurch, mit großer Ruhe fort, „es handelt sich um eine Verbindung des jungen Grafen Theodor von Brancas und der Nichte der Frau Gräfin von Wiprechtstein, der anmuthigen Baronesse Resi, welche das Glück hat, Taufpathin der erhabensten Monarchin zu sein. Die jungen Leute haben sich in einer plötzlichen Neigung gefunden, nachdem am heutigen Abend eine Zusammenkunft zwischen ihnen im Parke vermittelt worden war. Und nicht allein die Frau Gräfin billigt die Wahl ihrer Nichte und Schutzbefohlenen: die künftige Königin der künftigen Gräfin und einst Herzogin vou Brancas hat die hohe Gnade gehabt, die Frau Gräfin von Wiprechtstein auf deren dringende Bitten zu der Entrevue im Park zu begleiten und sich huldreichst die beiden jungen Leute, die bestimmt sind, ihre Vasallen zu werden, vorstellen zu lassen. So fehlt denn nur noch die allergnädigste Einwilligung der Majestät, welche wir eben zu erflehen kommen — ich, wie gesagt, im speciellen Auftrage des Herzogs . . . ."

Wäre Maria Theresia nicht in hohem Grade von den Worten des Prinzen überrascht und in Anspruch genommen worden, so hätte sie Verdacht wider die Wahrheit derselben schöpfen müssen, und zwar aus dem Gepräge unverhohlenen

Staunens, womit die Gräfin Caroline auf den unverschämten Lügner an ihrer Seite blickte. Aber die Kaiserin, die immer, wenn es sich um Heirathsangelegenheiten handelte, ganz Frau und ganz Theilnahme war, fiel lebhaft ein:

„Das überrascht mich in der That! Wie, die Resi, das blutjunge Kind, will den frommen jungen Brancas heirathen .... und was sagen Sie da von der zukünftigen Königin von Frankreich ....?"

„Die Erzherzogin Maria Antoinette —"

„Aber, Rohan, haben Sie denn Alles vergessen, was ich Ihnen noch heute gesagt habe?"

„Wie würde nicht jedes Wort, welches eine so erhabene Monarchin an ihren unterthänigsten Diener und Bewunderer zu richten die Huld hat, ihm unvergeßlich in's Herz geschrieben sein? Doch werden Ew. Majestät mir nicht die Vermessenheit zuschreiben, daß ich nicht jedes in Allerhöchst Dero Gegenwart gesprochene Wort vorher sorglichst wäge und prüfe, bevor es über meine Lippen kommt.... so sprach ich von der künftigen Königin von Frankreich, weil Frankreich so glücklich ist, eine künftige Königin zu besitzen!"

„Wie, meine Tochter wollte ...?"

Der Prinz legte betheuernd die Hand auf die Brust und fuhr fort:

„Wenn die Erzherzogin in diesem Augenblicke einen Entschluß gefaßt hat, welcher den Wünschen ihrer erhabenen Mutter und meines Königs so willkommen ist, so hat vielleicht den größten Antheil daran die Frau Gräfin von Wiprechtstein, die, als eben aus Paris heimgekehrt, ja am besten im Stande war, der Erzherzogin, deren hohe Huld sie genießt, Wahres über den Hof des Allerchristlichsten Königs und den Dauphin zu berichten. Jedenfalls ist der Entschluß gefaßt und die Frau Gräfin wird bestätigen ...“

Die Kaiserin richtete jetzt zum ersten Male einen gnädigen Blick auf die Gräfin Caroline; sie unterbrach Rohan, indem sie sagte:

„Nun, es soll mir lieb sein, wenn ich es von der Erzherzogin selbst höre. Ich danke, Gräfin Lini! man hat mich ganz andere Dinge von Ihnen vermuthen lassen! Und was die Resi angeht — also das ist's gewesen, was die Antoinette sich hat einfallen lassen, ohne mein Wissen unter ihre Protektion zu nehmen! Darum war sie heute echappirt! Nun, Gott sei Dank, daß ich die Wahrheit über die Sache hör', bevor ich meiner Tochter den Kopf gewaschen hab', was ich mir halt für morgen stark vorgenommen! Ja, ja, so erklärt sich Alles. Die einfältige Virneburg! Was für eine saubre Geschichte hat sie mir von meinem armen Kinde daraus gemacht! Nun, Gräfin Lini, sagen's der

jungen Braut das Schönste von mir und bringen's mir das Kind bald mitsammt ihrem Bräutigam!"

Gräfin Caroline verbeugte sich aufs tiefste — sie hätte eigentlich mehr Lust gehabt, sich hoch aufzurichten, so glücklich fühlte sie sich über die glorreich bestandene Gefahr.

„Und Sie, Prinz Rohan," fuhr Maria Theresia fort, „Sie hoffe ich morgen zu sehen, wir sprechen dann weiter über die Sache."

Damit entließ sie Beide, mit einer huldvollen Handbewegung, und mit einem Gesichte, dessen düstre Falten sich wunderbar geglättet hatten, verabschiedete die Kaiserin bald darauf die ganze Gesellschaft und zog sich in ihre Gemächer zurück.

„Nun? habe ich Wort gehalten?" sagte Rohan triumphirend zu der Gräfin, als er ihr den Arm bot, um sie zu ihrem Wagen zu führen.

„Wie ich das meine," antwortete flüsternd Caroline von Wiprechtstein, „nur mit dem Unterschiede, daß ich nur zu Stande gebracht, was ich versprochen — Sie aber ..."

„Es ward Ihnen nicht leicht, sagen Sie?" unterbrach der Prinz ihre Rede.

„O nein, die Erzherzogin widerstrebte sehr. Nur das eigene Verlangen, nachdem sie ihrer Mutter heute Kummer bereitet, sich ihr als gute Tochter zu zeigen, ließ

sie endlich einwilligen, dem Dauphin eine andere Antwort zu ertheilen. Aber ich mußte ihr erst vielfach versichern und betheuern, daß man von dem jungen Herrn eigentlich nur Gutes sagen könne — und das ist ja auch im Grunde die Wahrheit!"

„Nur die Wahrheit!" wiederholte ironisch lächelnd Rohan.

„Wenigstens wahrer," fuhr Gräfin Caroline, noch mehr ihre Stimme dämpfend, fort, „als das was Monseigneur der Kaiserin zu sagen beliebte. Die arme Resi! Ich bin empört gegen sie; aber dennoch dauert sie mich!"

„Sie dauert Sie?"

„Verdient sie das nicht?"

„Keineswegs. Sie wird heute noch an Ihrem Busen Freudenthränen weinen," fiel Rohan ein. „Theodor von Brancas und Baronesse Resi haben ihre jugendlichen Herzen getauscht und glühen für einander!"

„In der That? Das wäre ja ein wahres Glück; denn wissen Sie, wie Sie und ich mir so eben noch vorkamen?"

„Nun?" fragte der Prinz.

„Wie ein Paar Seelenverkäufer!"

Rohan lachte. „Sie sehen, Sie haben völlig unrecht," versetzte er. — „Mir," und dabei half er der Gräfin in ihren Wagen, der eben vorfuhr, „mir kommen wir beide jetzt nur als gute Freunde vor!"

Die Gräfin antwortete nicht, aber der Prinz von Rohan fühlte den Druck seiner Hand erwidert, die er der Gräfin zum Abschiede gereicht hatte.

Wie sehr Theodor und Resi von der Kunde ihres Glücks, welche ihnen noch am selben Abend, dem einen von Rohan, der anderen von der Gräfin gebracht ward, überrascht und entzückt wurden, brauchen wir nicht zu schildern. Wir setzen nur hinzu, daß sie von nun an noch sehr viele schöne Kloster-Erinnerungen gegen einander austauschten, daß aber kein Augenblick in ihrem Leben eingetreten ist, wo sie sich ernstlich in ein Kloster gesehnt hätten. Wollte Gott, es könnte von unserm andern Paare, es könnte von der künftigen Königin von Frankreich dasselbe berichtet werden! —

Leipzig,

Druck von Giesecke & Devrient.

S. 40–41 [illegible] [illegible]
9